HISTORISCHES TASCHENBUCH

Historisches Taschenbuch.

Fünfte Folge.

Vierter Jahrgang.

Historisches
Taschenbuch.

Begründet von Friedrich von Raumer.

Herausgegeben

von

W. H. Riehl.

Fünfte Folge. Vierter Jahrgang.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1874.

1879, Sept. 15.

Vorwort.

Die ersten sechs Beiträge dieses Jahrganges bedürfen keiner besondern Einführung; Stoff und Behandlungsart rechtfertigt sich selber. Ein Aufsatz, welcher vom Heerwesen handelt — wenn auch des Xerxes; oder über eine Seuchenordnung — wenn sie auch von keinem Professor der Hygiene, sondern von einem Heiligen entworfen wurde; über Agrarverfassung — wenngleich in den abgeschiedenen Thälern Tirols; oder über kirchlich beeinflußte Universitätszustände — wenn auch im alten Toulouse; über die vielgenannten, aber wenig gekannten Kunstalterthümer von Ravenna, oder über das geheimnißvolle Schicksal der wahnsinnigen Johanna von Castilien: — alle diese Aufsätze sagen im Titel schon klar, was sie wollen, und reizen zum Lesen durch das fremdartig specialistische Interesse des Gegenstandes.

Der Herausgeber hat dagegen bei der „Kriegsgeschichte der deutschen Oper“ nicht sowol einen fremdartigen Stoff gewählt, als eine für die Leser des „Taschen-

buches" fremdartige Behandlungsweise. Ich erlaube mir hierüber ein paar rechtfertigende und orientirende Worte.

Der Aufsatz gibt ein historisches Tendenzbild; aber hoffentlich nicht in dem schlimmen Sinne, daß der Verfasser seine Tendenzen in die Geschichte getragen hätte. Ich suchte vielmehr die Fäden der Tendenz bloßzulegen, welche die Geschichte selbst gesponnen hat. Hierdurch stellt sich aber die ganze Arbeit auf die Grenzscheide des kritisch abhandelnden und des historischen Vortrags. Sie bietet keine fortlaufende Geschichtserzählung; die Disposition ist nicht chronologisch angeordnet, sondern nach der Reihenfolge ästhetischer Kategorien. Allein hierdurch kommen wir dennoch zur Schilderung eines historischen Processes, weil nicht etwa die philosophischen Argumente des Verfassers, sondern die Thatsachen der Geschichte überall als Entscheidungsgründe vorgeführt werden. Es ist der Versuch, eine Zeit- und Streitfrage vor das Forum der Geschichte zu ziehen. Die Proceßacten bieten dann von selbst doch zuletzt das historische Gemälde eines Kampfes, des Kampfes um Leben und Sterben bei einer mächtig entwickelten, einflußreichen Kunstgattung, welche von Anbeginn mit dem Fluche der Zwitterhaftigkeit rang, welche den Keim des Todes auch in ihrer schönsten Blüte zeigt und die fortschreitende Zersetzung in den Tagen ihrer ausgebreitetsten Herrschaft. Die vorgeführten Thatsachen sind nicht neu, die Folgerungen und Gedanken, welche sich aus ihrer Zusammenstellung ergeben, dürften dagegen theilweise neu erscheinen, und eben

wegen dieser Neuheit wird das Gesammtergebniß auf vielfachen Widerspruch stoßen. Allein, was die Geschichte seit zweihundert Jahren so eindringlich und ohne Unterlaß ausgesprochen hat, das kann, in bündige Schlußsätze zusammengefaßt, doch kein bloßes Paradoxon sein.

In den einleitenden Worten, welche wir im vorigen Jahrgange der Mack'schen Denkschrift über die Capitulation von Ulm vorausschickten, heißt es S. 6: „Das Manuscript wurde vor langen Jahren von einer österreichischen Militärbehörde einem Privatmanne bei Tilgung einer Schuldforderung an Zahlungsstatt gegeben und gelangte durch weitere Hände zuletzt in den Besitz der Verlagshandlung dieses «Taschenbuches»." Hier liegt ein Irrthum seitens der Redaction vor. Das Manuscript ist nämlich nicht durch eine österreichische Militärbehörde, sondern durch einen hohen österreichischen Militär einem Privatmanne an Zahlungsstatt überlassen worden. Wir säumen nicht, diesen Irrthum hiermit zu berichtigen.

München, 15. Juli 1874.

W. H. Riehl.

Inhalt.

Eine Heerschau des Xerxes.

Von

Ferdinand Justi.

„Unnahbar im Streit ist das beherzte Volk der Perser", singt der Chor in den „Persern" des Aeschylus. Schon in zarter Jugend zu künftigen Kriegern erzogen, trugen in der That die Perser ihre siegreichen Feldzeichen über die weiten Gebiete vom Indus und Jaxartes bis an die Grenzen der Sahara; erst Alexander wog die gegen die persische Streitmacht geringe Anzahl der macedonischen Soldaten durch überlegene Kriegskunst auf und zertrümmerte die Heere, vor deren bloßem Anblick bisher alles gezittert hatte. Abgesehen von der anderweitigen Erziehung, über welche uns Xenophon so ausführlichen Aufschluß gibt, legte man besonders Gewicht darauf, daß die Knaben schon früh im Reiten, Speerwerfen und Pfeilschießen (die Perser waren nach Procop, Bellum Pers., I, Kap. 18, die besten Schützen der Welt), sowie in der Ausübung der Jagd, die man als Vorspiel des Krieges betrachtete, Anleitung erhielten, und die Auszeichnungen, welche man im Kriege sich hervorthuenden Männern zutheil werden ließ, waren ein mächtiger Antrieb zur Nacheiferung. In den Palästen der Reichen waren die Wände mit Gemälden geschmückt, welche ausschließlich Jagden und Kampfscenen darstellten, und der Perser pflegte selbst bei Gelagen sein Schwert nicht abzulegen. Es läßt sich aus den Beschreibungen der vielen Schlachten, welche dem Untergange des persischen Reiches vorausgingen, unschwer der Beweis führen, daß nicht der Mangel an Tapferkeit, sondner nur

das geringe Feldherrntalent der persischen Anführer, welche meist auf das numerische Uebergewicht rechneten, wo dies gerade ein wirksames Eingreifen kleinerer Heerkörper verhinderte, sowie der Umstand, daß oft das Zurückweichen eines Theiles der Schlachtlinie das ganze Heer zur Flucht veranlaßte, es gewesen sind, was die beständigen Niederlagen der Perser durch die Macedonier bewirkt hat.

Der Perser war verpflichtet, im zwanzigsten Jahre in den Kriegsdienst zu treten, und erst im funfzigsten war er gänzlich befreit; jedoch wurde jeder Soldat, sobald ein Feldzug beendet war, auf Urlaub entlassen, hatte dann aber keinen Anspruch auf Sold, der nur während des Krieges bezahlt wurde, und nur was er im Kriege erbeutet hatte, durfte er als sein Eigenthum betrachten. Bei wieder eintretendem Kriegsfall wurden die Satrapen beauftragt, das Heer zusammenzurufen, und jeder Krieger bekam seinen regelmäßigen an bestimmten Tagen ausgezahlten Sold. Aus dieser Verpflichtung aller Männer, einen großen Theil ihres Lebens hindurch kriegsbereit zu sein, sobald der König rief, erklären sich die ungeheuern Zahlen, zu denen sich die Stärke des Heeres emporhob. Cyrus rückte mit 120000 Reitern, 2000 Kriegswagen und 600000 Mann Fußvolk gegen Babylon; Darius unternahm mit 800000 Mann seinen Zug gegen die Scythen, Xerxes führte zur Unterjochung Europas nach Herodot's Berechnung 2,001610 Bewaffnete aus Asien, denen sich eine ebenso bedeutende Anzahl von Troß zu Land und Schiff zugesellte. Diese ungeheuere Zahl wird indessen von Ktesias auf 800000 ermäßigt, wozu dann allerdings noch die Wagenkämpfer kamen; wie auch Plinius erzählt, der Bithynier Pythius (Herodot, VII, 27) habe das 788000 Mann starke Heer einen Tag verpflegt. Diodor, dessen Angaben auf Ktesias zurückgehen, beschränkt die Zahl von 800000 auf das Fußvolk, wozu 200000 auf dem Marsch in Europa gepreßte

Truppen, sowie ebenso viel Troß zu Land und auf den Schiffen kamen; und auch noch andere Schriftsteller kommen mit ihren Zählungen meist auf 1 Million hinaus. Ueber ähnliche Streitkräfte gebot Darius Kodomannus, jedoch standen in der entscheidenden Schlacht bei Arbela nur 200 Kriegswagen, 45000 Reiter und 200000 Mann Fußvolk der Armee Alexander's gegenüber.

Obwol nun im allgemeinen ein stehendes Heer oder ein befestigtes Lager, in welchem auch in Friedenszeit Truppen unter Waffen standen, nicht existirte, so waren doch Streitkräfte nöthig, welche dauernd in Dienst blieben, nämlich außer den königlichen Leibgarden die in befestigten Castellen liegenden Besatzungen der Hauptstädte der einzelnen Satrapien und der Etappen, welche namentlich an der großen Heerstraße von Susa nach Sardes zur Ueberwachung der Grenzen nothwendig waren, oder den Satrapen im Falle einer Rebellion der unterworfenen Völker zur Hand sein mußten.

Wenn wir uns eine Vorstellung von dem persischen Heere machen sollen, wie es zur Zeit der größten numerischen Stärke und der durch die siegreichen Schlachten des Darius erlangten Siegeszuversicht beschaffen war, so erlaubt der Leser wol die Bitte, sich in die Zeit zurückversetzen zu wollen, in welcher ein Vorspiel des großen Ringens Europas und Asiens, hellenischer und morgenländischer Bildung sich ereignete, ein Vorspiel, welches zwar für das persische Reich und Asien lange nicht die augenblickliche Wichtigkeit gehabt hat, wie die Sieger von Salamis glaubten, welches aber doch den unschätzbaren Nutzen hatte, die blinde Furcht vor dem asiatischen Koloß zu zerstreuen und den Entschluß zu einem dereinstigen siegreichen Angriff nicht mehr als unausführbar anzunehmen.

Herodot hat uns ausführlich die Ausrüstung des Heeres

beschrieben, welches Xerxes gegen Griechenland führte, und wenn er auch den Großkönig erst kurz vor dem Uebergange nach Europa seine Streitkräfte mustern läßt, so dürfen wir uns doch die Annahme erlauben, daß auch in der Residenz Susa eine erste Heerschau abgehalten worden ist, bei welcher wenigstens die Streitkräfte des eigentlichen Iran versammelt gewesen sein können, während die weiter westlich wohnenden erst im Laufe des Marsches von verschiedenen Seiten her sich bei Kritalla in Kappadocien an das übrige Heer anschlossen, und die Völker, welche die Flotte ausrüsteten, ihre Contingente an den Küsten des Mittelmeeres sammelten, die Phönizier, Aegypter, Kyprier, Kilikier, Pamphylier, Lykier, die asiatischen und Inselgriechen (Herodot, VII, 89 fg). Alljährlich fanden ohnehin Musterungen der Truppen, sowol durch den König wie durch die Satrapen statt (Xenophon, Oekonom., IV, 6).

Die Gegend von Susa eignet sich insofern sehr für die Zusammenziehung eines großen Heeres, als die weiten Flächen, welche zwischen den Vorbergen der Zagrosterrasse und dem Persischen Golf, sowie den Stromläufen des Tigris und Euphrat sich ausdehnen, die Entfaltung gewaltiger Heeresmassen begünstigen.

Susa, die alte Burg des fabelhaften Memnon und des Kedor Laomor, der mit andern Königen gegen Sodom und Gomorrha zog, besteht heutzutage aus zwei Hügeln, deren einer über anderthalb hundert Fuß sich erhebt, während der andere nur halb so hoch, aber ungleich ausgedehnter ist; der erstere trug die Citadelle, welche noch zuletzt im Jahre 640 der tapfere Harmosan sechs Monate gegen die Araber vertheidigte; der andere war von Gebäuden eingenommen, deren Beschaffenheit man in dem allgemeinen Ruin nicht mehr ausfindig machen kann; nur auf dem nördlichen Theil desselben, einem durch eine tiefe Rinne von den übrigen abgetrennten

Hügel, hat uns die zerstörende Zeit noch so viel übriggelassen, daß wir eine große Säulenhalle im Stil der Achämeniden, bestehend aus einem quadratischen von 36 Säulen gebildeten Hypostyl, sowie drei auf der Nord-, West- und Ostseite vor ihm liegenden Portiken mit je zweimal sechs Säulen, reconstruiren können, eine Halle, welche ohne Zweifel dieselbe ist, in welcher der König Ahasverus (Xerxes) sein berühmtes Banket gegeben hat. Die Alten überliefern, daß die Gebäude in Susa von Backstein und Erdpech errichtet seien, wie die in Babylon, woraus wir schließen dürfen, daß vor der Zeit der Perser die Stadt in der Weise der Chaldäer gebaut war, während die Perser den Stein aus den zunächstliegenden Bergen, welche den Blick nordwärts begrenzen, geholt haben, um ihre Marmorbauten aufzuführen. Die Citadelle von Susa war eins der großen Schatzhäuser des Königs, wo unter anderm die Reichthümer der geplünderten Tempel von Delphi und Athen bewahrt wurden und wo Alexander nach Plutarch 40000 Talente gemünztes Geld, nach Arrian und Curtius sogar 50000 Talente Silberbarren, hermionische Purpurstoffe von 5000 Talenten Werth und unermeßliche Kostbarkeiten vorfand. Der ganze Umfang beider Hügel beträgt 3½ engl. Meilen, während sich noch die Ruinen der eigentlichen Stadt, das heißt wellenförmige Schutterhebungen ostwärts in einem Umfange von 6—7 engl. Meilen ausdehnen. Eine Strecke weit westwärts (etwa 1½ engl. Meilen) flutet der heute und im Alterthum durch sein schmackhaftes Wasser berühmte Choaspes (Kercha), während im Osten, noch etwas weiter (etwa 6 engl. Meilen) entfernt, der Kopratas (Fluß von Disful) dem Pasitigris (Kuran) zueilt. Unmittelbar unter dem westlichen Abhange des Hügels der Citadelle fließt ein kleines mit schlechtem Wasser versehenes Flüßchen, welches Einige mit Unrecht für den Ulai (Euläus)

des Buches Daniel*) halten. Die Perserkönige schlugen im Frühling in Susa ihr Hoflager auf, nachdem sie den Winter in Babylon zugebracht hatten. Im Sommer ist es in Susa so heiß, daß alles verdorrt und daß, wenn wir Strabo (S. 731, ed. Meineke, S. 1019, 10) Glauben schenken dürfen, selbst Eidechsen und Schlangen ohne sich zu verbrennen nicht über den Sand kriechen können; aber nach der Regenzeit im Januar bedeckt eine rasch wachsende Vegetation üppig die Ebene, und der Frühlingsduft, welcher den zahlreichen Lilien oder Irisarten entströmt, ist so stark, daß man den Namen Susa aus dem semitischen Wort für die Lilie erklärt hat (Aristobulus und Chares bei Athenäus, Deipnosophistae, XII, 513 fg.).

Denken wir uns nun in die Zeit des Glanzes Susas zurück, so sehen wir auf hoher Terrasse die Mauern und Thürme der Citadelle nach assyrischem Muster mit Zinnen bekrönt, und in einiger Entfernung auf einer zweiten Terrasse den Palast der Perserkönige mit den hohen Hallen, von deren schattiger Tiefe die hellbeleuchteten schlanken cannelirten Säulen mit ihren Lotos- und Stierknäufen sich abheben, während sich weiterhin die große Stadt über die Ebene ausdehnt. Südwärts von der Stadt hat Xerxes ein großes Lager aufzuschlagen befohlen, was in kürzester Zeit durch die Verwendung der Soldaten selbst vollzogen wird. Zunächst wird ein Graben ausgehoben (vgl. Zotenberg's Tabari, III, 61), die Erde in Säcke, welche die Soldaten mit sich führen, gefüllt, und mit ihr ein Erdwall mit Böschungen (vgl. den Armenier Elisäus in Langlois'

*) Man vgl. über die schwierigen hydrographischen Verhältnisse Susianas Chesney, Expedition to the river Euphrates, II, 360; Rawlinson im Journal of the R. Geograph. Soc., IX, 85, 90; Long, ebend., XII, 105; Loftus, Chaldaea and Susiana, S. 423; Spiegel, Eranische Alterthumskunde, II, 625.

Collection des histor. armén., S. 217) aufgeführt, hinter welchem die Bagagewagen aufgestellt werden, die eine Art von zweitem Wall bilden. Der Wall wird außerdem mit Balken und hölzernen Palissaden versehen, denn da man in Feindesland vor einem nächtlichen Ueberfall nicht sicher ist, muß das Lager wenigstens so lange vertheidigt werden, bis das Heer Zeit hat, sich zu rüsten, und namentlich die unbändigen Pferde, welche an ihre Ständer gefesselt werden, loszumachen und mit ihrem Geschirr und Harnisch zu bedecken. Rings um den Wall stehen Wachtposten (im Avesta, den heiligen Schriften der Perser, spas genannt), welche bei Nacht sich wach halten durch das Absingen von Liedern auf die Gerechtigkeit und das Glück des Königs in althergebrachten Weisen, oder durch Wiederholung von Improvisationen poetischer Kameraden auf den nahen Sieg ihrer Waffen und auf das thörichte Beginnen des Feindes, den Kampf mit ihnen aufzunehmen (man sehe Zosimus bei Brissonius de regio Persarum principatu, S. 773). Die Wachtposten müssen nicht nur auf jedes verdächtige Geräusch Acht geben, sondern auch nach dem Erscheinen der telegraphischen Feuersignale ausschauen, durch welche die Anführer entfernter Abtheilungen der Armee einen Erfolg ihrer Waffen verkündigen (Herodot, IX, 3).

Im Mittelpunkt des Lagers wird für den König ein Prachtzelt errichtet, welches mit solchem Luxus ausgestattet ist, daß Herodot es ein goldenes Zelt nennt. Es ist mit golddurchwebten Vorhängen bedeckt, sogar der Fußboden besteht aus weichen Teppichen mit eingewebten Thieren, Hippalektryonen oder Pferdehahnen (Heydemann, Griechische Vasenbilder, Berlin 1870, Taf. VIII, Nr. 4) und andern Figuren (Kallixenus bei Athenäus, Deipnosophistae, V, Kap. 25), und es besteht aus einem auf der Ostseite gelegenen Vorraume und den Gemächern des Königs und seiner nächsten

Umgebung, mit allem versehen, was ihn das Rauhe des Feldlagers vergessen lassen kann; die kunstvoll gearbeiteten Kannen, Becken, Schalen sind von Silber und Gold; in Alabasterflaschen werden Salben bewahrt, deren Duft das Innere der Gemächer aromatisch durchwürzt, und in Truhen werden die königlichen Kleider verwahrt. Wir wissen ja aus den Berichten über Alexander's Zug gegen Darius, daß das Zelt des letztern außer einer Menge von Kostbarkeiten auch Frauen und Eunuchen enthielt. Auf dem Zelte befindet sich ein Bild der Sonne (wol von Gold) in einem Glas eingeschlossen (Q. Curtius, III, 3, 8). Dieses Prachtzelt hinterließ Xerxes später bei seinem Rückzuge von Salamis dem Mardonius, und es wurde in der hölzernen Verschanzung, welche dieser Feldherr bei Skolus im Gebiet von Theben erbaut hatte, von den Spartanern erbeutet, bei welcher Gelegenheit nicht nur der kostbare Schmuck, das Gold, die Teppiche die Sieger in Erstaunen setzten, sondern auch die im Zelte gefangenen persischen Köche und Bäcker durch eine Mahlzeit, wie Mardonius sie zu halten pflegte, dem Gaumen des Spartanerkönigs einen unbekannten Genuß bereiteten. Uebrigens wurde in Athen die Erbeutung des Zeltes durch die Errichtung des Odeons verewigt, dessen Plan das Modell des Zeltes zu Grunde lag (vgl. George Rawlinson's Herodotus, IV, 366).

Um das königliche Zelt sind die der Leibgarden, der sogenannten Doryphoren oder Speerträger aufgeschlagen. Zur rechten und linken Seite bemerken wir die Zelte der Hofbäcker und Köche, und weiterhin, gleichfalls zur rechten und linken Seite, die Marställe und Ställe der sonstigen Thiere. Die Soldaten aber errichten ihre Zelte nach den Abtheilungen des Heeres, und die Zelte der Offiziere, welche gleichfalls einen Vorraum und ein inneres Gelaß enthalten, sind durch ein auf ihnen wehendes Fähnlein gekennzeichnet. Auch

unter diesen Zelten finden sich die der höhern Befehlshaber mit Ruhebetten auf zuweilen vergoldeten Füßen, Mischkrügen, Schalen, Bechern, Becken von edelm Metall, und mit Dienerschaft, Köchen und Mundschenken ausgestattet; im Zelte des Mardonius fanden die Tegeaten eine Pferdekrippe von Erz, welche man dem Tempel der Athene verehrte. Beim Aufbruche des Heeres werden die Zelte auseinandergenommen und Saumthieren aufgeladen.

Nachdem wir der Einrichtung des Lagers unsere Aufmerksamkeit geschenkt haben, naht der Zeitpunkt heran, den Xerxes für sein Erscheinen bestimmt hat, um die Heerschau zu halten. Es kommt mit dem Könige ein zahlreiches und glänzendes Gefolge, welchem wir nunmehr unsere Blicke zuwenden. Der Weg für die Personen des Hofes ist durch Geiselträger vor dem andrängenden Publikum freigehalten. Zuerst kommen 4000 Schildträger, wie sie auch Antiochus Epiphanes in seinem Festzug aufstellte (Athenäus, Deipnosophistae, V, Kap. 22, 23), 1000 Leibgarden mit umgekehrten von goldenen Granatäpfeln geschmückten Speeren, sodann 10 prachtvoll geschirrte nisäische Rosse, ferner der in den Krieg mitgeführte heilige Wagen des Ormasd, von acht weißen Hengsten mit goldenen Jochen gezogen, deren Lenker zu Fuß gehen müssen, weil kein Sterblicher den Wagen besteigen darf (Herodot, VII, 40); sodann der König mit der blauen, von weißem Band umwundenen Tiara, in purpurnem mit einem breiten weißen Streif von oben nach unten verbrämten Kleid, mit rothen Beinkleidern und gelben Schuhen, auf einem von vier weißen nisäischen Rossen gezogenen Wagen, dessen Seiten die silbernen und goldenen Bilder der Gottheiten (Mond und Sonne) schmücken, dessen Joch mit funkelnden Steinen und zwei goldenen Bildern des Ninus und Bel geschmückt ist (Curtius, III, 3, 16). Der Wagen wird beiderseits von je 1000 Doryphoren mit umgekehrten,

von Aepfeln und Granatäpfeln gezierten Speeren begleitet. Die Waffen des Königs bestehen aus einem kurzen persischen Schwert, dessen Scheide mit Edelsteinen besetzt ist, Schild und Bogen, und der Wagenlenker Patiramphes, Sohn des Otanes (Herodot, VII, 40) steht neben ihm. Es folgen 300 berittene Stabträger nebst einem Diener, welcher einen goldenen Schemel trägt, dessen sich der König beim Herabsteigen vom Wagen bedient; dann auserlesene persische, medische, armenische und hyrkanische Reiter und sonstiges Hofpersonal.

Die Heerschau beginnt und das feierliche Defiliren läßt uns mit Muße die Rüstungen der verschiedenen Truppentheile und Völkerschaften betrachten. Zunächst erscheint das Gepäck des Heeres, ein in großer Breite aufgestellter langer Zug von Wagen (ein paar hundert tragen die königlichen Effecten), Menschen, Saumthieren und Kamelen. Der Proviant konnte natürlich nicht in allen seinen Bestandtheilen aus Persien mitgeführt werden; namentlich Fleisch und andere rasch verderbende Nahrungsmittel mußten die Städte liefern, welche das Unglück hatten, auf der Marschroute des ungeheuern Heeres zu liegen. Die Kosten einer einmaligen Beköstigung des Heeres berechnete ein Grieche auf 400 Talente Silber, das ist auf über 600000 Thaler (Herodot, VII, 118). An diese Karavane schließen sich die schweren Fuhrwerke für die Belagerungswerkzeuge an, begleitet von Soldaten, welche Laufgräben und unterirdische Gänge unter den Mauern der Städte herzustellen verstehen. Auf den Wagen liegen eiserne Fußangeln, die man der feindlichen Reiterei in den Weg legte, Sturmleitern, Sturmdächer, Wurfmaschinen zum Schleudern von Felsblöcken, Wurfscheiben von Stahl (im Avesta tschaku genannt), Sturmböcke oder Widder*) sowie Gefäße

*) Die Angabe Vitruv's (X, 19), daß die Widder bei der

mit dem in Persien, Mesopotamien und Armenien so häufigen Erdöl, sowol in flüssigem Zustande (Nafta) wie in zähem (Bitumen), welche gegen die Thore und Palissaden der feindlichen Festungen geworfen werden, worauf die mit dem Oel getränkten Holztheile durch brennende Pfeile in Brand geschossen werden.

Den Aufmarsch des eigentlichen Heeres eröffnen die Wagenkämpfer. Sie bestehen hauptsächlich aus Indern und Libyern (Herodot, VII, 86). Die Inder, welche zum Theil mit wilden Eseln fahren, tragen baumwollene Röcke und sind mit Bogen und Pfeilen von Rohr, die letztern mit eisernen Spitzen versehen, bewaffnet; die Libyer in lederner Kleidung und bewaffnet mit in Feuer gehärteten Wurfspießen. Namentlich furchtbar und gewandt sind die lydischen Wagenkämpfer, welche mit vier und sechs Rossen fahren. Die Kriegswagen der Perser, welche der Natur der Sache nach den ägyptischen und assyrischen sehr ähnlich sind, deren Erfindung aber nicht den Aegyptern, welche erst durch die Hyksos Rosse erhielten, sondern vorderasiatischen Völkern zugeschrieben werden muß, gehen auf zwei starken Rädern, deren Achse unter dem hintern Theile des Wagenkastens angebracht ist. Die Deichsel ist bei horizontaler Stellung des Wagenkastens in die Höhe gerichtet, weil sie durch ein Doppeljoch auf der Kruppe der Rosse befestigt wird. An der Seite des vorn runden, hinten offenen Kastens hängen Pfeilköcher, und eine Querstange wird nach Besteigung desselben durch die mit Schuppenpanzern bedeckten Wagenkämpfer und Rosselenker hinten vorgelegt, um diese am Herabstürzen zu hindern. An den Radnaben und unten an

Belagerung von Gades von den Karthagern erfunden seien, ist irrig, da wir sie bereits auf den Monumenten von Ninive abgebildet finden (vgl. Layard, Monuments of Nineveh, II, Plat. 21).

der Achse sind eiserne Sichelmesser angebracht, welche beim Anstürmen auf die feindlichen Reihen furchtbare Schnittwunden veranlassen, und auch die Deichsel läuft in eine eiserne Spitze aus.*) Cyrus soll aus den Kriegswagen bewegliche Thürme gemacht haben, indem er die Wagen drei Ellen über der Erde erhöhte, das heißt die Speichen der Räder drei Ellen lang und die Kasten so geräumig machen ließ, daß zwanzig Krieger in ihnen Platz fanden und acht Rosse vorgespannt werden mußten. „Horch", singt der Prophet Nahum von den Medern, „horch Peitschengeklatsch, horch Rädergerassel, der Rosse Hufschlag, der Wagen Gedröhn!" und Homer sagt vom Wagen des Hektor:

Sprach's und geiselte rasch das Gespann schönmähniger Rosse
Mit hellknallendem Schwung; doch sie, der Geisel gehorchend,
Trugen das schnelle Geschirr durch Troer dahin und Achäer,
Stampfend auf bauchige Schild' und Leichname; unten besudelt
Troff die Achse von Blut, und die zierlichen Ränder des Sessels,
Welchen jetzt von der Hufe Gestampf anspritzten die Tropfen,
Jetzt von der Räder Beschlag. So strebte der Held in der Männer
Dichtes Gewühl, zu zerstreun, wo er stürmete! Grauses Getümmel
Bracht' er dem Volk der Achäer, und rastete wenig vom Speere.

Die Geschichtschreiber berichten, daß nicht selten ganze Arme mit den Schilden oder Köpfe der Feinde so plötzlich abgeschnitten wurden, daß das dahinrollende Haupt noch eine Zeit lang den Ausdruck des lebendigen behalten habe; nach Plutarch (Leben des Artaxerxes, Kap. 7) ließ Artaxerxes Mnemon ein griechisches Corps unvermuthet von den Sichelwagen angreifen und niederfahren. Diese furchtbaren Kriegsfuhrwerke, welche schon im höchsten Alterthum die Hauptstreitkraft bildeten und älter als die Ausbildung der

*) Das Schahnameh Firdusi's beschreibt einen solchen Sichelwagen (vgl. von Schack, Epische Dichtungen des Firdusi, II, 268).

Reiterei sind, gereichten indessen oft durch den Ungestüm der Rosse oder das Ungeschick der Wagenlenker den eigenen Kriegern zum Verderben. Q. Curtius berichtet, daß Alexander seinen Soldaten den Befehl gegeben habe, den heranstürmenden Wagen gegenüber einfach die Glieder zu öffnen, sodaß sie durch die Rosse, ohne Schaden anzustiften, jenseit der Schlachtlinie gerissen würden; und solange die Pferde noch nicht zum Galop getrieben seien, diese durch Lärm zu erschrecken und durch Geschosse zu treffen, wodurch das Gespann in Verwirrung gerathen und selbst ins Verderben gestürzt werden würde.

Hinter den Wagenkämpfern erscheint die Infanterie, und zwar nach den verschiedenen Nationen und Stämmen geordnet. Die Infanterie*) steht unter der Oberleitung von sechs Obergeneralen oder Marschällen, welche in glänzender Rüstung den Zug eröffnen: Mardonius, der Sohn des Gobryas und einer Schwester des Darius, welcher später bei Platää besiegt und getödtet wurde; Tritantaichmes, der Sohn des Artabanus, des Bruders des Darius, welcher den König hauptsächlich zu dem jetzt beginnenden Kriege anreizte und zur Zeit Herodot's in Babylon Satrap war; Smerdomenes, Sohn des Otanes, des Bruders des Darius; Masistes, Bruder des Königs, der später wegen Aufruhrs getödtet wurde; Gergis, Sohn des Arizos; und Megabyzus, Sohn des Zopyrus, desselben, dessen List einst dem Darius Babylon in die Hände geliefert hatte. Nach diesen Feldherren folgt das Fußvolk.

An der Spitze marschiren unter Anführung des Otanes,

*) So nach Herodot, VII, 82; aus dem Verlauf der Erzählung des Feldzuges gegen Griechenland scheint jedoch hervorzugehen, daß die im Text genannten Männer nicht die Infanterie, sondern das Landheer überhaupt befehligten.

des Schwähers des Königs und ehemaligen Genossen des Darius bei der Entthronung des falschen Smerdis, die Perser. Ihre Kopfbedeckung ist eine der schottischen ähnliche, vorn überhängende Mütze (Tiara, Kyrbasia, im Avesta kaodha); unter dem Waffenrocke liegt ein Schuppenpanzer von Erz, auch wol bei den vorzüglichern Regimentern ein Plattenharnisch (vgl. Herodot, VIII, 113). Die Beinkleider sind von Leder. Die Schilde oder Gerrhen (im Avesta verethra) sind mannshoch und aus Zweigen geflochten. Die kurzen Bogen*) hängen in einem ledernen Futteral an der Hüfte, welches zugleich als Köcher für die mit Federn geschmückten Rohrpfeile (im Avesta ischu erezifjoparena) dient (vgl. Weiß, Costümkunde, S. 420); außerdem sind die Soldaten mit einem Speer (im Avesta arsti) und dem persischen Schwert oder Acinaces (im Avesta kareta vajodara, zweischneidiges Messer) bewaffnet, welches auf der rechten Seite in einem Gehäng (im Avesta kamara) ruht und dessen unteres Scheidenende durch eine Fessel an das rechte Knie geknüpft ist. Es hat keine Parirstange, der Griff ist schmal, die Klinge kurz (daher von den Griechen zuweilen Dolch genannt), aber sehr breit und zweischneidig; (man sehe Abbildungen bei Sir Robert Ker Porter, Travels, I, Plat. 37). Sie führen statt dieser Waffe auch krumme Säbel oder Kopis, welche besonders bei von oben geführtem Hieb eine größere Wucht als das Schwert besitzen; neben dem Speer haben sie noch ein sogenanntes Palton, einen Handspeer oder Jagdspieß, der unten ein scheibenförmiges

*) Herodot sagt einmal (V, 49), die Perser führten kurze Bogen und Speere, dagegen VII, 61, kurze Speere und große Bogen. Dieser Widerspruch dürfte durch die Reliefs von Persepolis nicht schwer aufgehoben werden: hier erscheinen die Perser mit kurzen Bogen, während die medisch gekleideten Leibgarden bedeutend längere Bogen über den Schultern hängen haben.

Holz hat, zum Gebrauch im Handgemenge oder zum Beschießen der Belagerten auf den Mauern. Endlich lieben sie goldenen Schmuck an der Rüstung anzubringen und Hals, Arme und Ohren mit Ketten, Ringen und Gehängen zu zieren.

Die Meder führt Tigranes, ein Achämenide, der später in der Schlacht bei Mykale an der Spitze einer kleinen Schar, tapfer kämpfend, getödtet wurde (Herodot, IX, 102). Sie tragen hohe Hüte, die aus schmalen senkrecht stehenden Streifen zusammengesetzt sind, sodaß ihre Peripherie eine gebrochene Kreislinie bildet; ihre weißgestreiften Purpurkleider oder Sarapen (Sarafane) haben weite faltige Aermel und sind an beiden Seiten durch Spangen heraufgenommen. Den langen Bogen tragen sie nicht in Futteralen, sondern über der Schulter, und die Pfeile befinden sich in Köchern. Ihre rothen Schilde (vgl. den Propheten Nahum, 2, 4) sind elliptisch und haben in der Mitte der langen Seiten kleine halbrunde Einbiegungen.

Die Susianer, oder wie sie sich selbst nennen, Afarti, stehen unter dem Befehl des Anaphes, des Sohnes des Otanes, und sind gerüstet wie die Perser, tragen aber linnene Panzer (Xenophon, Cyropädie, VI, 4, 2) wie die Aegypter, Phönizier und Etrusker, und statt der Tiara einen Turban (Mitra), wie noch zur Zeit des Islam (vgl. Jstachri, herausgegeben von de Goeje, XCI, 12).

Die Hyrkanier unter Megapanus erscheinen wie die Perser.

Die Assyrer unter Otaspes, Sohn des Artachäus, tragen eherne und eiserne Helme mit einem Kamm, ganz ähnlich den griechischen; ihre Schilde von Metall sind rund und hohl, auch wol ähnlich einem Viertelcylinder; außer Dolchen und Lanzen führen sie auch hölzerne Keulen mit eisernen Spitzen. Die Keule tragen auch andere persische Truppen, namentlich Reiter, welche sie an den Sattelknopf hängen.

Das Avesta nennt die Keule (vazra) unter den Waffen des Kriegers, und im Schahnameh erscheinen Feridun und die Pehlewane oft mit einer solchen, deren oberer schwerer Theil als Stierkopf zugeschnitzt ist, dessen Hörner und Ohren wahrscheinlich aus Eisen verfertigt wurden.

Die Baktrier tragen die medische Kopfbedeckung, führen Bogen und kurze Lanzen. Auch die Scythen müssen ihr Contingent stellen; sie zeichnen sich aus durch einen sehr hohen spitzen Hut von Filz, unter dem ihr langes Haar über den Rücken fällt, ihre Rüstung besteht aus einem Bogen und Dolch sowie der zweischneidigen Streitaxt (Sagaris), der Waffe der Amazonen. Ihre anschließenden Hosen sind mit Längsstreifen bunter Figuren geschmückt. Sie kommen aus den Gebirgen, welche ostwärts von Baktrien liegen, und stehen zugleich mit den Baktriern unter dem Befehl des Hystaspes, eines Sohnes des Darius und Stiefbruders des Xerxes.

Die Inder unter Pharnazathres, Sohn des Artabates, sind gerüstet wie ihre Kameraden auf den Kriegswagen. Ihnen schließen sich auch die schwarzen Inder oder östlichen Aethiopen an, mit einem fremdartigen aus dem Scalp mit anhängenden Ohren und Mähnen von Pferden bestehenden Kopfputz.

Dann folgen die Krieger von Chorasan, deren Rüstung der baktrischen gleicht, unter Sisamnes, Sohn jenes Hydarnes, welcher ein Gefährte des Darius war, als der falsche Smerdis entthront wurde.

Die Parther, Chorasmier aus den Landstrecken zwischen dem Atrek und Chiwa, unter Artabazus, der von der Schlacht bei Platää abrieth und das Schlachtfeld verließ; die Sogdier (aus Samarkand) unter Azanes, Sohn des Artäus; die Gandaren und Dadiken aus dem obern Industhale, unter Artyphius, Sohn des Artabanus, haben die baktrische Rüstung.

Die Kaspier, ein Volk, welches die siebzigjährigen Greise zu Tode hungert und in Einöden den wilden Thieren aussetzt, kommen von den Bergen Gilans und Mazenderans, und sind mit Bogen und Schwert bewaffnet; ihr Führer ist Ariomardus, der Bruder des Artyphius.

Die Sarangen, die Bewohner Sistans, unter Pherendates, Sohn des Megabazus, erscheinen in glänzend gefärbten Kleidern und hohen bis an die Knie reichenden Stiefeln, bewaffnet mit dem medischen Bogen und Lanzen. Ihre Nachbarn, die Paktyer, die Vorfahren der Afghanen, tragen Mäntel von Fellen, Bogen und Dolche. Sie werden angeführt von Artyntes, Sohn des Ithamitres.

Ihnen schließen sich in gleicher Rüstung an die Jutijer und Myker, Völker aus der östlichen Persis und Mekran, unter Anführung des Arsamenes, eines Stiefbruders des Königs; und die weiter aus Osten kommenden Parikanier, in deren Thälern die Parikas oder Peris (Feen) verehrt werden, unter Siromitres, Sohn des Deobazus.

Sehr verschieden von den übrigen ist die afrikanische Abtheilung der arabischen und nubischen Krieger unter dem ägyptischen Satrapen, dem Sohn des Darius, Arsames, der bei Salamis getödtet wurde. Die Araber sind in ihren langen faltenreichen Mantel gehüllt, der durch einen Gürtel gehalten wird; sie tragen Bogen, welche sie nach hinten umbiegen, sobald sie abgespannt sind, um die Spannkraft des Holzes beim Anziehen der Sehne zu vergrößern. Die Aethiopen in Löwen- und Leopardfellen und mit rother Tätowirung auf ihrer schwarzen Haut führen ungefähr sieben Fuß lange Bogen von Palmblattrippen und Rohrpfeile mit Spitzen von Feuerstein, Speere mit Spitzen von Antilopenhörnern, sowie Keulen mit Knoten.

Die Libyer, gerüstet wie ihre Landsleute auf den Kriegswagen, stehen unter Massages, Sohn des Darizus.

Noch sind nicht alle Völker genannt, welche für das Heer des Xerxes Mannschaft zu stellen hatten. Es erübrigen noch die Kleinasiaten und die Bewohner der armenischen Gebirgsländer. Die Paphlagonier und Matiener mit geflochtenen Lederhelmen, schmalen Schilden und kurzen Speeren, Wurfspießen und Dolchen, die Füße mit hoch hinaufreichenden Stiefeln bekleidet, marschiren unter Dotus, Sohn des Megasidras, und die ebenso gerüsteten Mariandyner, Ligyer und Kappadoken unter Gobryas, Sohn des Darius. Auch die Phrygier und Armenier unter Artochmes, einem Schwager des Königs, sind ganz ähnlich gerüstet. Die Mysier mit eigenthümlichen Helmen und kleinen Schilden, und in Feuer gehärteten Wurfspießen, sowie die nach griechischer Art gerüsteten Lydier werden commandirt von dem Vetter des Königs, Artaphernes, welcher mit Datis schon bei Marathon gekämpft hat. Die thrazischen Bithynier unter Bagasaces, Sohn des Artabanus, haben Fuchsbälge über den Kopf gezogen, und über dem Waffenrocke tragen sie lange bunte Mäntel; ihre Stiefeln sind von Rehleder und ihre Waffen sind Wurfspieße, leichte Tartschen und Messer.

Den Chalybern mit ihren kleinen Schilden von Ochsenleder und mit zwei Wolfsspießen, mit ehernen Helmen, deren Helmzieren aus Ohren und Hörnern von Stieren bestehen, mit rothen Bändern an Stelle der Beinkleider, folgen unter Badres, Sohn des Hystanes, die nördlichen Nachbarn der Lykier, die Kabalier, gerüstet wie die Kilikier mit Helmen und Tartschen von Häuten; ihre Waffenröcke sind von Wolle, und sie führen zwei Wurfspieße und ägyptische Schwerter; sowie die Milyer mit kurzen Speeren, Bogen von Kirschholz und ledernen Mützen, die Kleider mit Schnallen geschlossen. Die Völker aus dem Nordosten von Kleinasien, Moscher und Tibarener (die Meschech und Tubal der Bibel) unter Ariomardus, Sohn des Darius, und die Makronen und

Mosynöken, welche auf Holzthürmen wohnen, unter Artayktes Sohn des Cherasmis, des Sohnes des Artembares, dem Satrapen zu Sestos am Hellespont, der späterhin von den Griechen bei der Eroberung von Sestos gefangen und auf ein Bret genagelt wurde (Herodot, IX, 120), haben gleiche Rüstungen, hölzerne Helme, kleine Schilde und Speere mit langen Spitzen. Die benachbarten Maren und Kolchier werden von Pharandates, Sohn des Teaspes geführt, und tragen die erstern geflochtene Helme, lederne Schilde und Wurfspieße, die letztern Holzhelme, kleine Schilde mit Häuten, Schwerter und kurze Speere. Ebenso gerüstet sind die Saspiren und Alarodier aus Armenien, unter Masistes, Sohn des Siromitres. Die Krieger von den Inseln des Persischen Meerbusens erscheinen wie die Meder gerüstet unter Anführung des Mardontes, der an der Seite des Tigranes bei Mykale getödtet wurde.

Zu der Infanterie gehören auch die Schleuderer, welche die am wenigsten angesehene Truppe bilden, weil ihre Waffe einem niedrigen Standpunkt der Bildung entspricht. Sie bilden kein eigenes Corps, sondern werden wie schon bei den Assyrern in die Linien der übrigen Armee vertheilt, wie z. B. in der Schlacht bei Issus 20000 Schleuderer und Schützen zwischen die Reiter des rechten Flügels gestellt waren; auch wurden beide Truppengattungen als Plänkler zur Eröffnung des Gefechts verwendet (Q. Curtius, III, 9, 5). Die Schleuderer werfen faustgroße Steine mit Stricken. Man hält die persischen Schleuderer für überlegen den kretischen gegenüber, jedoch für weniger geschickt als die rhodischen, welche wie die Balearen bleierne Klumpen werfen, welche noch einmal so weit als Steine fliegen sollen.

Alle diese Truppenkörper zerfallen in Bataillone zu 1000 Mann; diese haben Commandanten (Chiliarchen), welche ebenso wie die Befehlshaber von je 10000 Mann (Myriarchen)

von den Generalen ernannt werden, welche wir an der Spitze jedes Corps gesehen haben; die Befehlshaber über 10000 ernennen ihrerseits die Hauptleute über 100 (Centurionen) und die Unteroffiziere für 10 Mann (Decurionen). Eine andere Gattung von Offizieren vermittelt die Befehle der obersten Kriegsleitung und die ausgegebene Parole an die einzelnen Corps. Auch Militärärzte sind letztern beigegeben, welche von den Städten für die Armee ausgewählt werden. Auch hatte die oberste Kriegsleitung Kundschafter im Sold.

Es folgen jetzt die drei Generale der Cavalerie, die Meder Armamithres und Tithäus, Söhne des Datis, und Pharnuches, der später beim Aufbruch von Sardes vom Pferd stürzte und an der Schwindsucht zu Grunde ging.

Auch hier reiten die persischen Reiter voran. Ihre Kopfbedeckung ist von gehämmertem Erz oder Eisen; unter purpurnen Röcken tragen sie eherne Panzer (im Avesta zradha), deren Schuppen bei den Offizieren vergoldet sind (Herodot, IX, 22), und welche durch die Halsberge (im Avesta kuiris) an die Helme (sarawara) genestelt sind; selbst die Gesichter sind verdeckt und nur eine Oeffnung für die Augen freigelassen (vgl. Brissonius, S. 67, Z. 14), und dieser Theil der Kopfbedeckung, der dem Visir des Mittelalters entspricht, scheint mit dem Ausdruck paitidana im Avesta (Wendidad, XIV, 39) gemeint zu sein, welcher sonst für ein Stück Tuch gebraucht wird, womit man beim Beten den Mund verhüllt, damit der Athem nicht das heilige Feuer berühre. Auch die Beine sind mit Erzschienen (ranapana) bedeckt. Die runden Schilde der Reiterei (spara) sind klein und mit Erz beschlagen. Die Rosse haben Stirnplatten und Panzer am Bug und auf dem Rücken; ihre Stirnhaare sind mit einem Ring zusammengefaßt und stehen garbenförmig in die Höhe; am Bugriemen hängt eine Schelle (vgl. Sir-

Robert Ker Porter, Travels, I, Plat. 41). Das Riemenwerk ist mit metallenen Rosetten besetzt und Quasten hängen vom Hals und Rücken herab. Die den Griechen unbekannten Hufeisen scheinen die Perser schon in früher Zeit an die Hufe befestigt zu haben: im Avesta (Jascht, X, 125) haben die Rosse des Gottes Mithra goldene und silberne Hufbeschläge.

Zur persischen Reiterei gehört noch eine Elitetruppe, welche den Glanzpunkt der Heerschau bildet, sowol in Hinsicht der Körpergröße der Rosse und Reiter, wie der prachtvollen Ausrüstung. Sie besteht aus 10000 hochgewachsenen Söhnen der Landschaft Persis, deren Zahl nach Abgang eines Soldaten sofort ergänzt wird, woher sie den Namen Unsterbliche führt. Ein jeder dieser Reiter trägt einen mit Steinen besetzten Aermelrock und eine mit Goldstickerei bedeckte medische Stola, während auf der Brust wie bei den römischen Rittern eine goldene Kette glänzt. Ihr Führer ist Hydarnes, der das Corps unter Leitung des Verräthers Ephialtes bei Thermopylä in den Rücken der Spartaner führte; er ist der Sohn des Hydarnes, welcher mit Darius den Magier Smerdis (Gaumata in der Keilinschrift am Berg Behistan) stürzte und die aufrührerischen Meder bei Marus besiegte (Inschrift am Behistan, II, 22; IV, 84). Hydarnes führt einen eigenthümlichen Streithammer, der an beiden Enden zugespitzt ist. Aus diesen 10000 Unsterblichen werden 1000 als Leibgarden oder Hatschiere des Königs ausgewählt; diese Doryphoren oder Speerträger hatten die Palastwache und man sieht sie häufig an den Treppenwangen und Portalen der Burg von Persepolis in Relief abgebildet, natürlich stets zu Fuß. Der Apfel, welcher auf diesen Bildern das untere Ende ihrer Speere schmückt, ist von Gold (bei den übrigen 9000 Unsterblichen ist er silbern), und die Griechen nennen sie auch Melophoren oder Apfelträger.

Es folgen den Persern die nomadischen Reiter der Sagartier aus den Ebenen von Chorasan; sie führen Lassos von Riemen, welche sie den Feinden über den Hals werfen, sie dann heranziehen und mit Dolchen umbringen.

Dann reiten Armenier, Meder, Susianer, Inder, Baktrer, Kaspier, Kaspiren (aus dem hohen Nordosten von Iran) und Parikanier, sämmtlich wie das Fußvolk gerüstet, endlich Araber auf Dromedaren, welche die Reiterei beschließen, damit die Rosse die Kamele nicht zu sehen bekommen, deren Anblick und Geruch sie nicht vertragen — ein Umstand, welchen einst Cyrus benutzte, um die Reiterei des Krösus in Verwirrung zu bringen (Herodot, I, 80).

Es gibt schwere und leichte Cavalerie. Die erstere, welche die Perser Klibanarier nennen, ist die mit Eisen gerüstete, führt auch nach Xenophon (Anabasis, I, 8, 7) statt des Acinaces lange Schwerter wie die Hellenen, und ihr Anprall mag derselbe gewesen sein wie der einer Ritterschar aus dem spätern Mittelalter; während die leichte Reiterei oft ausschwärmte und besonders bei einem Rückzuge mit großem Geschick die Verfolger durch Abschießen von Pfeilen aufzuhalten wußte, wie oft von den Parthern erzählt wird. Die persische Reiterei war es namentlich, welche jeden Feind in Schrecken setzte. Ursprünglich waren die Perser, das heißt die Bewohner der Landschaft Persis, keine Reiter, da ihre gebirgige Heimat nicht zum Gebrauch von Pferden sich eignete. Dagegen hatten die Meder von alters her eine ausgezeichnete Reiterei, und Cyrus, welcher die Wichtigkeit einer solchen, namentlich für Gefechte in der Ebene nicht verkannte, verwendete die größte Sorgfalt auf die Pflege der Reitkunst auch bei seinen Persern, sodaß auch diese von Jugend auf im Sattel zu hängen angehalten, vorzügliche Reiter wurden. In spätern Zeiten, unter den Parthern und Sasaniden, wurden für die Reiterei besonders starke

Männer und Pferde ausgewählt, weil sowol der Reiter wie das Roß durchaus, vom Scheitel bis zur Zehe, vom Kopf bis zu den Hufen, in ein eisernes Schuppengeflecht gehüllt wurden, welches dem Körper fest anlag und zugleich so den Gliedern sich anschmiegte, daß jede Bewegung ohne Unbequemlichkeit ausgeführt werden konnte. Nur der Theil des Reiters, welcher auf dem Rücken des Rosses sich befindet, ist frei von eiserner Bedeckung. Der Rock dieser Schuppenrüstung reicht bis ans Knie, und ist hier mit der Bekleidung der Beine verbunden. Da die einzelnen Schuppen blank polirt waren, erschien die Reiterei in blendendem Glanz, und wenn diese Reiter auf den Feind anstürmten, erschienen sie wie von Eisen geschmiedete Bildsäulen. Die Speere waren mit Riemen am Roß befestigt, sodaß die Reiter ihnen nur die Richtung gaben, während das Roß mit seiner Kraft den Stoß ausführte. Es ist vorgekommen, daß zwei Feinde an einem solchen Speer durchbohrt hängen blieben.

Die stärksten und schnellsten Rosse sind die nisäischen. Sie sind so unbändig, daß sie im Stall an den Füßen gefesselt werden; sie werden mit großer Sorgfalt für den Krieg abgerichtet: man gewöhnt sie nicht nur an das Getöse der Waffen und den Lärm der Schlacht, sondern legt auch kriegerisch gerüstete Puppen vor sie, damit sie lernen vor den auf dem Schlachtfelde liegenden Leichen nicht zurückzuscheuen. Herodot (III, 106; VII, 40) berichtet, die nisäische Zucht sei eine medische und habe ihren Namen von der nisäischen Ebene in Medien. Auch die Keilinschrift am Berge Behistan erwähnt eine Festung Sikathauwatis in der Gegend Nisaja. Alexander besuchte diese Felder auf seinem Marsch von Opis am Tigris nach Ekbatana, woraus hervorgeht, daß sie identisch sind mit den heutigen Ebenen von Chawa und Alischtar, wo noch jetzt königliche Pferdeheerden gehalten werden, die man im Sommer in die Thäler des Elburs

treibt (vgl. Graf von Gobineau, Histoire des Perses, S. 6). Es scheint indessen, daß die nisäischen Rosse nur in Medien naturalisirt sind und ursprünglich aus Nisäa in Chorasan oder Parthien, also von der turkomanischen Rasse abstammen, welche noch heute in Persien die gesuchteste ist; die arabische Rasse wurde erst von Nadir-Schah (1729—47) eingeführt, und außerdem gibt es noch ein Lastpferd (jabu), sowie eine Kreuzung der turkomanischen und arabischen Rasse, die sogenannten Windfüße (Badpai) (vgl. Chesney, Expedition to the river Euphrates, I, 81). Der Name Nisäa findet sich mehrfach in Iran und wie wir sahen auch in Medien, und so mag der Irrthum Herodot's, den spätere Schriftsteller wiederholten, entstanden sein. Strabo dagegen (S. 525, ed. Meineke, S. 737, 29) nennt nur eine pferdeweidende Ebene an der Stelle, die wir soeben bezeichneten, ohne ihr einen Namen zu geben; die Pferde aber hießen nisäische und glichen den parthischen (vgl. Rawlinson im Journal of the R. Geograph. Soc., IX, 100, 101). Suidas sagt, zwischen Susiana und Baktrien liege die Ebene Katastigona oder auf griechisch Nisos, wo ausgezeichnete Rosse gezogen würden. Die Bestimmung „zwischen Susiana und Baktrien" ist natürlich ohne Sinn, da zwischen beiden etwa 15 Längengrade voneinander entfernten Ländern nicht eine Ebene, sondern ganz Iran liegt. Lesen wir statt dessen „zwischen Susia*) und Baktrien", so handelt es sich um die Stadt Susia an der Grenze von Parthien (Arrian, Anabasis, III, 25), und zwischen dieser Stadt und Baktrien (nach seiner damaligen Ausdehnung) liegt eben das Nisäa oder Nesaia (heute Nasa) im Gebiete des Atrek, woher die turkomanischen Rosse stammen.

Alle Truppentheile folgen ihren Standarten oder Feld-

*) Saumaise vermuthete Sogdiana.

zeichen, Stäben mit einem klafternden Adler von Gold. Die Sasaniden führten in späterer Zeit Feldzeichen, deren oberen Theil ein gehenkeltes Kreuz bildete, das an beiden Armen mit Quasten behängt war (vgl. Sir Robert Ker Porter, I, 537, 545; Flandin und Coste, Plat. 183, 184; Texier, Plat. 129). Dieses Zeichen scheint mit dem Dienst der Astarte in Verbindung zu stehen, deren Bild bei Boghazköi in Kappadocien ein dem sasanidischen Feldzeichen ganz ähnliches Instrument in der Hand trägt (vgl. Lajard, Mémoires de l'Académie royale, XVII, Plat. 374. Recherches sur le culte .... de Venus, Plat. 25). Das Avesta nennt öfter Feldzeichen, und das Wort, welches sie bezeichnet (drafscha) scheint weniger ein metallenes Bild, als vielmehr eine Fahne zu bedeuten, wie denn im Schahnameh Banner mit daraufgemalten Thieren und andern heraldischen Gegenständen erwähnt werden.

Der König mit seinem Hofgefolge, dem ihm an Rang zunächststehenden Kronaufsetzer oder Reichsmarschall, dem Kanzler, Stallmeister und andern fährt nun vor den aufgestellten Truppen vorbei und befiehlt sodann einen Marsch über den eine Strecke westwärts von Susa fließenden Choaspes, über welchen tags zuvor eine Schiffbrücke geschlagen worden ist, um die Pionniere für das gewaltige Unternehmen, die Meerenge von Abydos, „die Furt der athamantischen Helle", zu überbrücken, vorzubereiten. Bei diesem Marsche, zu welchem mit der Trompete das Zeichen gegeben wird, fährt der König in der Mitte der in zwei Marschsäulen getheilten Armee, und dem kriegerischen Gefolge, welches ihn bereits auf seinem Wege aus der Stadt begleitet hat, gesellen sich noch 1000 auserlesene persische Reiter, welche voran, 1000, welche hinterher reiten, und den königlichen Zug schließt das Corps der Unsterblichen, worauf die zweite Abtheilung des Heeres folgt. Außer den Trompeten, auf

welchen wie bei Homer (Ilias, XVIII, 219) die Signale geblasen werden, ertönen beim Marsch auch die Heerpauken, welche aus ehernen, auf beiden Seiten mit Fellen überzogenen Cylindern bestehen und mit Schlägeln gerührt werden.

Die Perser sind sehr geübt im Brückenbau, und schon ihre Religion bezeichnet die Ueberbrückung der Flüsse wie überhaupt die Anlage von Straßen, wodurch der Verkehr und mit diesem der Wohlstand befördert wird, als ein verdienstliches Werk. Cyrus schlug eine Schiffbrücke über den Araxes, als er gegen die Königin der Massageten zu Felde zog; Darius über den Bosporus und die Donau. Die Schiffbrücke über den Choaspes besteht aus geankerten Booten, die mit Tauen aus weißem Flachs und Papyrusbast in Phönizien und Aegypten — zwei Ländern, die schon im höchsten Alterthum durch ihre Seilerei berühmt waren — verfertigt, verbunden sind. Sie ist mit Bohlen belegt und mit Erde beschüttet, sowie mit einer Brustwehr auf beiden Seiten geschützt, um die Thiere nicht durch den Anblick des Wassers scheu werden zu lassen (vgl. Herodot, VII, 36). Nach Ueberschreitung der Brücke läßt Xerxes das Heer in Schlachtordnung treten, und zwar wird es in zwei Flügel und ein Mitteltreffen getheilt. Den Mittelpunkt des letztern bildet der König selbst auf dem Kriegswagen, umgeben von den Kerntruppen und von der Blüte der vornehmen mit dem Königshause in naher Beziehung stehenden Jugend der Perser. Der ganzen Schlachtlinie voran gehen Schützen und Schleuderer; Fußvolk und Reiter sind auf die Flügel vertheilt, und zwischen den Reitern sind wieder Schützen und Schleuderer aufgestellt, während vor der Reiterei die Kriegswagen auffahren.

Das gewaltige Heer, welches Xerxes zum Verderben der Hellenen zusammengezogen hat, erfüllte ihn mit Zuversicht. Nicht allein die Menge und Tüchtigkeit der Soldaten, die

die furchtbare Gewalt der Kriegswagen und der gepanzerten Reiter mußten den Glauben an einen unschweren Triumph befestigen, auch die Pracht der Kriegsrüstungen durfte ihn mit Stolz und Genugthuung erfüllen: die griechischen und römischen Schriftsteller berichten wiederholt, daß Silber und Gold an den Kriegskleidern der Perser verschwendet war. Alexander sagte bei Issus im Angesicht der Schlachtreihe des Darius zu den Thraziern und Illyriern, beutelustigen Kameraden: „Verachtet dieses von Gold und Silber strahlende Heer, bei dem ihr weniger Lebensgefahr als Beute finden werdet; der Sieg kommt nicht vom Schmuck der Waffen, sondern von der Güte des Eisens." Die Beute der Sieger war denn auch stets eine außerordentlich reiche; nach der Einnahme von Damascus lagen auf dem Feld die von den Flüchtigen hingeworfenen Schmuckgegenstände der vornehmen Krieger, goldene Pferdegebisse, goldenes Geräthe aus den Zelten (Curtius, III, 13, 10), und nach der Plünderung des persischen Lagers lagen die Wege voll Gepäck, das man zur Erleichterung fortgeworfen, um die kostbaren Beutetheile bequemer fortschleppen zu können. Und nicht nur Gegenstände eines üppigen Luxus führte die Bagage, auch Weiber aller Art mit all ihrem Bedarf an Putz und Bequemlichkeit folgten dem Heere in ungeheuerer Zahl, und zwar fuhren die meisten auf verschlossenen Wagen oder Harmamaxen, deren Verzierungen oft vergoldet waren (im armenischen zhanawar genannt, vgl. Faustus von Byzanz, S. 189, 3 von unten, 194, 17, 236, 12; Herodot, I, 199). In der Heroenzeit haben die Frauen und mit ihnen selbst die Kinder die Kämpfenden begleitet und diese durch ihre Gegenwart erinnert, daß sie und der väterliche Herd der größten Tapferkeit zur Beschützung vor der Verwüstung durch den Feind bedurften. So hatten die persischen Frauen ihre wankenden Gatten in der Schlacht bei

Pasargadä den Medern gegenüber zum Stehen gebracht. Die Ausartung dieser Sitte zur weichlichen Bequemlichkeit konnte jedoch die Kriegstüchtigkeit, welcher ein Feldbett besser als ein mit weichen Pfühlen und Teppichen ausgestattetes Lager ansteht, nicht fördern, und der unverhältnißmäßig große Troß war namentlich einem geordneten bedächtigen Rückzuge das verderblichste Hinderniß. Parmenio fand bei der Bagage des Darius Kodomannus 329 Musikantinnen, 46 Kranzflechter, 277 Köche für die Zubereitung der Gemüse und sonstigen Zukost, 29 Köche für das Sieden und Braten des Fleisches, 13 für Milchspeisen, 17 Sorbetbereiter, 70 Weinkellner, 40 Salbenbereiter (Athenäus, Deipnosophistae, XII, 607 fg.). Der persische Reitergeneral Masistius wurde bei Erythrä von seinem in die Flanke getroffenen Rosse abgeworfen, worauf die Athener über ihn herfielen und anfingen auf ihn loszuhauen. Sein aus goldenen Schuppen bestehender Brustharnisch schützte ihn, bis ein Soldat ihn durch einen Stich in die Augenhöhle umbrachte (Herodot, IX, 22). Nach der Schlacht von Platää fanden die plündernden Spartaner in den persischen Zelten Massen von Gold- und Silbergeräthe, mit Gold überzogene Ruhelager, goldene Schalen, Becher und andere Trinkgefäße, auf den Wagen Säcke mit silbernen und goldenen Kesseln; den Erschlagenen nahmen sie unzählige Armringe, Ketten, Schwerter mit goldenen Ornamenten, gestickte Prachtkleider; die Heloten stahlen an Kostbarkeiten, was sie vor den Spartanern verbergen konnten, und die Aegineten bezahlten ihnen das Gold wie schlechtes Erz, wodurch sie den Grund zu ihrem Wohlstande legten (Herodot, IX, 80). Von der sonstigen Beute wurde ein Zehntel dem Apollo von Delphi geweiht, andere Theile bekam das Heiligthum in Olympia und auf dem Isthmus. Nach Plutarch (Leben des Aristides, Kap. 20) empfingen die Platäer von der Beute

80 Talente, welche sie zur Herstellung und bildnerischen Ausschmückung des Tempels der Athene verwendeten. Ein Landmann fand am Cap Sepias, an der Südspitze von Thessalien, so viele Gold- und Silberbecher, Schatzkästlein und unzählige goldene Dinge aller Art, alle durch die Brandung von den gescheiterten persischen Schiffen angespült, daß er ein reicher Mann wurde (Herodot, VII, 190).

Wer hätte bei dem Anblicke der unzählbaren Völker, des „von Gold hellstrahlenden Heeres", der gewaltigen Reiterscharen, der stürmenden Kriegswagen, den Gedanken fassen können, daß all diese Herrlichkeit durch den Heldenmuth kleiner Scharen, denen aber die vorschauenden Götter den Sieg gaben und die Elemente selbst zu Hülfe kamen, ihren Untergang finden sollte?

Ravenna.

Von

Hans Prutz.

I.

Tausende wallfahrten alljährlich über die Alpen, hin nach dem sonnigen Lande im Süden, um sich an der herrlichen Natur seiner Seen und Berge, seiner Meerbusen und Inseln zu weiden, sich an der Fülle seiner reichen Kunstdenkmäler zu erheben oder auch um in ernster Arbeit die Schätze auszunutzen, welche seine Bibliotheken und Archive für fast alle Zweige menschlichen Wissens in noch unerschöpfter Fülle bergen. Von diesen allen aber werden die eigentlichen Brennpunkte italienischen Lebens aufgesucht: Mailand mit seinem schneeigen Marmordom, mit seinem tüchtigen, aufwärts strebenden, durchaus nicht specifisch italienischen, sondern modern großstädtischen und zwar etwas französisch gefärbten Leben; das stolze Genua, welches, ein so herrliches Bild es dem über das blauglänzende Meer her ihm Nahenden darbietet, mit seinem chaotischen Mastenwalde, seinen Dampfschiffflotten, seinem lauten, lärmenden, tosenden Handel- und Seeleben, das sich nie rastend und ruhend in engen, düstern, unsaubern, bergab und bergauf kletternden Gassen und Gäßchen bewegt, mit seiner Kohlen-, Theer- und Fischatmosphäre trotz der prunkenden Marmorpaläste doch eine innere Verwandtschaft mit Amsterdam und London und andern räucherigen Seestädten des Nordens nicht verleugnen kann; das stattliche Bologna, mit Recht das fette und doch auch das gelehrte genannt, das in seinen

mächtigen, weniger auf äußere Wirkung als innere Solidität berechneten Bauwerken, seinen trotzigen Thürmen und behaglichen Palästen die ganze Fülle einer großen historischen Vergangenheit zur Schau trägt, daneben aber nicht weniger auch in der Gegenwart seine Bedeutung behauptet, wie das lebhafte und freudige, eifrige und tüchtige Treiben der geweckten, gewerbthätigen Bevölkerung und die reichen, dem historischen Stile der ganzen Stadt geschmackvoll angepaßten Neubauten zur Genüge zeigen; die herrliche, wunderbare Adriastadt, das sonnige, marmorglänzende Venedig, in welchem die traumhafte Pracht mancher Paläste, die erhabene Schönheit der reichgeschmückten Kirchen, die Fülle der aus den Denkmälern ringsum zu uns redenden Großthaten in einem so schneidenden Contrast stehen zu dem überall hervortretenden Verfall, der Unsauberkeit und Verkommenheit, der faulen Armuth der Einwohner, deren große Masse in ihrem ungesunden Amphibienleben nur eine einzige treibende Macht zu kennen scheint, den Wunsch nämlich, durch irgendeine unbegehrte, ebenso nutzlose wie mühelose Handreichung dem Fremden oder dem einheimischen Flaneur einige Centesimi abzulocken oder dem unerfahrenen Käufer einer werthlosen Kleinigkeit eine möglichst große Summe abzuschwindeln, um das so gewonnene Kapital in einer Limonata, einem Stück Wassermelone oder überzuckerten Früchten möglichst nützlich anzulegen, sodaß es wirklich nicht zu viel gesagt scheint, wenn man behauptet, hier sei das Faulenzen zu einer Kunst und der Müßiggang zu einer Wissenschaft ausgebildet. Wer noch weiter nach Süden strebend den hier öden, laub- und wasserarmen Apennin übersteigt, der ergeht sich in der balsamischen Luft des einem einzigen großen Garten gleichenden ...nischen Landes und vertieft sich dann in dem schönen, ...nd heitern Florenz in das erquickende Studium ...unstblüte, welche die moderne Cultur je

gezeitigt hat, und verfolgt in den mächtigen, die Vergangenheit so anschaulich ausprägenden Denkmälern die Geschichte der herrlichen Arnostadt, deren gleichen wir nur in der Geschichte Athens noch wiederfinden: — keiner aber von all diesen nordischen Wanderern, am wenigsten sicherlich der, dessen Sehnsucht nach der Ewigen Roma oder der unvergleichlichen Schönheit Neapels gerichtet ist, wird sich in jene öde, einförmige, binsenbewachsene Sumpflandschaft verlieren, welche abseits der großen, im Osten des Apennin über Rimini und Ancona nach Rom führenden Straße liegt, südlich von dem ungesunden Schwemmlande des Podeltas, still und todt, wie abgeschieden von der Welt, unberührt von dem an ihr vorbei südwärts strömenden Weltverkehr, und auch von dem belebenden, mit der Welt verbindenden Meere durch sumpfige Küstenstrecken getrennt. Und doch birgt diese traurige Landschaft die Stadt, welche zu einer Zeit, wo die weltherrschende Größe Roms bereits dem Untergange verfallen war und das altersschwache Römische Reich unter den wuchtigen Schlägen der in der Fülle der Jugendkraft anstürmenden Germanen in allen Fugen erzitternd in Trümmer zu gehen drohte, die Hauptstadt Italiens, der einzige sichere Zufluchtsort der schwachen Cäsaren und der letzte Hort war für die Abwehr des gefürchteten Feindes, die Stadt, in der und unter deren Mauern sich ein Jahrhundert lang das Schicksal der Welt und noch oft genug das Italiens entschied — Ravenna.

Wer von den alljährlich nach Tausenden zählenden Italienfahrern hat Ravenna besucht?

Und doch hat gerade Ravenna, so wenig es dem blos leichten Genuß und angenehme Eindrücke für seine Sinne Suchenden zu bieten vermag, für jeden denkenden Reisenden, welcher ein Land nicht blos nach seinen landschaftlichen Reizen und dem, was es an oberflächlichem Vergnügen bietet, zu

schätzen gelernt hat, des Anziehenden und Fesselnden, ja geradezu des Tiefergreifenden so außerordentlich viel und könnte den, welcher diese stille und todte Stadt mit historischem Blick, mit Kenntniß ihre Vergangenheit und im Studium der Ereignisse, deren Schauplatz sie einst gewesen, eingehend betrachtet, wochen- und monatelang in der ernstesten und erhebendsten Weise beschäftigen. Verkörpert sich nämlich in den Denkmälern Roms das Alterthum, in Venedig die blühendste städtische Cultur des Mittelalters, in Florenz die goldene Zeit der Renaissance, so führt uns dagegen Ravenna zurück in jene gärenden, dämmernden, freudelosen Zeiten, wo die überlebte Cultur Roms zusammenbrach und die noch einfachen und herben, ja hier und da rohen Anfänge der christlichen und germanischen Cultur aufzusteigen begannen. Wie diese ganze Zeit des Uebergangs vom Alterthum zum Mittelalter hart und glanzlos ist, wie sich in ihr das zusammensinkende Alte mit dem noch unfertigen Neuen chaotisch mischt, wie da ein gärendes, ungeordnetes Durcheinander zerstörender und bildender Kräfte herrscht, so macht auch Ravenna, sozusagen die Verkörperung dieser Uebergangszeit, selbst heute noch einen solchen trüben und traurigen Eindruck und erscheint wie die Zeit, in die seine Größe fiel, unfertig und zugleich doch überlebt, wie ein Anfang und zugleich doch wie der kümmerliche Rest ehemaliger Herrlichkeit. Das aber macht einen um so tiefern Eindruck, als auch alle folgenden Jahrhunderte, die über Ravenna hinweggegangen sind, ihre Spuren deutlich erkennbar zurückgelassen und wenigstens in irgendeinem charakteristischen Denkmale der Stadt gleichsam ihren besondern Stempel aufgedrückt haben. Wie in einem Buche blätternd kann man so aus den Bauten Ravennas die Geschichte der Stadt nicht allein, sondern eines großen Theils von Italien, ja der Menschheit förmlich ablesen: die letzten Jahrzehnte des rö-

mischen Kaiserthums, die Stürme der Völkerwanderung, die Ostgothenherrschaft, das griechische Exarchat, die Lombardenherrschaft, die Zeit der päpstlichen Herrschaft, unterbrochen durch die des seeherrschenden Venedig; — sie alle gehen in merkwürdigen Denkmälern, gleichsam Fleisch und Blut geworden in Ravenna an unserm Geiste vorüber.

Dem entspricht gleich der erste Eindruck, den die Stadt macht.

Von der großen über Bologna nach Ancona und Brindisi führenden Bahn zweigt sich bei Castel Bolognese zwischen Imola und Faenza ein Ausläufer nach Ravenna ab. Er führt uns in etwa einer Stunde durch eine flache, gutangebaute Gegend über Solarolo, das seines großen Septembermarktes wegen in ganz Ostitalien berühmte Lugo, das Städtchen Bagnacavallo, nach welchem als seinem Geburtsorte der bekannte Maler Bartolomeo Ramenghi, ein Schüler des großen Urbiners, sich nannte, und noch einige kleinere Ortschaften nach Ravenna. Je mehr man sich der Stadt nähert, um so öder und einförmiger wird die Gegend, in welcher der melancholische Charakter der Sumpflandschaft immer entschiedener zur Geltung kommt. Bei der Ankunft in Ravenna selbst möchte man zuerst fragen, warum denn eigentlich nach dieser leblosen Stadt eine Schienenstraße geführt worden sei, so wenig scheint hier für die moderne Riesenarbeit der Dampfkraft ein geeignetes Feld zu sein. Der Eintritt in die Stadt selbst bestätigt diesen ersten Eindruck: wenn man diese öden und menschenleeren Straßen durchwandelt, fühlt man sich wie umweht von Grabesluft und Leichenmoder und kommt sich vor, als ob man aus der lachenden Sonnenhelle eines blühenden Sommertages plötzlich in das Dunkel einer halbverfallenen feuchten Krypta eintrete, wo man halbvermorschte Särge streift und auf Gebeine und Todtenköpfe zu treten fürchten muß.

Für die Gegenwart will Ravenna wenig oder nichts bedeuten: es ist eben eine gesunkene, ja eine gänzlich gefallene Größe. Werth und Bedeutung erhält die Stadt blos durch ihre Vergangenheit und das, was sie aus derselben gerettet hat. Dazu steht freilich in einem eigenthümlichen Contrast die Regsamkeit und Beweglichkeit, ja Leidenschaftlichkeit und Wildheit seiner Bewohner, die so recht zu einem vollen und ganzen Leben in der Gegenwart, und zwar einer Gegenwart voll Kampf und Sturm gemacht zu sein scheint. Denn wenn schon im allgemeinen von allen Zweigen des italienischen Volks die Romagnolen diejenigen sind, bei welchen der politische Eifer, sagen wir geradezu die politische Leidenschaft am meisten zur Geltung kommt, so nehmen unter den Romagnolen wiederum die Bewohner des stillen Ravenna in dieser Hinsicht den ersten Platz ein. Als Ravenna noch mit den übrigen Legationen das Joch der elenden päpstlichen Herrschaft trug, war es unausgesetzt der Schauplatz republikanischer Conspirationen: zu Beginn der zwanziger Jahre war es ein Hauptsitz der Carbonari, welche von dort aus durch ihr geheimnißvolles Verschwörer- und Complotirertreiben die ohnehin schon so schwache politische Moral des ungebildeten Volkes vollends zu Grunde richteten. Tief in diese Intriguen verwickelt war auch Lord Byron, der seiner geliebten Gräfin Guiccioli in ihre stille Vaterstadt gefolgt war und dort eine der ruhigsten und glücklichsten Perioden seines von so vielen Leidenschaften zerrissenen Lebens verbrachte: in Ravenna schrieb Byron „Die Weissagung Dante's", „Marino Faliero", „Die beiden Foscari", „Cain", „Himmel und Erde" und „Die Vision des Gerichts". Der politische Fanatismus der Ravennaten ist oft genug in blutigen Thaten zum Ausbruch gekommen: kaum in einer andern Stadt sind so häufig und so offen politische Morde verübt worden, und zwar bis in unsere Tage hinein; denn die

Heißblütigkeit der Romagnolen und Ravennaten ist in den neuen Verhältnissen nicht abgekühlt, sondern mit der alten Verbissenheit und mit den alten Waffen setzen dieselben den Kampf gegen die freilich oft nur allzu sehr fehlgreifende italienische Regierung fort, sodaß noch in der jüngsten Vergangenheit Stadt und Provinz wiederholt unter eine besondere, auf Verkündigung des Kriegszustandes beruhende militärische Ausnahmeverwaltung gestellt werden mußten.

Schon in ihrem äußern Gebaren läßt die Bevölkerung Ravennas diese feurige Lebendigkeit, diese kaum zu zügelnde Leidenschaftlichkeit erkennen. Ein eigenthümliches, man möchte beinahe sagen, unheimliches Feuer sprüht aus den dunkeln Augen, und diese stämmigen, schwarzbärtigen Männer, die oft so finster dreinschauen, erwecken den Verdacht, daß sie in der Handhabung des Stilets oder des Revolvers keinen Augenblick verlegen oder wählerisch sein möchten. Denselben Typus finden wir bei dem weiblichen Geschlechte. Ohne Frage aber wird der fremdartige Eindruck dieser so stark ausgeprägten Physiognomien dadurch noch gesteigert, daß bei der ungewöhnlichen Weitläufigkeit der Stadt die Bewohnerschaft derselben fast verschwindet und man nur selten und vereinzelt etwas davon zu sehen bekommt. Während Ravenna heutigentags kaum 20000 Einwohner zählt, könnte die Stadt ihrer räumlichen Ausdehnung nach bequem mehr als die dreifache Zahl in sich beherbergen. Nur in der Gegend der Piazza maggiore, wo sich der unbedeutende Localverkehr concentrirt und das einzige ordentliche Café liegt, herrscht eine Art von Lebhaftigkeit, namentlich abends, wo nach italienischer Sitte nach Sonnenuntergang die gesammte Bevölkerung, vorzugsweise jedoch die junge Welt dorthin zusammenströmt, um der Militärmusik zu lauschen und lachend und plaudernd in dichtem Gedränge auf- und abzuschreiten. Aber schon einige Häuser weiter, gleich in der

nächsten Querstraße ist alles still und sieht es aus wie ausgestorben: stundenlang kann man die langen, oft auf weite Strecken hin zu beiden Seiten nur von Gartenmauern begrenzten Straßen entlang gehen, ohne auf ein lebendes Wesen zu stoßen. Es hängt das zum guten Theil mit der — wie wir weiterhin sehen werden — nicht eigentlich natürlichen, sondern künstlich hervorgerufenen Entstehung Ravennas zusammen. Die Stadt ist, in der Ebene erwachsend, in ihrem wichtigsten Theile wol nach einem fertig vorliegenden Plane angelegt, mit einer gewissen langweiligen, ausdruckslosen Regelmäßigkeit erbaut; um Platz niemals verlegen hat daher die Einwohnerschaft mit förmlicher Raumverschwendung bauen und sich nach Belieben ausbreiten können. So bestehen denn die einzelnen Viertel meist aus gewaltigen, von einer langgestreckten Reihe meist nur wenig tiefer Häuser eingeschlossenen Garten- und Wiesencomplexen. Dem entspricht es ferner, daß die Stadt eigentlich keinen Mittelpunkt hat. Während bei andern Städten Italiens, besonders geschichtlich merkwürdigen, selbst — um von solchen wie Rom und Venedig, Florenz und Mailand zu schweigen — bei kleinern wie Piacenza, Cremona, Lodi und Vicenza bei einem Blick auf den Grundriß einem gewöhnlich sofort die Linie in die Augen fällt, welche den ältesten Kern der Stadt, an den die übrigen Stadttheile im Laufe der Zeit angewachsen sind, umgrenzt, sucht man auf dem Plane von Ravenna vergebens nach einer solchen räumlich ebenso wie geschichtlich so lehrreichen Orientirung. Selbst die Kirchen von Ravenna liegen so verstreut an den verschiedensten Enden der Stadt, daß auch sie für die Gewinnung eines Bildes von dem allmählichen Wachsthum derselben keinen genügenden Anhalt geben.

Und das führt uns auf einen andern Punkt. Bei aller prägnanten Eigenartigkeit fehlt es Ravenna doch an einer — wenn man so von einer Stadt sagen darf — ausge-

prägten Individualität: Ravenna ist nicht ein großes einheitliches Ganzes, sondern nur der Inbegriff lauter einzelner, nicht durch innere Nothwendigkeit, sondern blos durch äußere Noth zusammengefügter Theile.

Diese Erscheinung erklärt sich leicht: Ravenna hat zwar eine große geschichtliche Vergangenheit, aber dieselbe weist nicht wie die Roms, Venedigs, Florenz' und Mailands große Thaten auf, sondern wir finden in ihr nur von Leiden und Heimsuchungen erzählt. Der Mangel eines einheitlichen, sozusagen individuellen Gepräges erklärt sich nach meiner Meinung wenigstens zum guten Theil aus der passiven Rolle, zu der Ravenna in allen Zeiten verurtheilt gewesen ist.

II.

Hat Ravenna auch für das Alterthum erst mit dem römischen Kaiserthum Bedeutung gewonnen, so weisen die Anfänge der Stadt doch in weit frühere Jahrhunderte zurück und verlieren sich in einer historisch nicht näher bestimmbaren Zeit.

In dem südöstlichen Zipfel des cispadanischen Gallien, dessen ganze Küste längs des Adriatischen Meeres, von der Mündung des Isonzo im Norden bis gegen Rimini im Süden, von einem sumpfigen Insellande begleitet wird, das gegen das Meer hin durch nehrungartige Bildungen begrenzt ist, kennen bereits die Alten des spätern Ravenna, welches in den wenig gesunden Sumpfniederungen zwischen den Küstenflüssen Lamone und Ronco, dem Bedesis der Alten, von allen Seiten so schwer zugänglich in inselartiger Abgeschlossenheit lag. Ringsum von undurchdringlichen Sümpfen umgürtet, war die Stadt von Süden her blos auf dem schmalen Damme erreichbar, auf welchem die Küstenstraße südwärts

von Ariminum führte, während sie nach Norden durch die Septem maria begrenzt wurde, das heißt die Pomündungen, welche häufig austretend weite Seen und Lagunen bilden. Da diese den Landweg beschwerlich und gefährlich machten, so pflegte man die Reise von Ravenna nordwärts durch die Septem maria zu Schiffe nach Altinum zu machen. Daß ein solches Sumpfnest von den Bewohnern des umliegenden reichen Festlandes zuerst besetzt sein sollte, ist an und für sich schon unwahrscheinlich; eine Niederlassung in demselben ist vielmehr nur begreiflich, wenn die Ansiedler die Verbindung mit dem Meere suchten und wegen des durch die Lage der neuen Stadt so sehr begünstigten Handels und Verkehrs die sonst mit derselben verbundenen Unbequemlichkeiten geduldig in den Kauf nahmen. Dazu stimmt denn auch die Angabe, daß Ravenna nicht italienischen Ursprungs, sondern eine Gründung der Thessaler, das heißt der Pelasger sei. Als solche soll die Stadt Rhene geheißen haben. Schon frühzeitig jedoch muß diese pelasgische Ansiedelung in die Hände der Umbrer gefallen sein: wenigstens kommt Ravenna in der ältern römischen Zeit nur als umbrische Stadt vor, auch da noch, als die umgebende Küstenlandschaft von dem celtischen Stamme der Lingonen, die mit den Bojern zusammen ihre reiche Heimat an den Vogesen verlassen und sich nach Italien gezogen hatten, den Umbern entrissen und besetzt worden war. Ihre Unzugänglichkeit und der Umstand, daß sie dem fremden Eroberer nichts irgend Lockendes bot, mag Ursache dieser Schonung gewesen sein. Besondere Bedeutung hat Ravenna zur Zeit der römischen Republik nach keiner Seite hin zu beanspruchen gehabt. Ohne die natürlichen Vorbedingungen zu großstädtischem Leben blieb Ravenna eben eine kleine Küstenstadt, bis im Widerspruch eigentlich mit den von der Natur gegebenen Grundlagen ihrer Existenz durch einen mächtigen Willen ihr ein bestimmter Beruf aufgenöthigt und

sie künstlich, ja beinahe gewaltsam zur Großstadt in die Höhe geschraubt wurde.

Gerade in den Jahren beginnt Ravenna sich zu heben, wo die römische Republik zu Grunde geht. Cajus Julius Cäsar verweilte mit Vorliebe in Ravenna, wenn während des Winters die Waffen in Gallien ruhten, nicht als ob die sumpfige Schifferstadt ihn besonders angelockt hätte, sondern weil er dort ohne seine Provinz zu verlassen doch in nächster Nähe Italiens und Roms war und mit seinen dortigen Anhängern in genauester Verbindung den Gang der Ereignisse ganz in seinem Sinne lenken konnte. In Ravenna wurden die Unterhandlungen geführt, deren Ergebniß die nochmalige Aussöhnung Cäsar's mit Pompejus und mit dem wilden Clodius und die Erneuerung des Triumvirats auf der Zusammenkunft zu Lucca 56 v. Chr. war. In Ravenna verweilte Cäsar dann auch wieder während der letzten entscheidenden Unterhandlungen mit dem Senat und dem in Abhängigkeit von demselben gerathenen Pompejus in den letzten Wochen des Jahres 50. Von Ravenna aus überbrachte der getreue Scribonius Curio die letzten, bis zur äußersten möglichen Grenze entgegenkommenden versöhnlichen Anerbietungen Cäsar's, die dem Senat in der denkwürdigen Sitzung vom 1. Januar 49 vorgelegt wurden. Dorthin flohen, als diese Anträge — wie Cäsar als kluger Redner vorausgesehen hatte — abgelehnt und durch einen einer Kriegserklärung gleichkommenden Beschluß beantwortet worden waren, am 6. Januar 49 mit Curio zusammen als Sklaven verkleidet die Volkstribunen Marcus Antonius und Cassius, deren Unverletzlichkeit durch die Fanatiker im Senat bedroht schien. Dort versammelte wenige Tage später der Bezwinger Galliens die Soldaten der 13. Legion um sich, um in begeisterter Rede sein Schicksal und seine Ehre in ihre Hand zu legen; von dort brach er dann unter dem

Jubel der Truppen auf nach dem Rubicon, mit dessen Ueberschreitung der Würfel fiel und der ruhmgekrönte Feldherr „seine Zukunft auf die dunkeln Gewalten der Revolution und des Bürgerkrieges gründete".

Was Cäsar begonnen, vollendete nach neuen Kämpfen Octavianus Augustus. Er wurde auch der eigentliche Schöpfer Ravennas.

Zur Sicherung seiner Grenzen bedurfte Rom einer starken Seemacht, deren Vernachlässigung sich einst an der Republik so schwer gerächt hatte, — man denke nur an die dem Seeräuberkrieg unmittelbar vorausgehenden Zustände. Für das westliche Meer erhob Augustus Misenum, für das östliche Ravenna zur Flottenstation. Letzteres mußte dazu aber erst neu- oder doch umgeschaffen werden. Solche Stadtschöpfungen sind aber nur dem einheitlichen, allgemein gebietenden Willen Eines Mannes möglich. Kann es auch äußerlich keine größern Gegensätze geben als das todte und öde, herabgekommene und verarmte Ravenna und das malerisch gelegene, hell und lustig, modern prächtig gebaute, von heiterm und glänzendem Leben durchwogte und von Jahr zu Jahr blühender emporwachsende Livorno an der toscanischen Küste, so fordert doch die Entstehungsgeschichte beider Städte wie von selbst zu einem Vergleiche derselben heraus. Beide Städte sind durch den Willensact und im Interesse eines absoluten Monarchen gleichsam aus dem Nichts erstanden und durch künstliche Mittel großgezogen, nur mit dem Unterschiede, daß Ravenna als Seestadt ersten Ranges keine innere Berechtigung hatte und bei der so ungünstigen Bildung gerade jener östlichen Küstengebiete Italiens neben Ancona und Brundisium oder später gar neben Venedig sich unmöglich auf die Dauer behaupten konnte und daher, als es nicht mehr ein von Staats wegen künstlich erhaltener Kriegshafen war, bald zu sinken begann, Livorno dagegen, obgleich auch

in ganz ähnlicher Weise aus einem dürftigen Fischerdörfchen erwachsen, doch innerlich und äußerlich alle Bedingungen vereinigte, welche ihm eine bleibende Bedeutung sichern konnten. Wenn daher Livorno von Montesquieu mit Recht das „Meisterstück der mediceischen Dynastie" genannt wird, und wenn man seine Gründung der Alexandriens durch den großen Macedonierkönig an die Seite setzen möchte, weil es, 1551 noch nicht 800 Einwohner, heute — die ab= und zugehende Seefahrermasse nicht eingerechnet — deren über 100000 zählend, in wenigen Jahren durch die Mediceer gemacht wurde, welche mit der wahrhaft schöpferischen Geistern eigenen Scharfsichtigkeit und Vorurtheilslosigkeit Unterdrückte und Unzufriedene aus allen Ländern, aus England geflüchtete Katholiken, aus Spanien und Portugal Juden und Mauren, aus Südfrankreich und namentlich Marseille Hugenotten aufnahmen, so kann man der Neugründung Ravennas durch Augustus einen gleichen Erfolg nicht nachrühmen, sondern muß dieselbe nach ihrem schließlichen Ausgange eigentlich als ein verfehltes Experiment bezeichnen. Bei der Erhebung Livornos zur Seestadt wurden eben von der Natur gegebene günstige Verhältnisse geschickt benutzt, bei der Ravennas mußten diese Verhältnisse selbst erst künstlich geschaffen werden.

Um Ravenna zum Standort einer römischen Flotte zu machen, mußte namentlich gerade die Hauptsache, der Hafen, erst geschaffen werden. Eine Meile östlich von Ravenna — die Stelle wird heute etwa durch die herrliche Basilika San-Apollinare in Classe bezeichnet — ließ Augustus durch großartige Wasserbauten einen Hafen anlegen, der bis zu 240 Trieren fassen konnte und dessen Lage den nachts heransegelnden Schiffen durch das Feuer eines mächtigen Leuchtthurms bezeichnet wurde. Aus dem südlichsten Mündungsarme des Po wurde ein Kanal, Padusa genannt, nach Ra=

venna hin angelegt, rings um die Stadt und dann weiterhin bis zu dem Hafen geführt. Diese Anlagen, wenn sie zunächst auch nur der Kriegsflotte dienen sollten, beförderten jedoch auch den Seehandel, und Ravenna nahm wirklich einen bedeutenden Aufschwung. Aeußerlich freilich sah man der Stadt damals und auch lange nachher noch ihren wachsenden Reichthum nicht an. Da der morastige Boden keine Steinbauten trug, so mußte man zu dem leichtern, aber unsichern Holzbau seine Zuflucht nehmen, und Ravenna bestand fast ganz aus hölzernen Häusern. Eigenthümlicher aber noch und befremdlicher wurde das Aussehen der Stadt dadurch, daß dieselbe, ohnehin schon von einem Arme des Padusakanals durchschnitten, rings von Sümpfen und Kanälen umgeben war und deshalb einmal die Straßen durch zahlreiche Brücken verbunden waren, dann aber ganz ähnlich wie heutigentags in Venedig der Verkehr innerhalb der Stadt meistentheils durch Gondeln unterhalten wurde. Auffallend ist es, daß trotz dieser wenig günstigen Verhältnisse Ravenna sich des Rufes einer ganz besonders gesunden Stadt erfreute: zwar fehlte es an gutem Trinkwasser — weshalb der Spötter Martial als speculativer Kopf sich gerade in Ravenna eine Cisterne zu besitzen wünscht, da man das Wasser dort direct zu Gelde machen könne —, aber die Luft war rein und stärkend, weil die Kanäle den Sümpfen Abzug verschafften und das mit der Flut ein-, mit der Ebbe zurückströmende Seewasser sie in steter Bewegung erhielt und allen Unrath hinwegführte.

Um dieser gesunden und kräftigen Luft willen, vermuthlich aber auch ebenso sehr wegen der in ihrer Lage begründeten Festigkeit der Stadt, die auch bei geringer Wachsamkeit ein Entkommen von da fast unmöglich machte, war Ravenna seit den Zeiten des Augustus der Sitz einer berühmten Fechterschule. Wol aus denselben Gründen aber wurde es

in der römischen Kaiserzeit als Internirungsort für vornehme römische Staatsgefangene gebraucht: der Markomannenfürst Marbod, als er im Kampfe mit dem von Arminius gestifteten norddeutschen Völkerbunde unterlegen bei Tiberius Hülfe suchte und inzwischen von seinem Heere verlassen bei der ihm allein noch gebliebenen Wahl zwischen ehrenvollem, freiwilligem Tode und Ergebung in die Gewalt der Römer aus unwürdiger Liebe zum Leben sich für letzteres entschieden hatte, erhielt Ravenna als Wohnsitz angewiesen, wo er, seine rühmliche Vergangenheit verleugnend, noch beinahe zwei Jahrzehnte von dem Gnadenbrote lebte, das ihm der Erbfeind seines Vaterlandes reichte. So wurde des gefürchteten Arminius Sohn Thumelicus, den Thusnelda, durch leidigen Stamm- und Familienhader in die Gewalt der Römer geliefert, in der Knechtschaft geboren hatte, in Ravenna erzogen. Daß Tacitus („Annales", I, 58) bei dem Berichte die Wendung gebraucht, „von welcher Schmach der zu Ravenna erzogene Knabe später betroffen worden sei, werde er weiterhin erzählen", hat den Anlaß gegeben zu der bekannten, aber, da weder Tacitus noch sonst jemand der Sache weiter Erwähnung thut, völlig unbegründeten Hypothese, daß der Sohn des Arminius seine germanische Jugendkraft und -Schöne später als Gladiator vor den Augen des römischen Volkes habe zur Schau stellen müssen. Dieselbe hat bekanntlich Halm in seinem „Fechter von Ravenna" behandelt, einem Stück, das vor einer Reihe von Jahren eine cause célèbre unserer Literatur war, weniger seiner poetischen Schönheit wegen als durch den ebenso leidenschaftlich geführten wie lächerlichen Streit, der infolge des den Autor längere Zeit umgebenden Geheimnisses zwischen diesem und dem nach Dichterlorbern gierigen Schulmeister Bacherl entbrannte.

Der größern Bedeutung, die Ravenna durch Augustus erlangt hatte, entsprach auch das räumliche Wachsthum der

Stadt. Da, wo der Padusakanal in das Meer mündete, entstand die eigentliche Hafenstadt Classes. Zwischen dieser und Ravenna selbst erhob sich ein dritter Stadttheil, Cäsarea, die Kaiserstadt, den man sich dem Namen nach wol als den am prächtigsten gebauten denken möchte. Diese drei ursprünglich gesonderten Städte wurden späterhin insofern zu einer zusammengefaßt, als sie durch eine gemeinsame starke Befestigungslinie umschlossen wurden.

Geschichtlich hat Ravenna in den ersten Jahrhunderten des römischen Kaiserthums wenig Bedeutendes in und unter seinen Mauern geschehen sehen. Im Jahre 69 waren es die Flotte und die Schiffsmannschaft zu Ravenna, die zuerst von allen italienischen Streitkräften sich von dem Schwelger Vitellius lossagten und zu Vespasian übergingen. Bei dem beginnenden Einströmen deutscher Krieger in das römische Gebiet während des zweiten Jahrhunderts finden wir in der Nähe Ravennas auf Grund besonderer Verträge eine deutsche Colonie angesiedelt; als aber diese Germanen bei Erneuerung des Markomannenkrieges unter Marcus Aurelius sich der festen Stadt durch plötzlichen Ueberfall zu bemächtigten suchten, wurden sie besiegt und in fremde Länder verwiesen. Dann waren die sumpfumgürteten Mauern Ravennas Zeugen blutiger Kämpfe in den Zeiten des Thronstreites zwischen Diocletian's und Konstantin's des Großen Regierung; nach Ravenna hatte sich 307 Severus zurückgezogen, als ihn der Abfall seiner Truppen zur Capitulation nöthigte und sein Leben in die Hand seines Gegners Maximian lieferte.

Im Laufe der Zeit aber waren in der Gegend von Ravenna bedeutende Veränderungen vorgegangen. Die Nähe der Pomündungen, welche aus dem fetten lombardischen Niederungslande dem Meere ungeheuere Massen fester Bestandtheile zuführen, ließ zwischen dem Meere und dem Hafenorte Classes durch Anschwemmung festes Land entstehen.

Dazu ließen die Sandniederschläge des Meeres den Hafen allmählich versanden. Wurde auch noch eine schmale Wasserstraße nach dem Meere hin offen gehalten, so war Ravenna doch schon im 4. Jahrhundert als Kriegshafen völlig unbrauchbar. Wol damals schon begann das angeschwemmte Land sich mit dem Grün jenes berühmten Pinienwaldes (La Pineta) zu bedecken, der sich dicht bei der Stadt beginnend etwa zwölf Miglien weit ununterbrochen südwärts zieht und in einiger Entfernung vom Meere die Straße nach Rimini bis zu dem Küstenstädtchen Cervia begleitet; — das ist die berühmte, von Sängern und Dichtern alter und neuer Zeit, von Dante und Boccaccio ebenso wie von Dryden und Byron besungene Pineta, wo man den in der sonst waldarmen Gegend doppelt erquickenden Duft uralter, knorriger, wetterzerzauster Pinien athmet, deren malerische Gestalten sich gegen die Monotonie der rings umgebenden Ebene grotesk abheben und deren erhabenes Schweigen die Seele wunderbar ergreift durch den melancholischen Gegensatz zu dem dumpfen Erbrausen der nahen Adria.

Wenn wir nun aber das heutige Ravenna durchforschen nach Denkmälern, welche dieser ersten, mit dem Hereinbrechen der Völkerwanderung endenden Periode seiner Geschichte angehören, so finden wir eigentlich nichts, was uns unmittelbar von dieser Zeit Kunde gäbe; selbst die Frösche, über deren Höllenlärm Martial klagt, scheinen verstummt zu sein. Denn wenn man auch meint, daß die ungefähr in der Mitte der Stadt liegende Piazza maggiore dem alten forum senatorium entspreche, so ist das ebenso eine leere Hypothese wie die Vermuthung, daß eben der dort befindliche Porticus von acht Granitsäulen mit eigenthümlichen Compositacapitälen der Ueberrest sei der sogenannten Herculesbasilika, welche in der classischen Zeit Ravennas entstanden, von Theodorich dem Großen restaurirt sein soll. Desgleichen ist es eine unerwiesene

Tradition, daß die vielleicht antike Urne, welche in einer Nische des Baptisteriums degli Ortodossi steht, aus dem Tempel des Jupiter in Cäsarea herrühren soll. Aehnlich verhält es sich mit der Angabe, daß die Fundamente der Kirche San-Francesco einem Neptuntempel des alten Ravenna und die von San-Apollinare in Classe einem ehemals in der Hafenstadt stehenden Apollotempel angehört haben. Andere wollen wieder in dem aus gewaltigen Quadern zusammengefügten Unterbau der Kirche Santa-Maria in Porto fuori die Reste des ehemals den Hafeneingang bezeichnenden Leuchtthurmes sehen. Von allen den Herrlichkeiten, welche die drei Städte Ravenna, Classes und Cäsarea bis gegen Ende des 4. Jahrhunderts in ihren Mauern hatten erstehen sehen, ist nur ein einziges, verhältnißmäßig unbedeutendes Denkmal auf uns gekommen, charakteristisch genug und gleichsam sinnbildlich für die eigenthümliche Bedeutung Ravennas ein Sarkophagrelief. Dasselbe befindet sich jetzt in der Kirche San-Vitale. Nach der edeln Einfachheit der Composition und der vortrefflichen Modellirung der Körper und namentlich auch der Gewandung zu urtheilen gehört dasselbe noch der Blütezeit der römischen Sculptur unter den ersten römischen Kaisern an. Zur Linken erkennt man in einer sitzenden Frauengestalt die Göttin Roma, daneben in kriegerischem Triumphalschmucke mit erhobener Rechten die königliche Gestalt Cäsar's, an den sich nach rechts hin, wie der thronenden Göttin von ihm zugeführt, Augustus anschließt, während die Deutung der beiden andern Figuren, einer weiblichen und einer männlichen, in welcher manche den Claudius zu erkennen meinen, zwischen den Männern von Fach noch streitig ist. Stellt das Relief auch ohne Frage eine Apotheose dar, so ist die Benennung desselben als Apotheose des Augustus doch durchaus unberechtigt. Gleichfalls antik, aber griechischen Ursprungs ist ein auch in San-Vitale

befindliches Relief, welches seinem Gegenstande nach — Genien, die Muscheln und Dreizack vor dem durch einen Delphin gekennzeichneten Thron des Neptuns huldigend niederzulegen eilen — aus einem, sei es in Ravenna selbst, sei es in der Hafenstadt Classes befindlichen Tempel des meerbeherrschenden Gottes herrühren mag.

Sonst aber findet sich nichts mehr von der einst so blühenden Schöpfung des Augustus; von den drei Städten steht nur noch Ravenna selbst auf seinem alten Platze. Wo einst die von lautem Seemanns- und Soldatentreiben erfüllte Hafenstadt Classes lag, breitet sich eine unbebaute, schilf- und binsenbestandene Sumpfebene aus; wo sich ehemals das prächtige Cäsarea erhob, liegt jetzt das ärmliche Dörfchen Porto di fuori, und ein schlichtes Marmorkreuz bezeichnet die Stätte, wo einst die uralte, erst 1553 abgebrochene Basilika San-Lorenzo in Cäsarea lag.

III.

Gemahnt dieses fast spurlose Verschwinden der einst an dieser Stelle blühenden Städte an die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit aller irdischen Größe, so wird die in dem Beschauer dadurch angeregte ernste Stimmung beim Durchschreiten der Straßen von Ravenna noch gesteigert durch den Anblick zahlloser Sarkophage, welche rechts und links in den Straßen stehen. Dieselben gehören meistens den ersten Jahrhunderten des Christenthums an und machen die Stadt geradezu zu einem überreichen Museum für diesen Zweig altchristlicher Kunst, erhalten aber auch in dem Beschauer jederzeit das melancholische Gefühl rege, daß er in einer Todten-, in einer Gräberstadt wandelt. Zugleich aber leiten diese stillen Zeugen von dem Werden und Wachsen des zur

Ueberwindung des Heidenthums und der römischen Weltmacht berufenen Christenthums uns hinüber in die Zeit, wo Ravenna geradezu im Mittelpunkte stand des Kampfes zwischen der dem Untergange entgegeneilenden heidnisch-römischen und der aufsteigenden christlich-germanischen Welt; daher ist denn auch gerade der Stempel dieser Uebergangszeit Ravenna besonders deutlich aufgeprägt. Das Ringen des weströmischen Reiches gegen die Germanen, die Errichtung auf rohe Kraft gegründeter deutscher Kriegerherrschaften in Italien, die großartige Regententhätigkeit des genialen Ostgothen Theodorich — diese Ereignisse bilden den Hintergrund, von dem die interessantesten und werthvollsten Denkmäler Ravennas sich in wunderbarer Schärfe abheben.

Im Jahre 402 brachen die Westgothen unter ihrem jugendlichen Heldenkönig Alarich zum ersten mal in Italien ein. Durch ihre Schnelligkeit von der beabsichtigten Flucht nach Gallien abgehalten, verbrachte der feige Kaiser Honorius mit seinen üppigen Höflingen bange Wochen in der kleinen Festung Asta, bis die Siege Stilicho's das zitternde Italien und das dem Untergange nahe weströmische Reich noch einmal retteten. Aehnlichen Gefahren seine geheiligte Person zu entziehen barg sich Honorius 404 bei der Erneuerung des Gotheneinfalls in dem durch Natur und Kunst uneinnehmbaren Ravenna, welches die in den Künsten der Belagerung ungeübten Germanen nicht ernstlich gefährden konnten. Von da an ist bis zum Untergange des weströmischen Reiches Ravenna die Hauptstadt desselben geblieben.

Am Altar einer Kirche Ravennas, wohin er, der Retter Italiens, der eigentliche Herr des Reiches, durch die Intriguen seiner Neider gestürzt, geflohen war, hauchte Stilicho 408 seinen Geist aus unter den Dolchstößen der von dem undankbaren Honorius ihm nachgesandten Häscher. Der Tod des großen Vandalen und der infolge dessen eintretende

Bruch des durch denselben zwischen Westrom und Alarich geschlossenen Bündnisses führte die Westgothen zu neuem Siegeslauf nach Italien. Zweimal, nach der ersten und zweiten Heimsuchung Roms, 408 und 409 lag Alarich vor Ravenna; beidemal zerschlugen sich die mit Honorius angeknüpften Unterhandlungen, das zweite mal, wo der feige Honorius bereit war zu Gunsten des von den Westgothen eingesetzten Gegenkaisers Attalus zu verzichten, nur durch das eigenmächtige, energische Handeln des Gardepräfecten Sarus. Und wieder standen dann die Westgothen 410 vor Ravenna nach der Plünderung Roms und dem vorzeitigen Tode ihres gefeierten Herrschers, von dessen Nachfolger Athaulf geführt. Unter den Mauern seiner Hauptstadt mußte Honorius diesem einen vortheilhaften Frieden bewilligen, welcher durch die Vermählung der schönen Schwester des Kaisers mit dem Barbarenkönige besiegelt werden sollte.

Der Zeit des Honorius, der würdelos, wie er gelebt, 423 zu Ravenna starb, gehören zwei Denkmäler an. Das erste, das Battisterio degli Ortodossi oder San-Giovanni in fonte, ist zugleich der älteste erhaltene Bau Ravennas; es ist spätestens 396, wo der heilige Ursus, der es noch geweiht hat, starb, vollendet worden. Wie fast alle ravennatischen Bauten von außen ein höchst unscheinbarer Ziegelbau, überrascht das Baptisterium durch sein mächtig wirkendes Inneres. Es bildet ein Achteck, nach oben geschlossen durch eine flach gewölbte Kuppel, welche zwei übereinanderstehende Reihen von je acht Wandbogen tragen; die Säulen haben theils Composita-, theils ionische Capitäle. In der Mitte steht ein mächtiges Taufbecken aus weißem Marmor. Ein Unicum aber in der Kunstgeschichte sind die herrlichen Mosaiken, welche jedenfalls vor 430 vollendet, nächst den aus der konstantinischen Zeit herrührenden Mosaiken in Santa-Constanza zu Rom die ältesten Kunstwerke dieser Art und

dabei völlig unversehrt erhalten sind. Mit Recht bezeichnet man diese herrlichen Mosaikgemälde als den letzten Nachklang der pompejanischen Decoration. Weniger der durchaus geschickte und organische Anschluß der Flächengliederung an die architektonischen Grundformen, wobei in eigenthümlicher Weise eine vorwiegende Fläche durch körperlich heraustretende Stuccodecorationen unterbrochen und belebt wird, weniger die an die besten Vorbilder der Antike erinnernde decorative Pracht in der Mannichfaltigkeit der Einfassungen und Zierfiguren als vielmehr die wunderbaren und in ihrer Art geradezu einzige Harmonie der Farben erheben dieses Baptisterium zu einem Kunstdenkmale ersten Ranges. Die Gemälde in der Kuppel stellen Christi Taufe und die zwölf Apostel dar. Sie machen noch einen besonders tiefen Eindruck durch die Einfachheit der in ihnen für die Darstellung angewandten Mittel. „Die Kirche hat hier ein System religiöser Ausdrucksweisen und Gedankenreihen geschaffen, welche auch ein geschichtliches Denkmal ersten Ranges ausmachen. Es ist meistens die Ecclesia triumphans, welche hier veranschaulicht wird; nicht das Erdenwallen Christi und der Heiligen, sondern ihre apokalyptische Verherrlichung ist das Hauptthema. Raumlos, im Unendlichen schwebend, daher auf blauem oder später durchweg auf Goldgrund werden diese Gestalten dargestellt; der Erdboden ist entweder eine schlichte Fläche oder durch Blumen, den Jordanfluß, die Ströme des Paradieses u. s. w. symbolisch angedeutet. Die Bewegungen sind mäßig und feierlich, es ist mehr ein Sein als ein Thun. Die einfache Gegenüberstellung von Propheten und Aposteln genügt schon um Verheißung und Erfüllung zu versinnlichen; ein Kniebeugen genügt als Symbol der Huldigung, das Aufheben der Arme bedeutet Reden, Beten, Machtäußerung, — kurz, der Geist des Jahrhunderts kommt allem so entgegen, daß er die äußerlichste Andeutung als vollwichtige Zahlung nimmt

und ihr bereitwillig nachdichtet, ohne irgendeinen physiognomischen Ausdruck des Augenblickes, irgendeine äußere Verdeutlichung zu verlangen.“ (Burkhardt, „Cicerone“, S. 729—730.)

In jeder Hinsicht weniger bedeutend ist die 417 vollendete Kirche Santa-Agata, dreischiffig, aber mit nur einer Tribüne, mit einer innern Vorhalle und einem äußern Vorbaue und dem den ravennatischen Kirchenbauten eigenthümlichen runden Thurme. In ihrem Innern ist die bunte Mannichfaltigkeit der Säulen auffällig, unter deren Capitälen sich alle irgend denkbaren Spielarten — ja, einige fast undenkbare, wie korinthische mit aufwärts gerollten Voluten finden.

Im Jahre 423 war Honorius gestorben. Sein Geheimschreiber Johannes, der die Herrschaft an sich riß, wurde 428 durch oströmische Intervention gestürzt und des Honorius Neffe, der junge Valentinian III., zum Augustus des Westens erhoben. Statt des unmündigen Knaben führte lange Jahre seine Mutter, Galla Placidia, die Regentschaft; sie bezeichnet auch für Ravenna eine besonders wichtige Zeit.

Placidia, die schöne und gebildete Tochter Theodosius des Großen und seiner zweiten Gemahlin Galla, der Schwester Valentinian's II., hatte nach ihres kaiserlichen Vaters Tode ihren Wohnsitz in Rom genommen. Gleich dort beginnen wilde Stürme in ihr Leben einzugreifen. In Rom opferte Placidia ihre Halbschwester Serena, die Gemahlin Stilicho's, der Wuth der Menge, welche in Stilicho den Urheber der ersten Belagerung Roms durch Alarich (408) sah, und gab ausdrücklich ihre Zustimmung dazu, daß die edle Frau als angebliche Mitschuldige eines nie erwiesenen Vergehens ihres verdienten Gemahls einem qualvollen Tode überliefert wurde. Bei der Plünderung Roms durch die Westgothen 410 war Placidia in deren Gewalt gefallen, jedoch schonend behandelt worden. Nach Alarich's Tode war ihre Hand der Preis, um

welchen der stattliche, tapfere und milde Athaulf dem hülflosen Honorius Frieden gewährte. Zu Narbonne wurde im Januar 414 das glänzende Beilager gefeiert. Der Feldherr Konstantius aber, der selbst auf die Hand der Kaisertochter gerechnet hatte, trieb es zu neuem Kriege zwischen den Westgothen und Westrom. Ein Sohn, den Placidia ihrem Gemahle gebar, starb schnell dahin; Athaulf selbst fiel 415 zu Barcelona als Opfer der Blutrache. Der Usurpator Sigerich riß die Gewalt an sich und wüthete gegen das Königshaus der Balthen; gefesselt mußte auch Placidia mit andern edeln Gefangenen vor dem Pferde des Gewalthabers einhergehen. Da befreite sie nach wenigen Tagen der Sturz Sigerich's; von König Wallia, der den Frieden mit Honorius erneute, entlassen, kehrte Placidia nach Italien zurück. Bald danach reichte sie in zweiter Ehe dem tapfern Konstantius die Hand; ihm gebar sie zwei Kinder, Honoria und Valentinian. Der tüchtige, um das Reich hochverdiente Feldherr wurde aber seinem Schwager, dem schlaffen Kaiser, bald verdächtig; dennoch erhielt er von demselben den Rang eines Augustus und die Mitregentschaft, starb aber schon 421. Zum zweiten male Witwe floh Placidia, von ihrem Bruder mit Haß und Argwohn verfolgt, mit ihren Kindern nach Konstantinopel; von dort kehrte sie nach des Honorius Tode und nach dem Sturze des Usurpators Johannes nach Italien zurück, um statt ihres sechsjährigen Sohnes Valentinian III. die Zügel der Reichsregierung zu übernehmen.

Wie aber hätte ein schwaches Weib, aufgewachsen unter den Ränken eines sittenlosen Hofes, von einem wechselvollen Schicksal bunt herumgeworfen, in so stürmischen Zeiten, wie jene waren, das morsche Staatsschiff durch die von allen Seiten überflutenden Wogen steuern sollen? Die durch Aëtius' Intriguen veranlaßte Empörung des Bonifacius führt zum Verlust Afrikas; trotz seiner Schuld unentbehrlich bleibt

Aëtius eigentlich Herr des Reiches, dessen starkem Arme der Schutz desselben sowie des in weiche Ueppigkeit versunkenen Hofes anvertraut ist. Während eine Provinz nach der andern verloren geht, Italien selbst von Vandalen und Hunnen bedroht wird, praßt der zeitig entnervte Valentinian mit seinen Lustgenossen in Ravenna und läßt seine Mutter dort, während die herrlichen Städte diesseit und jenseit der Alpen in Trümmer sinken und ihre Kostbarkeiten von den nordischen Barbaren entführen sehen müssen, einen Prachtbau nach dem andern aufführen; in wüstem Sinnentummel und eitler Selbstvergötterung sucht man sich über die drohende Nähe des unabwendbaren Unterganges zu täuschen.

Dieser Zeit gehören einige gerade der interessantesten Denkmäler Ravennas an; es scheint fast als ob Galla Placidia durch fromme Stiftungen und Kirchenbauten bemüht gewesen sei, das Unrecht zu sühnen, von dem sie sich in ihrem Bewußtsein belastet fühlte.

Der erste Bau der Galla Placidia ist wol San-Giovanni Evangelista. Der Bau dieser Kirche begann 414 infolge eines Gelübdes, das Placidia während einer stürmischen Seereise von Konstantinopel nach Italien gethan haben soll; vollendet wurde er erst 425. Von der ursprünglichen Gestalt dieser Kirche ist jetzt nichts mehr übrig als vielleicht die schönen korinthischen Säulen; dieselbe ist durch spätere Umbauten und Zusätze völlig umgestaltet. So rührt das schöne Portal aus dem 13. oder 14. Jahrhundert her, während einzelne Fresken dem Schöpfer der neuern italienischen Malerei, Giotto (1276—1337) zugeschrieben werden. Auch die Kirche San-Giovanni Battista, welche Placidia 438 für ihren Beichtvater San-Barbianus baute, ist 1683 völlig umgebaut, sodaß wir ihre ursprüngliche Gestalt nicht mehr zu construiren vermögen. Derselben Zeit gehört die wohlerhaltene, vermuthlich zwischen 439 und 450 gebaute

Kapelle des erzbischöflichen Palastes an, welche namentlich auch ihrer Mosaiken wegen werthvoll ist. Diese zeigen in der gänzlichen Unterordnung der Ornamentik unter die Architektur im Vergleich mit den herrlichen Bildern im Battisterio degli Ortodossi einen Rückschritt, lassen aber andererseits dem geschichtlichen Sachverhalt genau entsprechend sowol in der Technik wie namentlich in dem Reichthum der Costüme den gesteigerten Einfluß der byzantinischen Kunst erkennen. Wenig bedeutend ist die in den letzten Jahren der Placidia (um 450) angeblich von dem heiligen Petrus Chrysologus erbaute Kirche San-Francesco, deren drei Schiffe von 22 antiken, leider durch moderne Capitäle entstellten Säulen aus farbigem Marmor getrennt werden.

Weitaus das bedeutendste, geschichtlich und künstlerisch interessanteste Denkmal aber aus der Zeit der Galla Placidia ist die jetzt den Heiligen Nazarius und Celsus geweihte Kirche, in der sich einst die Regentin des Abendlandes ihre eigene Ruhestätte bereitet hatte. Um 440 ist der Bau dieses Mausoleums, welcher die einzigen noch an ihrer ursprünglichen Stelle befindlichen altrömischen Kaisergräber enthält, begonnen worden. Es liegt, von außen ein unscheinbarer, roher Ziegelbau, ziemlich am nördlichen Ende der Stadt. Es hat die Gestalt eines lateinischen Kreuzes, nähert sich aber durch die Erhöhung der mit einer Kuppel überwölbten Mitte den damals von der byzantinischen Kunst ausgebildeten Centralbauten. Von mächtiger Wirkung ist das Innere: ziemlich in der Mitte der mit schönem Mosaikgestein decorirten Kuppel steht der aus dünnen Alabasterplatten gefertigte Altartisch, mit unbedeutenden Reliefs, aber merkwürdig, weil er auf die Erhellung durch hineingestellte Lampen berechnet ist. Die Flächen zwischen den die Kuppel tragenden Doppelbogen sind durchbrochen von kleinen, nur ein gedämpftes, geheimnißvolles Licht einlassenden Fenstern,

neben denen sich unbedeutende Heiligenbilder befinden. Dagegen wirken die Gesimse der Bogen und die Nischen großartig durch die Pracht und Farbenharmonie der reichen Ornamentik. In diesem stillen, traulich dämmerigen Raume, welcher durch die harmonische Einheit seines Schmuckes sozusagen anheimelt und behaglich stimmt, wurde Galla Placidia im November 450 zur letzten Ruhe bestattet, während von der Donau her sich die Horden Attila's Verderben drohend gegen Italien heranwälzten. Noch heute steht hinter dem Altar der große Marmorsarkophag, welcher die irdische Hülle der schönen Tochter des Theodosius barg. Der kostbaren Silberzierathen, die ihn ehemals schmückten, ist er natürlich längst beraubt; länger aber noch als ein Jahrtausend nach ihrem Tode konnte man in dem Sarkophage die Gebeine der Kaiserin erblicken, aufrecht sitzend wie auf dem Throne und mit kostbaren Gewändern umhüllt. Im Jahre 1577 fingen diese Stoffe bei unvorsichtiger Besichtigung Feuer, und nur die Asche der Placidia liegt seitdem in der stillen Steintruhe. In der Nische rechts davon steht ein mit den schlichten Sinnbildern des Christenthums gezierter Marmorsarg; in ihm ruht Honorius, und links birgt ein ähnliches Behältniß die Gebeine des stattlichen Konstantius, des zweiten Gemahls der Placidia, des Vaters Valentinian's III. und der Honoria.

Wer für den Gegensatz zwischen irdischer Größe und menschlicher Hinfälligkeit empfänglich und mit Verständniß begabt für den Lapidarstil, in dem die Geschichte schreibt, einmal in diesem Raume und an diesen Gräbern gestanden hat, der wird den tiefergreifenden und doch so erhebenden Eindruck, den er empfing, niemals vergessen. Ich wenigstens habe mich kaum jemals so lebhaft von dem Geiste der Geschichte umweht gefühlt als während der Stunden, die ich im Studium dieser Denkmäler an den Kaisergräbern verbrachte.

IV.

Mit dem Grabmale der Galla Placidia nehmen wir Abschied von der römischen Zeit Ravennas. Bisher der Zufluchtsort der schwachen Kaiser vor den Italien überbrausenden Wogen der Völkerwanderung, wird auch Ravenna jetzt von diesen erreicht; in ihm kommen die Bewegungen derselben zum Abschluß, durch seinen Gewinn oder Verlust werden die großen Völkerkämpfe zur Entscheidung gebracht.

Wie einst sein größerer Vorgänger Stilicho zu Grunde gegangen war, so fiel auch Aëtius, der das Römische Reich vor den Hunnen gerettet hatte, zu Ravenna, im kaiserlichen Palaste, von dem feigen und mistrauischen Valentinian III. bei einer Unterredung 454 mit eigener Hand meuchlings niedergestoßen. Mit ihm ging der letzte Mann zu Grunde, den Westrom hervorgebracht. Wenig mehr als zwei Jahrzehnte später versetzte der Heerkönig der Heruler und Rugier Odoaker, des Edeko Sohn, dem ehemals die Welt beherrschenden Reiche mühelos den Todesstoß. Unter den Mauern von Ravenna fiel auch jetzt die Entscheidung, denn dort besiegte Odoaker den Paulus, den Bruder des letzten Gewalthabers Orestes, der seinen Sohn Romulus Augustulus auf den Thron der Cäsaren erhoben hatte.

Wie in Italien überhaupt, so hat auch in Ravenna die kurze Herrschaft des Heerkönigs Odoaker keine Spur hinterlassen; es hatte eben nur die rohe Kraft über ein entnervtes Geschlecht gesiegt, welches seinen neuen Herren jedoch an Cultur und Bildung unendlich überlegen blieb. Und wieder war wenige Lustren später die Gegend von Ravenna der Schauplatz eines Entscheidungskampfes. Auf dem candianischen Gefilde, drei Meilen südwestlich von Ravenna, wurden dreimal nacheinander des Odoaker Heere von dem großen

Ostgothen Theodorich geschlagen; — das war die Ravenna-schlacht, „die Schlacht bei Raben", von welcher die Deutschen Heldenlieder sangen und uns ein in der Nibelungenstrophe abgefaßtes Gedicht aus dem 13. Jahrhundert erhalten ist. Aber drei Jahre noch hielt sich Odoaker hinter den Mauern der sumpfumgürteten Stadt; da zwang ihn der Hunger zur Capitulation, und triumphirend zog der Ostgothe als Sieger in die bezwungene Feste. Aber der Sieg wurde arg befleckt; gegen sein feierlich gegebenes Wort stieß Theodorich den Odoaker bei einem lärmenden Gelage mit eigener Hand nieder.

Neben Pavia wurde nun Ravenna Hauptstadt des Ostgothenreiches, welches man trotz seines schnellen Vergehens als die eigenartigste und in gewissem Sinne als die großartigste Bildung der Völkerwanderung bezeichnen möchte. Ja, man möchte Theodorich mit Alexander dem Großen vergleichen, so klar und bewußt, so maßvoll und selbstlos, so sicher in der Wahl seiner Mittel weiht er sich der großen Aufgabe, zwei einander feindliche Welten zu versöhnen, für die jugendkräftige, aber unentwickelte das kostbarste Gut, das die alte absterbend hinterließ, zu retten und wahrhaft segensreich nutzbar zu machen. In diesem Sinne verkünden denn auch die Mauern Ravennas den Ruhm des großen Ostgothenkönigs; aber auch die Flecken, die auf dem Andenken desselben haften, werden uns gerade in dieser Stadt in Erinnerung gebracht. Denn wenn uns Ravenna auf der einen Seite das Bild vor Augen stellt, wie Theodorich hier gewaltet, berathen von den edelsten Trägern des geistigen Erbes des untergegangenen Römerthums, Männern wie Magnus Aurelius Cassiodorus u. a., so müssen wir doch auf der andern Seite auch daran denken, daß hier in Ravenna, wo Odoaker durch Verrath fiel, der edle greise Symmachus im Kerker schmachtete und schließlich hingerichtet

wurde, blos weil er den ungerechten Tod seines Schwiegersohnes Boëthius zu beklagen gewagt hatte. Solche Ereignisse zeigen, wie unendlich weit Theodorich trotz seines edeln Strebens von seinem Ziele entfernt blieb und wie der Gegensatz zwischen Römern und Gothen damals noch ein unausgleichbarer war, — natürlich, denn er war nicht blos national, sondern vor allem religiös. Das erklärt denn auch den gleich nach seines großen Stifters Tode über das Ostgothenreich hereinbrechenden Untergang. Ebendeshalb aber reden die ravennatischen Denkmäler gerade der ostgothischen Periode eine besonders eindringliche Sprache.

Von den Kirchen gehört hierher zunächst, schon als Denkmal des unversöhnlichen religiösen Hasses, der die katholischen Römer von den arianischen Gothen trennte, das Baptisterium der Arianer, heute Santa-Maria in Cosmedin, Zug um Zug, selbst in den Mosaiken eine auf Theodorich's Befehl hergestellte peinlich genaue Nachbildung des Baptisteriums der Orthodoxen und erst in späterer Zeit durch Anbau eines Schiffes abweichend gestaltet. Dahin gehören ferner die Kirchen San-Teodoro und wahrscheinlich auch Santa-Maria maggiore. Auch San-Apollinare nuovo, die bedeutendste Basilika der Stadt, wird in ihren Grundformen der Zeit Theodorich's angehören. Ganz besonders aber gemahnen uns an den großen Ostgothenkönig zwei Bauwerke, — sein Palast und sein Grab.

In der Strada Corso Garibaldi hat sich ein freilich dürftiger, aber zweifellos echter Rest von dem ostgothischen Königspalast erhalten, und noch heutigentags blicken die Ravennaten nicht ohne einen gewissen Stolz auf den Palazzo del Rè Teodorico. Es ist eine hohe, vom Alter geschwärzte Mauer, deren oberer Theil von Marmorsäulen getragene Bogen aufweist, in der Art, daß in der Mitte durch eine einspringende große Nische mit Halbkuppel, deren Anwendung

in der Façade ein charakteristisches Kennzeichen der römischen Architektur in der Kaiserzeit ist und die hier dem darunter befindlichen einfachen Thorwege entspricht, eine eindrucksvolle Gliederung der Wandfläche erreicht wird. Rechts von dem Thorwege ist der mächtige Porphyrsarg eingemauert, der ehemals die Gebeine des großen Ostgothenkönigs barg und in dem Mausoleum desselben stand. Wie dieser Palast des Theodorich wohlerhalten ausgesehen, können wir aus einer freilich etwas idealisirten Abbildung desselben auf den berühmten Mosaiken in San-Apollinare nuovo abnehmen.

Das Grabmal Theodorich's des Großen liegt außerhalb der Stadt, hart am nördlichen Ende der Pineta; seiner Gestalt wegen wird es jetzt gewöhnlich schlechtweg La Rotonda genannt. Es besteht aus zwei Etagen; die untere, von größerm Umfang als die obere und nach außen polygon, bildet im Innern ein Kreuz; sie steht jetzt infolge der zunehmenden Versumpfung der ganzen Gegend zum großen Theil unter Wasser. Darauf erhebt sich ein zweites Stockwerk, nach innen und außen kreisrund und ehemals nach außen von einem den untern Bogenordnungen entsprechenden Säulengange umgeben. Die flache, 34 Fuß im Durchmesser messende Kuppel, welche diese ehemals den Sarkophag enthaltende obere Grabkapelle überwölbt, ist in einem Stück aus einem einzigen kolossalen istrischen Felsblocke gearbeitet. Jetzt steht dieser obere Raum öde und leer. Wenn man sich aber im Anschluß an das Vorhandene und unter Weglassung der 1780 angebauten entstellenden Steintreppen nach dem Obergeschoß das Denkmal in seiner ursprünglichen Gestalt construirt, so gewinnt man den Eindruck, daß es des großen Ostgothenkönigs würdig gewesen sein muß.

Mit Theodorich, seinem Gründer, war aber eigentlich gleich das Ostgothenreich selbst zu Grabe getragen worden. Wo einst der mächtige „Dietrich von Bern“ gewaltet, da

saß wenige Jahre später der feige Theodat, der Mörder Amalasuntha's, der Tochter Theodorich's. Belisar erschien von Sicilien aus in Italien, dasselbe dem Kaiser Justinian unterthänig zu machen. Theodat wurde von der gothischen Heeresversammlung entsetzt und, noch ehe er flüchtend Ravenna erreichte, getödtet. Der neuerhobene König, der tapfere Vitiges, schlug in dem festen Ravenna seine Residenz auf. Es folgten die Jahre des wechselvollen, schließlich unglücklichen Kampfes mit den Griechen. Im Jahre 539 stand Belisar unter den Mauern von Ravenna; aber auch er konnte die Stadt nur durch Hunger bezwingen: nachdem alle Zufuhr abgeschnitten und durch Verrath die Kornspeicher verbrannt waren, hielt Belisar im December 539 seinen Einzug in die bezwungene Feste. Seitdem blieb die Stadt ein Hauptstützpunkt der Griechen; auch als nach Belisar's Abberufung der Krieg sich zu Gunsten der von dem tapfern Totilas geführten Gothen wandte, hielt sich in Ravenna der griechische Feldherr Konstantianus. Dorthin gelang es 552 dem Narses durch Ueberbrückung der Pomündungen von Norden her durchzudringen; von Ravenna aus trat derselbe dann, durch die dort stehenden Truppen verstärkt, den Marsch zum Entscheidungskampfe an. Im Jahre 554 erlagen die letzten Reste der Gothen im Verzweiflungskampfe der Uebermacht; Italien wurde als Exarchat oströmische Provinz, Ravenna, wie es das in der letzten Kaiserzeit gewesen, Hauptstadt derselben. Zwei Jahrhunderte blieb nun Ravenna eine griechische Stadt; die überall erkennbaren Einflü der byzantinischen Kunst legen noch heute Zeugniß ab von dieser langandauernden Verbindung.

Unter den Denkmälern aus dieser Periode nimmt, mit ihren Anfängen noch der letzten ostgothischen Zeit angehörig, den ersten Platz ein die in ihrer Art einzige Basilika San-Apollinare in Classe.

Verläßt man Ravenna durch Porta nuova, so führt eine als hoher Damm aufgeworfene Straße zwischen einförmigen Sumpfniederungen und feuchten Wiesen nach der Gegend, wo ehemals die lebhafte Hafenstadt Classes stand. Plump aus Holz gezimmerte Wagen, grell bunt bemalt, mit Heiligenbildchen behangen, gezogen von sechs bis acht riesigen, breitgehörnten Rindern, die an die gewaltigen Thiere der Maremmen erinnern und von zerlumpten, halbnackten Männern unter gellendem Zuruf mit mächtigen Stecken gelenkt werden, bewegen sich langsam und schwerfällig daher, die ganze Gegend einhüllenden Staub aufwirbelnd. Es ist ein melancholisch stimmendes Bild, das sich dem Blicke bietet. Da erhebt sich, etwa eine Miglie von der Stadt entfernt, inmitten dieser Einsamkeit die dem heiligen Apollinaris, dem ersten Bischof von Ravenna, geweihte Kirche, die 534 von Julius Argentonius begonnen und 549 geweiht wurde — ein wunderherrlicher Bau, der nicht blos alle die für die ravennatischen Basiliken charakteristischen Eigenthümlichkeiten in sich vereinigt — den geschlossenen Vorbau statt der Vorhalle, das Fehlen des Querschiffs, den runden, gesondert stehenden Glockenthurm, die freilich nur den Anfängen nach vorhandene äußere Eintheilung der Wände durch Bogen und Mauerstreifen —, sondern zugleich als das vollkommenste Muster der altchristlichen Basilika überhaupt gelten kann. In den schönsten Verhältnissen und durch keinen Einbau irgendwelcher Art unterbrochen, bringt die mächtige Halle des Mittelschiffs einen ebenso tiefen wie wohlthuenden harmonischen Eindruck hervor, welcher durch das sichtbar leicht das Dach tragende Gebälk noch gehoben wird. Die massive Wandfläche zwischen den das Hauptschiff tragenden Bogen und dem Dache ist nur von kleinen Fenstern durchbrochen und in ihrem untern Theile ebenso wie die Bogen selbst mit Mosaiken decorirt, die neuerdings geschmackvoll restaurirt

worden sind. Die Bildnisse der 126 Bischöfe und Erzbischöfe von Ravenna sind hier aneinandergereiht — das einzige Beispiel solcher Porträtfiguren in früh mittelalterlichen Kirchen. Die drei Schiffe werden durch 24 Säulen von grauem, weißgeädertem Marmor getrennt, welche — etwas für die Zeit der Entstehung dieser Kirche Ungewöhnliches — nicht von einem ältern Baue entlehnt, sondern für diesen besonders gefertigt worden sind. Das herrliche, weiträumige Mittelschiff findet einen harmonischen Abschluß durch die von einer Halbkuppel überwölbte Tribuna, zu der eine prächtige, die ganze Breite des Mittelschiffs einnehmende Treppe hinaufführt; dort steht der reichgeschmückte Hauptaltar, dessen Baldachin von vier schönen Säulen aus schwarzweißem, orientalischem Marmor getragen wird, eine Gestalt des Altars, für deren Vorkommen dieses eins der ältesten Beispiele ist. Die Mosaiken stammen aus der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts; in allen diesen Gemälden kommt daher bereits das byzantinische Erstarren in den bisherigen Typen zur Geltung.

Auch der Centralbau findet aus der ostgothisch-griechischen Periode eine merkwürdige Vertreterin zu Ravenna in der Kirche San-Vitale. Dieselbe soll unter Justinian durch den Erzbischof Ecclesius gebaut und 547 geweiht sein und erscheint einmal als eine Nachahmung der Sophienkirche zu Konstantinopel, dann als das Vorbild, nach dem Karl der Große den Münster zu Aachen bauen ließ. Sie bildet ein regelmäßiges Achteck von 107 Fuß im Durchmesser mit einer sich östlich anschließenden runden Chornische. Acht kräftige Pfeiler scheiden im Innern einen Mittelraum und einen darum laufenden Umgang; zwischen den Pfeilern befinden sich halbkreisförmige Nischen mit Säulenpaaren und Bogen, zwei Stellungen übereinander; darauf ruht die der Leichtigkeit wegen aus thönernen Hohlkörpern construirte Kuppel.

Die in dieser befindlichen Fenster sind immer durch eine Mittelsäule in zwei rundbogige Hälften getheilt. Von der kostbaren Incrustation der Wände und des Fußbodens sind leider nur noch dürftige Spuren vorhanden. Die Mosaiken stehen an Werth den früher besprochenen nach; es sind eigentlich nur pomphafte Ceremonienbilder: wir sehen Kaiser Justinian und seine Gemahlin Theodora mit ihrem Hofstaate Weihgeschenke darbringen, die sie vor dem heiligen Vitalis und dem mit der Vitaliskirche abgebildeten Ecclesius niederlegen.

Wenige Jahre schon nach seiner Gründung war das Exarchat durch die Festsetzung der Lombarden in Italien schwer gefährdet; eine Provinz nach der andern ging an die kriegerischen Nachbarn verloren und 752 fiel Ravenna selbst, von dem Exarchen Eutychius tapfer vertheidigt, in die Hand des Lombardenkönigs Aistulph. Schon drei Jahre danach aber, 755, verlor dieser es wieder an den von dem Papste zu Hülfe gerufenen Frankenkönig Pipin, der es der römischen Kirche zum Geschenk machte. Seitdem war Ravenna eine päpstliche Stadt, ein unsicherer Besitz freilich und zeitweise seinem Herrn völlig entfremdet.

Dieser Zeit gehört die 760 durch den Erzbischof Sergius erbaute Kirche San-Nicolo an. Von den Bauwerken Ravennas ließ dann späterhin Karl der Große Säulen und andere Theile über die Alpen führen, um sie bei dem Bau seiner Pfalzen zu Aachen und Ingelheim zu verwenden.

Mit dem fortschreitenden Mittelalter verliert Ravenna an Bedeutung. Der Versuch einzelner seiner Erzbischöfe, dem Papstthume gegenüber eine größere Selbständigkeit zu behaupten, mislang. Später, namentlich zur Zeit Kaiser Friedrich's I., war Ravenna im Bunde mit der Kirche gegen den Staufer, zugleich aber auch in neuer Abhängigkeit von den Griechen, welche damals von Ravenna und Ancona aus

ihre Pläne zur Wiedergewinnung Italiens zu verwirklichen trachteten. Wie ganz Italien wird dann weiterhin auch Ravenna zerrissen von den Parteikämpfen der Guelfen und Ghibellinen. Seit 1275 finden wir das mächtige Adelshaus der Polenta im Besitze der höchsten Gewalt über die Stadt. Die Kirche Santa-Maria in Porto fuori, etwa eine Stunde von Ravenna entfernt, ist das einzige bedeutende Baudenkmal aus der damit schließenden Periode der Stadtgeschichte; sie ist 1096 von Bischof Pietro Onesti erbaut als Lösung eines bei einer stürmischen Seereise gethanen Gelübdes, — eine Pfeilerbasilika mit offenem Dachstuhl.

Die seit 1275 herrschende Familie Polenta bringt Ravenna in wichtige Beziehung zur italienischen Literatur. Für die Entwickelung des geistigen Lebens hatte Ravenna bis dahin nur wenig geleistet; denn der Geographus Ravennas kann doch ebenso wenig wie der Chronographus Ravennas recht als nennenswerthe literarische Persönlichkeit gezählt werden. Gegen die Mitte des 9. Jahrhunderts schrieb dann Agnellus eine Geschichte der Bischöfe von Ravenna, abwechselnd zwischen schwülstigem Bombast und treuherzig einfacher Erzählung, die ursprünglich bis 836 reichend, später von einem Anonymus bis 1286 und endlich von Paulus Scordillus bis 1410 fortgesetzt ist; im 15. Jahrhundert schrieb der Ravennate Desiderius Spretus ein Buch: „De amplitudine, devastatione et instauratione urbis Ravennae.“ Eine wissenschaftliche Grundlage für die Geschichte der merkwürdigen Stadt ist jedoch erst von Fantuzzi gelegt worden in seinen 1801 zu Venedig erschienenen „Monumenti Ravennati“.

Alles das aber will, namentlich in den Augen der Italiener wenig bedeuten gegen das hohe Verdienst, das sich Ravenna und die dort herrschenden Polenta erworben dadurch, daß sie dem heimatlosen Dante eine sichere Zuflucht

g währten. Die zwei letzten Jahre seines vielgeprüften, unsteten Flüchtlingslebens hat Dante von Guido Novella da Polenta gütig aufgenommen in Ravenna verbracht, von seinen drei allein noch lebenden Kindern, Jacopo, Pietro und Beatrice umgeben. Wenn Boccaccio erzählt, Dante habe in Ravenna vielen die Kunst in Reimen zu dichten gelehrt, so möchte man daraus allerdings darauf schließen, daß der Dichter der „Divina commedia" dort Vorlesungen über Poetik gehalten habe. Vielleicht geschah das um des Erwerbes willen; wenigstens klagt Dante in einem Briefe aus jener Zeit, daß ihm sein Hauswesen viel Sorge mache. Dankbar erwähnt der Dichter des Schutzes, den ihm das mächtige Haus der Polenta angedeihen ließ: in der Hölle antwortet er dem Grafen Guido von Montafaltre, der nach dem Zustande seiner Heimat, der Romagna, fragt:

Ravenna steht wie viele Jahr' es da stand;
Der Adler von Polenta brütet dorten,
Sodaß er Cervia deckt mit seinen Flügeln.

Der Familiengeschichte des ihn schirmenden Fürstenhauses entnahm der Dichter ferner jene herrliche Schilderung der in der Hölle selbst noch fortdauernden Liebe des Paolo Malatesta von Rimini und der Schwägerin desselben, Francesca da Polenta, im fünften Gesange des „Inferno". In Ravenna beschloß der große Dichter denn auch am 14. September 1321 sein Leben, allgefeiert in ganz Italien, in unversöhnlichem Hasse aber ausgestoßen von seiner undankbaren Vaterstadt Florenz. Aber was die Heimat gewissenlos versäumte, holte die Fremde an ihrem Pflegebefohlenen nach: ehrenvoll, von den vornehmsten Bürgern der Stadt zu Grabe getragen, wurde Dante in der Kirche San-Francesco bestattet. Den Florentinern aber haben die Italiener ihr Unrecht nie verziehen, und noch Lord Byron wirft der stolzen Arnostadt

den ihren größten Geistern bewiesenen Undank mit scharfen Worten vor und preist Ravenna:

Sei stolz, Ravenna! Dort am öden Strand,
Du Burg des späten Reiches, schläft geehrt
Der große Flüchtling. („Childe Harold", IV, 59.)

Aber Ravenna that noch mehr, um das Andenken seines großen Schützlings würdig zu ehren. Im Jahre 1440 fiel Ravenna in die Gewalt Venedigs; während der sieben Jahrzehnte, die es in derselben blieb, hat es sich durch die vorsorgliche und geschickte Verwaltung der venetianischen Podestà bedeutend gehoben. Als Zeugen dieser Zeit erheben sich noch auf der Piazza maggiore zwei hohe Granitsäulen mit den Statuen der ravennatischen Schutzheiligen San-Apollinaris und San-Vitalis, mit Basreliefs von Pietro Lombardi, welche die Venetianer nach ihrer Sitte 1483 dort errichtet haben. Das Jahr zuvor, 1482, ließ der damalige venetianische Podestà von Ravenna, Bernardo Bembo, der Vater des berühmten Cardinals Petrus Bembus, durch Pietro Lombardi Dante ein prächtiges Grabmal errichten. Dasselbe bildet ein von einer zierlichen Kuppel überwölbtes Viereck. Im Innern befinden sich die Bildnisse der Lehrer und Gönner des großen Dichters, Vergil's, Brunetto Latini's, Can grande's della Scala, Guido's da Polenta. Dem Eingange gegenüber erblicken wir Dante selbst in halber Figur in Relief dargestellt. Darunter steht der Sarkophag, welcher in einer Marmorurne die Gebeine des Dichters umschließt; diese sind nämlich durch die bei der sechsten Säcularfeier von Dante's Geburtstag 1865 angestellten genauern Nachforschungen wieder aufgefunden. Die Grabschrift soll von Dante selbst herrühren:

Jura monarchiae, Superos, Phlegetonta lacusque
Lustrando cecini, voluerunt fata quousque,
Sed quia pars cessit melioribus hospita castris
Actoremque suum petiit felicior astris,

Hic claudor Dantes, patriis extorris ab oris,
Quem genuit parvi Florentia mater amoris.

Seit dem Jahre 1509, wo es der kriegerische Papst Julius II. wiedereroberte, blieb Ravenna nahezu drei Jahrhunderte unter päpstlicher Herrschaft. Mannichfach hatte es von den Italien in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durchtosenden Kriegen zu leiden. Davon gibt noch heute Zeugniß die dreiviertel Stunden von der Stadt am Ufer des Ronco stehende Colonna dei Francesi, welche 1557 Pietro Cesi, Vorsteher der Romagna, errichtete zur Erinnerung an die blutige Schlacht, die am 11. April 1512 auf diesem Platze ausgefochten worden war: im Bunde mit dem Herzoge von Ferrara siegten dort die von dem jugendlichen Helden Gaston de Foix geführten Franzosen über die vereinigten päpstlichen und spanischen Truppen; unter den 20000 Todten aber, die das blutige Schlachtfeld bedeckten, beklagte man auch Gaston de Foix; unter den Gefangenen befand sich der Cardinal von Medici, der ein Jahr danach als Leo X. den päpstlichen Stuhl bestieg.

Seit der Vereinigung Ravennas mit der päpstlichen Herrschaft verliert die Geschichte der Stadt jedes besondere Interesse. Auch auf Ravenna lastete die unnatürliche Priesterherrschaft mit unerträglicher Schwere. Selbst durch die Anlage des Canale naviglio, durch welchen Cardinal Alberoni, der nach seinem Sturze in Spanien eine Zeit lang päpstlicher Statthalter in Ravenna war, 1737 die Stadt mit dem Meere verband und der noch heute bestehend, der durch das Anwachsen der Küste mehr und mehr von der See entfernten Stadt wenigstens einige Küstenschiffahrt nach Venedig und Chioggia ermöglicht, wurde der zunehmenden Verarmung nicht Einhalt gethan. Durch den Frieden von Tolentino 1797 an Frankreich abgetreten, kam Ravenna 1815 wieder unter die päpstliche Herrschaft zurück, die jetzt natür-

lich doppelt schmerzlich empfunden werden mußte. Nicht lange danach erhält dann die stille erinnerungsreiche Stadt als Wohnsitz Lord Byron's ein allgemeineres Interesse. In demselben Hause, wo der heimatlose englische Dichter, der gerade zu Ravenna, von begeisterter Liebe zu Italien erfüllt und in eifriger Theilnahme an den geheimen politischen Bestrebungen jener Zeit, zuerst sich zu dem Gedanken einer Wiedergeburt des unglücklichen Landes erhob und damit sich selbst läuterte und von den niedrigen Leidenschaften seiner Vergangenheit befreite, wohnte später, wie eine Gedenktafel meldet, Giuseppe Garibaldi, und in der Nähe des dürftigen Hafens zeigt man noch heute die Hütte, in welcher Garibaldi auf seiner abenteuernden Flucht nach dem Falle Roms sich vor den nachsetzenden Oesterreichern verbarg und durch den Tod seiner unerschrockenen Gattin Anita, seiner treuen Lebens- und Leidensgefährtin, den größten Schmerz seines vielgeprüften Lebens erfahren mußte.

Ein Jahrzehnt danach schlug auch für Ravenna die Stunde der Erlösung: 1860 wurde die stille Stadt mit dem neuen Königreiche Italien vereinigt.

Es war gerade in jenen denkwürdigen Tagen, wo hier im Norden der Alpen auf allen die so plötzlich heraufbeschworene bange Gewitterschwüle lastete, welche dem drohenden Ausbruche des großen Krieges vorausging, als ich während einer wissenschaftlichen Forschungsreise in Italien mir von der anstrengenden Arbeit in den Archiven und Bibliotheken des glühenden Venedig einige Erholung zu gönnen, auf einem Ausfluge nach dem viel zu selten besuchten Osten Italiens von Loreto und Ancona zurückkehrend, auch ein paar Tage in dem stillen Ravenna zubrachte. Vielleicht trugen diese besondern Umstände dazu bei, daß die merkwürdige Stadt auf mich einen tiefen, einen so tief melancholischen Eindruck machte. Fern von der Heimat, bei der Unbedeutend-

heit und Verkehrslosigkeit Ravennas abgeschnitten von jeder Verbindung, welche mir den Gang des eben in so gewaltiges Rollen gekommenen Rades der Weltgeschichte hätte übermitteln können, fühlte ich mich von der Schwere der unmittelbar bevorstehenden großen Entscheidung doppelt bedrückt. Aber die wunderbaren Denkmäler Ravennas hoben mich und sprachen mir gewissermaßen Trost ein, — nicht durch ihre Schönheit oder ihren kunstgeschichtlichen Werth, sondern durch die große geschichtliche Wahrheit, die sie so laut und nachdrücklich verkünden. Hier sah ich von Gold und Mosaiken prunkend die Gräber der würdelosen letzten Herrscher des einst der Welt gebietenden Rom; dort stand das schlichte und doch so markige und edle Grabmal des großen Theodorich, und die Reste seines Palastes erhoben sich, die Bauten vieler Jahrhunderte überdauernd. Das römische Weltreich sank in Trümmer; auch Theodorich's Asche ist längst verweht, aber die Folgen des Sieges, den in Odoaker und seinem Bezwinger das Germanenthum über das Römerthum gewonnen hat, sind die Grundlage geworden und geblieben für die fernere Gestaltung Europas und seiner Schicksale. Und sollte dieses seit Jahrhunderten bewährte Fundament jetzt mit einem male zusammenstürzen? Sollte nicht auch jetzt das Germanenthum obsiegen über den eiteln Vertreter des Neurömerthums, jenes neue byzantinische Kaiserthum an der Seine, das äußerlich glänzend und prachtvoll doch nur jenen ravennatischen Kaisergräbern glich, die zur Selbstverherrlichung würdeloser Herrscher gebaut, trotz Marmor, Gold und Mosaiken nichts bergen als Moder und Fäulniß?

Und was die in einem so wunderbaren Gegensatze zueinander stehenden Denkmäler Ravennas mir in jenen Tagen banger Besorgniß an Trost einsprachen, ist nicht zu Schanden geworden, sondern in ungeahnt, fast ungehofft glorreicher Weise in Erfüllung gegangen.

Toulouser Studentenleben
im Anfange des 16. Jahrhunderts.

Eine Episode aus dem Leben Michael Servet's.

Von

H. Tollin.

Die langen Reihen der schwerbeladenen Säumer und hochaufgethürmten Frachtwagen, die von allen Seiten in die breite Landstraße einmündeten, kündigten schon von fern das Straßburg der Garonne, die reiche Handelsstadt Toulouse an.[1]) Dichter und immer dichter wurde der Troß. Die Reiter hatten zuletzt Mühe, sich hindurchzuwinden. Jetzt war das Ziel erreicht.

Die vor ihnen lag, das war freilich nicht jene Stadt von hundert Jahren später, welche Augenzeugen von classischem Geschmack, wie der jüngere Scaliger, schöner nennen als selbst Paris.[2]) Der große Brand hatte noch nicht gewüthet. Mehr als 800 Häuser aus Tannenholz schmiegten sich noch rund um das felsenfeste alte römische Rathhaus, le capitoul. Aus der Runde ragten hervor im Nordosten die alte unvollendete Kathedrale, welcher der heilige Stephanus den Namen gab; näher der Garonne der graue erzbischöfliche Marmorpalast und das noch im Bau begriffene Hôtel d'Assezat, das damals gerade Franz I. für Margarethe von Navarra, seine geistvolle Schwester, durch den Primaticcio bauen ließ. Auf der andern Seite fiel den Fremden auf der alterthümliche Festsaalbau der Académie des jeux floraux, in dem unter Clémence Isaure provenzalische Dichterspiele den Ruhm der Grafen von Toulouse verbreiteten. Alles das umgab eine hohe Mauer mit hundert Thürmchen. Eine zweite Umwallung bildete die Garonne.

Noch ehe aber die Wanderer die Garonne überschritten hatten, kamen sie in die Vorstadt Saint-Cyprien. Die künftigen Studenten mögen sich wenig um die riesigen Waarenspeicher, die alten Centnerwagen und die Factoreien am linken Ufer der Garonne bekümmert haben. Die Brücke, über die sie in die eigentliche Stadt ritten, führte den Namen vom heiligen Michael; ein gutes Omen, dachte Servet, und gab seinem Rosse die Sporen. Dabei fiel den Aragoniern auf, daß unendlich mehr Menschen hinein in die Stadt zogen, als wieder herauskamen. Den Grund davon sollten sie später erfahren. (Hungersnoth und Pest hatten die meisten Einwohner vertrieben. Jetzt kehrten sie von allen Seiten zurück.) In ernste Gedanken versunken, zogen die Reiter durch die düstern Felsenthore der alten heiligen Stadt.

Die ganze Stadt schien wie ein Tempel. Michael, das schrieb er dem Vater, sah sich hier rings umgeben von Crucifixen, Heiligenbildern, Reliquien: das eintönige Läuten der Klosterglocken hörte den ganzen Tag nicht auf; bei Sonnen- und Kerzenschein wurden Messen gelesen, und alle Messen waren stark besucht; Processionen, zahlreicher als Servet sie je gesehen, zogen durch die Straßen, eine immer prachtvoller als die andere.[3])

Auch wurde — so erzählt er — gute Zucht gehandhabt, wie es Christenmenschen geziemt. Es brauche nur einer nicht die Mütze vor einem Bilde zu ziehen oder, wenn die Glocke zum Ave Maria rief, nicht die Knie zu beugen oder gar an einem Fasttage Fleisch anzurühren, so werde er ohne Erbarmen vor den hochlöblichen Gerichten als Ketzer verklagt und schleunigst verurtheilt.[4]) Der große eiserne Käfig dort, den Michael staunend an einem starken Holzgestell über der Garonne schweben sah, er war auf Befehl von Messieurs les Capitouls erst 1508 angefertigt worden, zu keinem andern Zwecke, als um darin die Gotteslästerer zu tauchen

und immer wieder zu tauchen, bis sie starben.[5]) Der Platz hier zwischen dem Franciscanerkloster und dem Collége de Foix war vor kaum zehn Jahren (1518) der Schauplatz gewesen, auf dem alle Karten und Würfel, die sich in Toulouse vorfanden, unter Gesang von Hymnen feierlichst verbrannt worden waren. Und warum? fragte Servet. Der Franciscanerbruder Thomas Illyricus (nuncupatus ordinis fratrum) hatte es so angeordnet. Und Bruder Thomas war vor kurzem noch ein so beliebter Volksprediger, daß man zehn Meilen weit herströmte, ihn zu hören, sodaß der vierte Theil des Volkes, wenn er predigte, bei den Franciscanern vor der Thür stand. Aber nicht nur hatte er es mit seinen Predigten dahin gebracht, daß man freiwillig das Kartenspiel ließ, sondern auch für die Kartenfabrikanten wußte er väterlich zu sorgen. Ohne zu einem Meisterstücke verpflichtet zu sein, durften sie sich frei das Handwerk wählen. Und damit sie sogleich zu leben hätten, bezahlte man ihnen überdies auf Kosten der Stadt das Handwerkszeug und das Material, mit dem sie arbeiteten.

Aehnlich war zwei Jahre früher schon (1516) auf die übel lebenden Frauen gewirkt worden. Infolge der Predigten des Matthäus Mernon, eines andern Franciscanerbruders, hatten jene das übel berüchtigte Château-Vert verlassen, sich zur Andacht gewandt und auf Anregung der Messieurs les Capitouls um Eintritt in die Bußhäuser gebeten; zwei Jahre später (1518) gingen mehrere solche Büßerinnen in das Hospital, um dort als Barmherzige Schwestern den Armen zu dienen.[6])

Alles trug in Toulouse die Marke der Frömmigkeit. Interessant und neu war für den jungen Aragonier der Jesusname, den er mit goldenen Lettern an den Stadtthoren, auf den Brücken und an den Straßenecken (seit Anno 1518) prangen sah. Auch das war eine Stiftung des frommen

Bruders Illyricus. Und wie in dem Erweckungsjahre 1518 die Brüder Franciscaner sichtbar an der Spitze der sittlich-reformatorischen Bewegung einhergingen: so trat damals als Bußprediger noch ein dritter Franciscaner auf, den frommen Eifer des toulouser Magistrats wach zu erhalten und anzuspornen. Frère Arnaud Reveland veranlaßte Messieurs les Capitouls, daß vier Männer von 1—5 Uhr durch die Stadt ziehen sollten mit dem Rufe: „Wachet auf" u. s. w.[7]) Zwei Jahre später (1520) wurde eine „vom Himmel gefallene" Schrift durch die Capitouls aufgefunden, daß man zu Gott beten müsse, um seinen Grimm zu besänftigen; dazu dreimal des Tages mit den großen Stadtglocken läuten, nämlich morgens, mittags und abends. Der Grund war, die Verpestung der Luft zu zerstreuen und sie zu reinigen. Und auch das geschah.[8]) Den Brief, in dem Michael das dem Vater meldete, schloß er wol mit den Worten: „Selten wol hat es einen so frommen Magistrat gegeben, wie der durch Messieurs les Capitouls vertretene." Dem alten Notar war dies nichts Neues; gerade wegen der sprichwörtlichen Frömmigkeit der Tolosaner hatte er ja den Sohn an die Garonne geschickt. Zu einem tüchtigen Juristen nach altaragonischer Anschauung gehörte auch aufrichtige „katholische" Frömmigkeit.

Freilich blieb darum die Stadt Toulouse von den Heimsuchungen Gottes nicht befreit. Und ganz insbesondere in dem Jahre, das für Michael so segensreich werden sollte (1528), nahm der göttliche Erzieher die in ihrer Frömmigkeit gar zu äußerlich gerichteten Tolosaner in seine scharfe Zucht. Servet mußte da Wunderdinge hören: Gleich im Frühjahre (1528) war die Hungersnoth in Toulouse auf eine so entsetzliche Höhe gestiegen, daß es in der Stadt bis zu 10000 Arme gab.[9]) Bald darauf verkündigten die Herren Capitouls den Befehl des Königs, 35000 Livres als den

auf die Stadt fallenden Antheil am Lösegeld für die als Geiseln in spanischer Gefangenschaft befindlichen Messeigneurs les enfants de France aufzubringen.[10]) Indeß noch ein schlimmerer Feind kam hinzu. Mit der ersten Hitze des Sommers brach in Toulouse die Pest aus und wüthete dermaßen, daß sie Professoren (les docteurs régents) und Studenten aus der Stadt vertrieb. Der Parlamentshof siedelte über in die einige Meilen westwärts gelegene kleine Stadt Grenade=sur=l'Adour. Die Pest war bei allen Capitouls. Auch von den Mönchen starb eine große Zahl. Indessen wurde in Saint=Sernin (südwestlich vom Capitol) eine große Messe gelesen in Gegenwart der Capitouls. Sie opfern eine Stadt Toulouse aus Wachs, welche an der Stelle, wo die großen Kerzen des Königs Franz prangten, den heiligen Leichnamen gerade gegenüber aufgestellt wurden.

Als Servet und die andern Spanier im Spätsommer 1528 von den Pyrenäen niederstiegen, waren eben die Erstlinge der vor der Pest Geflüchteten wieder heimgekehrt, und eilten in frommer Neugier nach Saint-Sernin, das kunstreiche Opfer zu sehen, das ihre Heimkehr ermöglicht hatte. Indeß gleich als sollten all die alten Schutzwehren gegen Gottes Zorn nichts mehr helfen, ja als sollte eine völlig neue Zeit anbrechen: der prädestinirte Vertreter einer freiern Geistesrichtung traf kaum in Toulouse ein, da waren auch die Stadtmauern vom Neuen Thor an bis zum Sanct=Stephansthor eingestürzt. Die frommen Capitouls mußten viel Mühe und Geld daran wenden, um sie schleunigst wiederherstellen zu lassen.[11]) Natürlich wurden die neuen Mauern dann eingesegnet und gefeit, auf daß sie nicht wieder zusammenfielen, und Dankprocessionen, zahlreicher denn je, mit Kreuzen, Kerzen und Heiligenbildern, zogen singend durch die heiligen Straßen.

Servet hatte in jedem Briefe an den Vater von neuen

Arten von Processionen zu melden. Von Saragossa her waren ihm solche ja nicht unbekannt. Auch dort dienten sie zur Hebung der nationalen Feier. Aber die Tolosaner schienen in den Processionen die höchste Meisterschaft erreicht zu haben, und nirgends war die Betheiligung der Honoratioren und des gesammten Volkes eine so glänzende und so allgemeine. Neben den außerordentlichen Buß-, Dank- und Betprocessionen gingen die regelmäßig wiederkehrenden her. Am Feste des heiligen Georg zog die Procession unter dröhnendem Jubel neunmal zu Pferde in die Kathedrale (Sanct-Stephan) und neunmal wieder heraus, indeß am Hochaltare die Gebete dargebracht wurden für das Heil der Pferde (vota solemnia pro equorum salute). Am Tage der Kreuzversenkung besetzten die frommen Zuschauer in dichten Reihen beide Ufer der Garonne und riefen alle Echo wach mit ihrem Jauchzen, während die Priester zur Abwehr der Ueberschwemmungen die Versenkungslitanei hersagten. Bei der großen Trockenheit des Hochsommers ertönte von allen Seiten ein gellender Freudenschrei, wie von plötzlich Befreiten, in dem Augenblick, wo die dazu bestimmten Heiligenbilder ihre eifersüchtigen Schränke verließen, um, unter Absingung langer Regengebete seitens der voranschreitenden Geistlichkeit, von räuchernden Chorknaben Straße auf, Straße ab getragen zu werden. [12]) Toulouse, davon überzeugte sich der alte Servet immer mehr, war eine so gut katholische Stadt wie jemals. Und lag es in der Absicht des Notars, seinen durch scholastische Studien im Glauben etwas wankend gewordenen Sohn mit einer Fülle katholisch-frommer Eindrücke zu umgeben und ihn dadurch in der Tradition seiner Väter zu bestärken, so konnte er keine günstigere Wahl treffen.

Ein ganz anderer Ton und Sinn als unter den Bürgern, herrschte ja nun freilich unter den Studenten. Toulouse galt als die feine Universität, wo man am besten

tanzen und fechten lernte.[13]) Ueberdies blühten dort die Landsmannschaften (sodalitates). Die zahlreichsten waren die Nordfranzosen (Gallier), demnächst die Gascogner (Aquitanier), dann die Briten, Spanier, Deutschen u. s. f. Aber die Religion reichte auch bis in die studentischen Verbindungen hinein. Jede Landsmannschaft hatte ihren Schutzheiligen mit besondern Festtagen. Er war gleichsam der oberste Chargirte. Unter ihm stand der Kassenwart (quaestor), der, zur Hebung der aufgelegten Gelder, im Namen der Genossenschaft Vereidigte umhersandte; und der Sprecher, welcher die Ehre der Verbindung anpreisen und der abgeschiedenen Brüder an bestimmten Tagen mit einer Trauerrede gedenken mußte. Alle diese Landsmannschaften waren Lebensverbindungen (in perpetuum).[14]) Bei dem großen Zusammenfluß von Juristen aus aller Herren Ländern, in Sprachen und Sitten ungemein verschieden, standen sie dabei in häufigem Kampfe untereinander, mit Waffen wie mit Worten. Es war nicht immer böse gemeint, sondern oft nur eine von oben gern gesehene Uebung im Muth und in der Geschicklichkeit. Aber die Patrone mußten denn doch immer mitkämpfen in den Lüften; dazu wurden sie ja bezahlt.

Eigenthümliche Feste waren es, wenn die Sprecher der verschiedenen Landsmannschaften ihre Geister aufeinanderplatzen ließen unter dem Applaus oder dem Geheul der anwesenden Parteien. Eines Tages z. B. sind die Gallier, von dem Sprecher der Aquitanier angegriffen worden. Der Redner der Gallier[15]) wirft den Aquitanen augenblicklich zurück und stellt ihn, den er sonst liebt und hochschätzt[16]), vor aller Augen als so erbärmlich dar, daß dieser in seiner Rückantwort Schimpf auf Schimpf häuft und alles geschickt hervorsucht, was nur einen Nordfranzosen verletzen[17]) kann. Nun sind die Gallier wüthend und treiben das Feuer ihres Redners zur hellen Flamme an.[18]) Dieser, um die Bos-

heit der Gascogner aufzudecken, steigt bis in die Zuchthäuser und auf die Galeren herab. Er examinirt den Kerkermeister. Wer sind die Mörder? Gascogner. Wer die Diebe? Gascogner. Wer die Falschmünzer? Gascogner. Wer die Vaterlandsverräther? Gascogner. Und so geht es weiter. Die Stelle gefiel den anwesenden Nordfranzosen so wohl, daß sie mit immer lauterm Gebrüll ihrem Redner die Antwort gaben: Vascones. Zuletzt entstand ein solches Toben, daß die ferner Stehenden den Redner nicht weiter verstehen konnten. Und das nannte man dann einen „literarischen" Streit.[19])

Diesmal hatte aber das Wortduell schlimmere Folgen. Die Aquitanier griffen zu den Waffen. Und als die Pedelle die streitenden Parteien scheiden, erheben die Gascogner die gerichtliche Klage beim Senat gegen den Sprecher der Gallier.[20]) Dieser wird in den Kerker geworfen und so lange festgehalten, bis die Empfehlungen des Bischofs Jean du Pin, seines Landsmannes, ihm die Freiheit wiedergeben.[21]) Die meisten seiner Landsleute hatten ihn in der Gefahr verlassen. Sie fürchteten die Strenge des Senats.

Indeß, wo nach der Meinung der Studenten der Senat zu streng verfuhr, da geschah es wol bisweilen, daß sich ihr Ungestüm gegen diesen wandte, ja selbst gegen die berühmtesten Professoren. Einst[22]) drangen in Verfolgung früherer Unbill mehrere Trupps Studenten aus den benachbarten Auditorien (ex scholis) in einen der Festsäle (in aulam unam) und fielen dort nach Willkür über die andern Zuhörer (eines in Verruf erklärten Docenten), besonders über die Spanier mit den Rappieren her, drängten und stießen sie auf ganz unverschämte Weise mit Füßen. Der heilige Senat erkannte, um solchen Uebermuth zu steuern, solle ein Schwert über der Hauptthür dieser Auditorien angebracht werden und dort für immer verbleiben. Da rotteten sich die unzu-

friedenen Studenten zusammen, zerstörten die drei mit so viel Mühe und Sorgfalt von den Voraltern errichteten Gymnasien, brachen die Katheder und die Bänke in kleine Stücke und zündeten die dem Arnold Ferrerius und dem Rector des Jahres gewidmete Lesehalle (schola) an, daß keine Spur davon übrigblieb.[23]) Nur durch die schnell entschlossene Hülfe der Schmiede und der Handwerker wurden in dieser Stadt von Holzbauwerken die übrigen Gymnasien gerettet. Nun aber erregte die Brandstiftung der Studenten hinwiederum die Wuth der Bürger. Sie greifen zu ihren Waffen, und unter dem Rufe: „Bringt die Studenten um, würgt die Hunde!" stellen sie sich in ihrem Studentenviertel auf, um keinen Studenten lebendig zu den Thoren entwischen zu lassen. Es entspinnt sich eine furchtbare Metzelei. Der Kampf währt bis in die Nacht hinein. 300 Studenten bahnen sich einen Weg durch eins der Thore. Viele ertrinken in der Garonne. Ueber 100 werden in Ketten geworfen. Der Anstifter des Aufruhrs, welcher sich selbst angab, wurde auf Befehl des Senates gekreuzigt, die übrigen Theilnehmer relegirt, die Bilder der Abwesenden verbrannt, und darauf war durch besondern Beschluß festgesetzt, daß an welchem Ort oder zu welcher Zeit die Verfolgten künftig ergriffen werden würden, sie ihre Missethat mit dem Scheiterhaufen büßen sollten.[24])

Es war diese strenge Ahndung gegen die Missethäter dem Universitätssenat um so weniger zu verdenken, als schon ein Parlamentsbeschluß vom 19. Januar 1515 ausdrücklich bestimmte, daß, wenn liederliche Studenten als geharnischte Ritter[25]) auftreten sollten, um die Ordnung, die Polizei oder die Vorlesungen zu stören und einen Aufruhr anzuzetteln, so sollen Kanzler, Rector und Professoren selbige Subjecte streng bestrafen, widrigenfalls man sich an sie halten würde.

Aber es flossen auch mehrere Gründe zusammen, die

einen Aufruhr gerade in Toulouse gefährlicher machten als in andern Universitätsstädten. Zunächst sahen wir oben, daß fast sämmtliche Häuser der Stadt aus Holz waren, und deshalb erschien jede Feuersbrunst als eine Gefahr für die ganze Stadt. Sodann gab es in Toulouse eine große Anzahl von Convicten (Colléges). Noch 1552, als die Universität Toulouse schon mehr herunterkam, werden dort aufgezählt die Convicte de Bourbonne[26]), Saint-Girons, Verdate, Montlesun, Saint-Exuperi, des Innocens, du Temple, de l'Esquile u. s. w. Diese Convicte waren zum Theil sehr reich. So bestimmte der Cardinal von Lothringen 1544[27]), daß das in Paris von ihm gestiftete Collegium Narbonnense deshalb nur für Theologen und Artisten zu reserviren sei, weil, wer von seinen Landsleuten die Rechte studiren wolle, der habe was er nur wünsche in dem Collegium Narbonnense auf der Universität Toulouse; und wer Medicin studirt, der möge nach Montpellier gehen. Und in der That machten die meisten Studenten in Toulouse ein so gutes Geldgeschäft[28]), daß einige in den Convicten, wo sie nach den Statuten 3—4 Jahr hätten bleiben können, 25—30 Jahre sich aufhielten.[29]) Daß solche Subjecte sich lieber an Unruhen, als an ernsten Studien betheiligten, lag auf der Hand. Endlich gab es in Toulouse leider auch eine Anzahl reicher, schülerloser Professoren, die Intriguen spannen und Störungen bereiteten. In einigen Convicten waren nämlich die Aufnahmebedingungen so schwierig und mannichfach, daß nur die angestellten Professoren selber die Stiftsgelder genossen, weil sich qualificirte Schüler Jahrzehnte hindurch nicht einfanden.[30]) Auch war es 1515 schon vorgekommen, daß Professoren der juristischen Facultät (aucuns desdits régents) ihre Katheder und Professuren feilboten, sodaß Käufer und Verkäufer bestraft und die gekauften Professuren vacant erklärt werden mußten.[31]) Daß nun solche Käufer von Pro-

fessorenstellen nicht Männer der Wissenschaft waren, sondern Beobachter jedes augenblicklichen Vortheils, liegt auf der Hand. Will man noch hinzunehmen, daß die Zahl der Privatdocenten in Toulouse außerordentlich hoch stieg, und man jedem Fremden, der von einer andern Universität als Doctor, Baccalaureus oder Schüler (scholaris) anzog, nach Angabe seines Themas, ohne Examen, auf den allgemeinen Docenteneid hin, Vorlesungen zu halten gestattete, so mußten solche Lehrer leichthin die Plane der unruhigen Köpfe unter den Studenten begünstigen.

Man hätte nun glauben können, daß auf einer so gearteteten Universität[32]) das Studiren so gut wie unmöglich gewesen wäre. Doch dem war nicht so. Die Mehrzahl der toulouser Docenten arbeitete fleißig. Am 19. Januar 1515 mußte ausdrücklich durch arrest du Parlement bestimmt werden, daß kein Baccalaureus lesen dürfe, bevor nicht die Doctorenstunde (la leçon doctorale) um 6 Uhr morgens mit der Glocke eingeläutet war.[33]) Tagaus tagein wurden neun Stunden Vorlesung gehalten. Erst um ½6 Uhr abends läutete die Schlußglocke. Der Nachmittag und der Abend sollte für die Baccalaureen freibleiben. Nach dem Glockenschlag 3 Uhr durfte kein Doctor des Kanonischen oder Bürgerlichen Rechtes lesen. Während der Vorlesung mußten die Doctoren ihre Doctorhüte, die Baccalaureen ihre Käppchen (chapperons) aufbehalten. Die Zahl der Docenten war 1515 beschränkt worden (pour le bien et l'utilité de lad. université). Die Régents en droit civil sollen sechs an der Zahl sein, die en droit canonique drei.[34]) In den beiden juristischen Facultäten sollen 24 Baccalaureen lesen, die von den Professoren ernannt werden. Die Baccalaureen dürfen aber nur die Texte lesen und die Glossen dazu erklären, mit Verknüpfung einiger Gründe und Fragen zu großem Nutzen (prouffit) und Belehrung der Zuhörer; aber

sie sollen sich wohl hüten eine Postille vorzubringen oder niederschreiben zu lassen.

Als Zweck des Studiums gilt schnelle Vorbereitung auf das Examen. Zu diesem Behufe waren stehende Repetitorien angeordnet. Bei den Repetitorien sind die Doctoren beider Rechte gehalten, nach dem Alter der Zuhörer vorzuschreiten, in der Art, daß sie vom jüngsten anfingen.[35]) Dabei bildete das Kanonische und das Bürgerliche Recht nur Eine Facultät. Auch sollten die Régents beider Abtheilungen immer promiscue examiniren. In der kanonischen Abtheilung soll einer immer le père et présentant les bacheliers sein, die beiden andern aber die Examinatoren.[36]) Die drei Kanonisten sollten unter sich am Anfang jedes Jahres am Sanct-Lucastage per turnum denjenigen auswählen, der das Decret Gratian's liest, und die beiden andern haben dann das Liber sextus der Decretalen und die Clementinen vorzutragen.

Die ersten Stunden glichen förmlichen Reclamen. Servet schrieb wörtlich nach und berichtete an seinen Vater nach Tudela. Hören wir was der Professor sagt. „O du tiefe Weisheit, o du unschätzbare Gelehrsamkeit", so beginnt er, „o ihr vergotteten alten Vorschriften, die ihr in dem menschlichen Gewande der göttlichen Kapitel dieser ewigen Decretalen uns erscheint. O du seraphisches Liber sextus, wie bist du doch so unentbehrlich zur Erlösung der armen menschlichen Seelen! O ihr cherubinischen Clementinen, wie ist in euch doch so recht eigentlich enthalten und beschrieben die vollkommene Verfassung des wahren Christen! O ihr engelhaften Extravaganten, wie würden doch ohne euch die armen Seelen alle verloren gehen, die hienieden in diesem Jammerthale durch die sterblichen Leiber umherirren. Wann, ach wann wird doch die hohe Gnadengabe den Sterblichen geschenkt werden, daß sie endlich abstehen möchten von allen andern Studien und Geschäften, um euch allein zu lesen,

euch zu hören, euch zu wissen, euch zu brauchen, euch in Praxis, in Leben, in Fleisch und Blut, in die innersten Eingeweide, ja in jedes Mark und jede Faser ihres Leibes aufzunehmen. Denn wie! Braucht man doch nur einen halben Kanon, einen kleinen Paragraphen, eine einzige Sentenz dieser allerheiligsten Decretalen andächtig zu lesen, um im Herzen die große Glut der Gottesliebe und der Nächstenliebe sich entfachen zu fühlen, falls man nicht geradezu ein Ketzer ist; und obendrein erhält man volle Beruhigung über alle zufälligen und irdischen Dinge, erhält die Entzückung des Geistes bis in den dritten Himmel und eine gewisse Erfüllung aller seiner Wünsche." [37]) In solchen Ekstasen bewegten sich die Kanonisten.

Damit nun ja die Räume alle „seligen" Zuhörer fassen könnten, hatte man im Jahre 1515 angefangen in Toulouse [38]) drei kanonische Rechtsschulen zu erbauen, große, weite Klassen, die man Studia nannte, mit Wohnungen für die drei Professoren. [39]) Der Bau war erst 1521 fertig geworden, und seitdem war jeder Kanonist gehalten, in seiner Schule zu lesen.

Indeß trotz all der Reclamen und der prachtvollen neuen Räume wollte es doch gerade seit 1521 in Toulouse mit dem Kanonischen Rechte nicht mehr recht vorwärts gehen. [40]) Das Jahr, wo Luther seine drei Geistesbomben losschießt, war auch in dem altkatholischen Toulouse der Anfang der Zeit, in der das Ansehen der Decretalen und ihr falscher Zauber schwand. Zwar pflegten noch immer die Studenten, ehe sie ihr Examen machten (avant prandre [sic!] leurs degrés), in beiden Facultäten zu studiren; aber nach einjährigem Hören des Kanonischen Rechts promovirten sie dann bei den Civilisten, und die Kanonisten erhielten keinen Antheil an Examengeldern. Diese Ungleichheit und „Ungerechtigkeit" zwischen dem Civilen und dem Kanonischen Recht trieb die

Professoren der letztern „Facultät" zu einer Beschwerde beim Parlament (24. Februar 1547), die aber nicht viel ausrichtete. Noch am 12. Februar 1553 supplicиren sie.

In demselben Maße, wie das Kanonische Recht sank, nahm das Civile an Ansehen zu.[41]) Die Studenten in Toulouse hatten in den Hörsälen so wenig Raum, daß sie kaum nachschreiben konnten. Ein Platz, in dem man sich in den Zwischenzeiten ergehen könnte, fehlte ganz.[42]) Obwol dies den Edelleuten und reichen Kaufmannssöhnen vielen Anstoß gab, so fanden sich doch, je mehr das Gerücht, wie sehr man sich in Toulouse dränge, die Welt durchzog, um so mehr neue Scharen von jungen Juristen in Toulouse ein, die dort Lorbern sammeln wollten zu den Ehrenkränzen ihres spätern Lebens.

Und was war es nun, weswegen Toulouse als der Sammelpunkt der Studenten der ganzen Welt (Dolet 1531), als die Mutter der Gesetzeskunde (Servet 1535), als die blühendste und besuchteste Schule beider Rechte (Cardinal von Lothringen 1544) gefeiert wurde? Toulouse war mit der Zeit fortgeschritten. Den Standpunkt jener römischen[43]) Rechtsgelehrten, welche nach Art des Irnerius Auszüge (summae) lieferten oder Glossen, ohne selbständig zu denken, hatte man hier längst aufgegeben. Es stritten im Anfange des 16. Jahrhunderts drei Schulen um die Herrschaft.[44]) Die Anhänger des Accursius (gest. 1229), des Herausgebers der Glossa magna, gingen den ganzen Text mit kritischem Sinne durch; die Schüler des Bartolo (gest. 1355) verfaßten nach den Regeln arabischer Dialektik, aber mit steter Rücksicht auf die Praxis der Zeit, Specialwerke über verschiedene Rechtsgegenstände; die Freunde des Andreas Alciat (gest. 1550) versuchten, mit Hülfe der alten Classiker in den Geist des Römischen Rechts tiefer einzudringen. Bald trug man die theologischen Parteinamen auf die Juristen

über. Die Accursianer sahen sich als die Realisten an; die Alciateer als die Nominalisten. Im allgemeinen fanden in Toulouse die sophistischen Distinctionen und das barbarische Latein des Casuisten Bartolo wenig Anklang. Aber auch den mailändischen Neuerer (Alciat)[45]) verspottete man als „Grammatisten", der sich mehr um die alten Geschichten und Vocabeln kümmere als um den vorliegenden Fall des Rechts.[46]) Accursius herrschte hier in alter Glorie. Und er war es werth. Denn Alciat's größter Nachfolger und Vollender, der unsterbliche Cujacius, pflegte[47]), wo er der Verdienste seiner Vorgänger gedachte, den Accursius allen lateinischen und griechischen Auslegern voranzustellen. Der berühmteste der Accursianer von Toulouse, Du Ferrier[48]), war eine solche Kraft, daß er alles, was ihn umgab, zu seinen Schülern machte. Ihm gelang es auch, drei der hochbegabtesten toulouser Stadtkinder für die Jurisprudenz zu gewinnen. Die später so berühmten Professoren Jean de Coras (1513—72), Petrus Gregorius (gest. 1597) und der herrliche Jacques Cujas selbst (1522—90)[49]) verdanken dem Du Ferrier ihre ersten Anregungen. Und von anderwärts geborenen weit geschätzten toulouser Docenten gingen der Portugiese Antonius Goveanus[50]) (gest. 1565), Béranger Fernand (gest. 1572) und Hugo Doneau (1523—91) mehr oder minder ebenfalls in Du Ferrier's Fußstapfen. Hand in Hand mit den toulouser Professoren, bisweilen als ordentliche Mitglieder beider Corporationen[51]) wirkten die Räthe des Parlaments. Die toulouser Richter zeichneten sich durch unerbittliche Strenge, aber auch durch Unbestechlichkeit aus.[52]) Die tonangebenden zu Servet's Zeit waren[53]), das sah er bald: Jehan Boysson, Sieur de Hauteville[54]); Guillaume Dammartin, Lieutenant clerc du Sénéchal, und Pierrèe de Rupe, Docteur ès droits. Alle aber suchten das zu sein, was der große Kanzler l'Hôpital (gest. 1573) wirklich

wurde, unangreifbare Vertheidiger des Rechts, Richter ohne Furcht und Tadel.

So stand Toulouse in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch seine energisch frommen Capitouls, sein unbestechliches Parlament und sein Heer von fleißigen Doctoren beider Rechte als der juristische Mittelpunkt jenes Frankreich da, das sich anschickte mit seinen juristischen Größen in Europa den ersten Rang einzunehmen.[55])

Anmerkungen.

---

1) „Quant à la ville de Tholose, il y a deux choses, qui l'ont rendue celebre, à scavoir le train de la marchandise et l'estude de droict.“ (Vgl. Bèze, Histoire ecclés. de France. Anvers 1580, I, 10.)

2) „Tholosa est pulchrior Lutetia: Tholose estoit bastie de sapins: il y a 70 ans, le feu s'y prit, il brusla 800 maisons: depuis ils sont basty de brique et de marbre, c'est la plus belle ville de France. Ce sont des Palais que les maisons.“ (Scaligerana: Ultrajecti, 1670, p. 346.)

3) „Toute la ville a été taxée d'être fort superstitieuse, comme elle est pleine aussi de reliques et autres instruments d'idololâtrie“, sagt Bèze, Hist. des égl. réform. du royaume de France (Anvers 1580), I, 10.

4) „C'estoit assez pour estre condamné hérétique, de n'avoir point osté le bonnet devant une Image, ou de n'avoir fleschy le genouil, sonnant la cloche qu'on appelle l'Ave Maria: ou d'avoir tasté un seul morceau de chair en un jour défendu.“ (Vgl. Bèze, Hist. ecclés. des égl. réf. de France (Anvers 1580), I, 10 fg.

5) „... mise sur Garonne pour tremper les blasphémateurs du nom de Dieu.“ Vgl. Extrait sommaire des archives de la ville de Toulouse.

6) Extrait sommaire des archives de Toulouse.

7) Der treu excerpirende Chronist bemerkt von dem Chronisten, den er ausschreibt: „Il ne dit pas si cestoit, de jour ou de nuit; celui-ci est probable.“ Vgl. Extrait des registres du Capitoul.

8) Extrait des registres du Capitoul.

9) Livre des Conseils généraux (Archive du Capitoul).

10) „Estans ez espaignes en hostaige", schreibt das Livre des conseils généraux. — 25000 Livres brachte die arme Stadt wirklich auf.

11) Livre des Conseils généraux.

12) Dolet, Epistolae et Orationes, S. 57.

13) „De la vint a Thoulouse ou apprint fort bien a dancer et a jouer de l'espee a deux mains, comme est l'usance des escholiers de ladicte université." Vgl. Rabelais, S. 112.

14) Dolet, Oratio I in Tholosam, S. 17.

15) Etienne Dolet 1509—46 (3. August in Paris verbrannt). Seine Apotheose gibt Jos. Boulmier, Etienne Dolet (Paris 1857) (le Christ de la pensée libre!).

16) „Pinachium unice diligo et illius ingenium non aspernor", sagt Dolet, S. 79.

17) „Fuit illi deliberatius me utcunque evertere, quam amice mecum et ex aequo agere", l. l.

18) „Contumeliam tam graviter fero, quam diligenter caveo, injuriam ne cui faciam. Duxit dolorem nostrum hostilis animi significatio ac ridicula gloriae cupiditas", l. l.

19) „Literaria nostra altercatio."

20) „Respondere homini poteras et ab Aquitania abstinere", schreibt ihm sein Freund Arnold Ferronius, der Sohn eines Senators aus Bordeaux, a. a. O., S.153.

21) Du Pin schreibt an Minutius Präses über die Contentiones literariae zwischen den beiden Rhetoren: „Quibus primum ego gaudebam quod ita utriusque et ali ingenium et augeri facundiam putabam." Allein „illi factiosis partium suarum studiis incensi, facile a literis ad arma prosilierunt", a. a. O. S.151.

22) „Cum ego, Jo. Corasus, utriusque juris doctor atque in sacratissima legum civilium censura regens, rector essem, 14. April 1540 accidit cet." So im codex abecedarius, materias statuorum continens edit. per Paschalem de Fedembat, univ. artium regentem 1525, Cal. April. cet.

23) „. . . ut ne gymnasii quidem vestigium appareret", heißt es im Codex abecedarius. — Natürlich war auch dieser Lesesaal aus Tannenholz errichtet, wie die Häuser.

24) „. . . vivi concremati debitas tam nefarii sceleris penas

luerent." So Codex abecedarius. Die Beschreibung des ganzen Vorgangs ist von des Rectors eigener Hand.

25) „Escoliers dissolus, pourtans harnoys cet." Vgl. Archives de la Préfect.: l'anc. univ., Ser. D.

26) Statuta Collegii Narbonnens. Paris. Vgl. Archiv. de l'anc. univ. de Paris, Reg. 96.

27) Ich folgte in der Namenschreibung der Ordonnanz von Henri II. (13. Juli 1552), wie sie in den Pièces conc. l'ancienne univ. de Tholose sich handschriftlich findet.

28) „Quaestus studiosis forte satisfaciunt." Dolet, Epp., S. 128.

29) Ordonnance de Henri II. vom 13. Juli 1552. Vgl. Pièc. conc. l'anc. univ. de Tholose.

30) Ordonn. de Henri II. vom 13. Juli 1552 a. a. O.

31) Statuta univ. Tholos.

32) Dolet beschreibt das toulouser Studentenleben seiner Zeit mit etwas grellen Farben: „Sexcentas in urbe caedes, ruinam urbi incendiumque, virginum vix integra castitas, noctu diuque confligitur, nemini tuta salus, atroces ubique minae, structae insidiae cet." (Orat. I, 12.)

33) Statuta univ. Tholosan.

34) Archives de la Préfecture: Pièces concern. l'ancienne univ., Ser. D.

35) Statuta univ. Tholos. vom Jahre 1525.

36) Archiv. de la Préfecture. Pièc. conc. l'anc. univ., Ser. D.

37) So Bischof Homenaz, treu nach dem Leben, bei Rabelais, a. a. O., S. 422 fg.

38) Lafaille, Annales de la ville de Toulouse (Toulouse 1701), Thl. II.

39) Archiv. de la Préfect. Pièc. c. l'anc. univ., Ser. D.

40) „Depuis 1521 le droit canon est beaucoup déchu dans cette universite", sagt Lafaille, a. a. O.

41) „Bragueta juris, pantofla decretorum." Rabelais, S. 116.

42) „Non habent satis magnum campum illa tot laudibus cumulata legum studia, in quo cursum teneant aut liberius evagentur celso nati ingenio et mente divina praediti." Dolet, Epp., S. 128, aus Toulouse an Claudius Cotteräus.

43) Um die Coutûmes kümmerte man sich wenig. Vgl. Schäffner, 159, III.

44) Berriat-Saint-Prix, Hist. dudroit romain (Paris 1821), S. 278 fg.

45) „André Alciat (geb. 1492) entreprit de réformer la jurisprudence, en y introduisant les Lettres grecques et latines." Terrasson, Hist. de la jurisprudence rom. (1750), S. 418 fg.

46) „Alciatei sunt magis historiarum atque verborum studiosi", sagt Albert Gentilis, Dialog. II, p. 582, ed. Hoffmann (Leipzig 1721).

47) Berriat-Saint-Prix, Histoire du droit romain, S. 295.

48) Schäffner, III, 159. — Der Edle Blasius Aurioli, Rector von 1515, der Lic. jur. Jean du Pin, der spätere Bischof, und all die andern, welche in den Statuta univ. Tholos. erscheinen, sind bald vergessen worden.

49) „Si antea natus esset", heißt es von ihm, „omnium interpretum vice fuisset: neque enim aliquid ignorare per illum, neque sine illo discere quidam licet."

50) Von ihm sagt Cujacius selbst: „Antonius Goveanus, cui ex omnibus quotquot sunt aut fuerunt Justinianei juris interpretibus, si quaeramus quis unus excellat, palma deferenda est." Vgl. Terrasson, Hist. de la Jurisprud. rom, S. 434. Thuani, Histor., I, 708. Chorier, II, 513.

51) Der Parlamensrath Jean de Boisson war zugleich Prof. jur. civ. 1535. Vgl. Touron. Dominicains, IV, 133.

52) „Sunt alias incorrupti judices Tholosates, nisi quod nimis barbari adversus nostram religionem." — „Le Parlement de Tholose ne se soucie pas du Roy. Celui de Paris est corrompu." Scaligerana, p. 345 sq.

53) Livre des Conseils généraux.

54) Dolet nennt ihn „virum omnium confessione integerrimum, totiusque vitae innocentia probissimum, et cum eloquentiae laude, tum juris civilis peritia longe celeberrimum".

55) Schäffner, III, 159 fg. Noch am 13. Juli 1552 nennt Henri II. die Universität Toulouse „pour les interprétations et études de la jurisprudence la plus florissante du royaume". Vgl. Archiv. de la Préfect. de Toulouse: Pièces conc. l'ancienne univers., Ser. D.

Die Entwickelung der deutschen Alpendörfer.

Ein wirthschaftsgeschichtlicher Essay

von

Karl Theodor von Inama-Sternegg.

An Herrn Geh. Regierungsrath

Professor Dr. Georg Hanssen

in Göttingen.

Als Einleitung.

Sie haben sich, hochverehrter Herr Geheimrath, in der ausführlichen Besprechung [1]), welche Sie meinen „Untersuchungen über das Hofsystem" [2]) widmeten, wieder so recht als Meister bewiesen, daß es eine Lust war, die Fülle reicher Erfahrungen und tiefbegründeter Wahrheiten aus Ihrem beredten Munde zu vernehmen; — eine Lust besonders für mich, der ich diese Erörterungen zunächst hervorgerufen und dadurch gewiß den Dank der gelehrten Welt mehr verdient habe, als durch die bescheidenen Beiträge, welche ich selbst zum Verständnisse einer der wichtigsten und bedeutsamsten Seiten unsers Volkslebens zu bieten vermochte.

Empfangen Sie für Ihr warmes Eintreten in die Frage meinen besten Dank, den ich getrost zugleich im Namen aller derer auszusprechen wage, welche an dem Aufbau einer geschichtlichen Nationalökonomie arbeiten und in Ihnen einen Lehrer, einen Führer zu erblicken gewohnt sind, dessen Stimme als der ersten eine die Geister aufrief, um muthig die Nebel zu durchdringen, welche unsers Volkes früheste wirthschaftliche Cultur umnachteten.

Es war ein harter Strauß. Nicht Gründe und wissenschaftliche Irrthümer — althergebrachte Vorurtheile und unwissenschaftliche Oberflächlichkeit, die hartnäckigen Feinde der Erkenntniß, galt es zu bekämpfen, und zwar mit Waffen, deren Schärfe noch nicht erprobt, deren Anwendung noch nicht durch langen Gebrauch gelehrt war.

Seit langer Zeit beherrschte alles Urtheil über die Ansiedelung der alten Deutschen die Vorstellung, daß unsere Vorfahren nach Art amerikanischer Farmer nicht nur einzeln gewohnt und gewirthschaftet, sondern auch ohne socialen Zusammenhang bestanden hätten, und daß die geschlossenen Dörfer und Städte zumeist erst spät aus dem Bedürfnisse größerer Sicherheit hervorgegangen wären. Für den Zusammenhang des Wohnens und Wirthschaftens war ebenso wenig ein Verständniß lebendig, wie für die tiefinnern ökonomisch-socialen Bedürfnisse und für die Eigenthumsordnung eines Volkes, das an der Schwelle seiner Culturentwickelung stand und eben erst zu dauernder Seßhaftigkeit und Ackerwirthschaft übergegangen war. Auch auf die Beurtheilung aller das wirthschaftliche und gesellschaftliche Leben berührenden Verhältnisse wirkte die atomistische Staatslehre; wie die Staaten selbst, so mußten auch die Dörfer und die Gemeinden durch freien Vertrag ihrer Glieder entstanden sein.

Aus solch unhaltbarer Auffassung dieser selbst praktisch höchst wichtigen Verhältnisse heraus gab es nur Einen Weg: eine streng realistische Betrachtung der gegenwärtigen Agrarzustände, und eine exacte historisch treue Feststellung von Thatsachen der mittelalterlichen Rechts- und Wirthschaftsgeschichte. Und das, hochverehrter Herr Geheimrath, ist nicht zum kleinen Theil Ihr Werk gewesen. Sie traten zuerst unter den Oekonomisten in Verbindung mit der aufgeblühten historischen Schule der Rechtswissenschaft, und halfen den Keim legen für die historische Schule der Nationalöko-

nomie, in welcher fortan die Waffen geschmiedet wurden, um die Hindernisse der Kenntniß unserer ganzen Culturentwickelung zu besiegen. Und was zuerst nur gelehrte Arbeit und Befriedigung eines wissenschaftlichen Bedürfnisses war, das ist allmählich zur erhebenden nationalen That geworden; Sie haben dem deutschen Volke einen Weg gezeigt, auf dem es Einkehr halten könne bei sich selbst, und auf dem es die überwältigend große Aufgabe des Neubaues national-staatlicher Verhältnisse ermessen lerne, indem es sich ein volles Verständniß erwirbt, wie tief die Fundamente national-gesellschaftlichen Lebens gelegt sind, unter dessen Firsten es sich glücklich fühlt.

So haben Sie an Stelle der an innerer Unwahrscheinlichkeit wie an Beweisen ermangelnden Ansicht von der allgemeinen Isolirung der alten Colonisten die ursprüngliche Feldgemeinschaft gesetzt; so haben Sie uns zuerst ein richtiges Bild von den Gehöferschaften gegeben und ein Verständniß für die mit den Verschiedenheiten der Feldsysteme gegebenen wirthschaftlichen und socialen Unterschiede der Bevölkerung eröffnet. Und so war denn auch sofort für die Wissenschaft ein Gewinn zu erwarten, als Sie die ganze Frage unter dem von mir gewählten Gesichtspunkte einer neuen Prüfung unterzogen. Zwar, die Thatsache des Einzelwohnens auf arrondirtem Gute, frei von der feldgemeinschaftlichen, aber deswegen nicht auch von der gemeindlichen Verbindung überhaupt — diese Thatsache ist als alte Ausnahme von allgemeiner Feldgemeinschaft lange anerkannt. Man hat sie aber doch sowol nach Ausdehnung als Bedeutung unterschätzt, und so schien es keine undankbare Aufgabe, das Hofsystem einer bestimmten Gegend, unter fortwährendem Ausblicke auf die feldgemeinschaftlichen Gegensätze, nach allen Seiten hin zu beleuchten. Was ich mit diesem Versuche leisten konnte, das war zunächst nur die Constatirung einer

solchen Ausnahme, die sich unter den besondern Einflüssen der großartigen Hochgebirgsnatur auch wieder zu einer besondern Regel gestaltete. Sie haben diese Ausnahme wieder unter den Gesichtspunkt der breiten Regel gestellt, die Wahrscheinlichkeit und Ursprünglichkeit eines alpinen Hofsystems an dem sichern Maßstabe der Feldgemeinschaft gemessen, von der, wie Meister Roscher jüngst so schön bemerkte, bei jedem tiefern Einblicke in die mittelalterlichen Agrarzustände der Völker mehr Spuren sichtbar werden, wie das Auge durch jedes stärkere Fernrohr mehr Sterne sieht.

So war denn auch die Erwartung, von der ich eben sprach, nicht betrogen; Sie haben uns mit Klarheit entwickelt, wie die Mannichfaltigkeit, welche das Culturleben der Germanen überhaupt auszeichnet, besonders auch in ihrer Ansiedelungsweise sich zeigt, wie es nicht um einen einfachen Gegensatz des Dorf- und Hofsystems sich handelt, sondern wie mannichfache Uebergangsformen diesen Gegensatz vermitteln. Sie haben mit Recht geltend gemacht, wie die ältern Wirthschaftsformen nicht minder mannichfaltig mit den verschiedenen Ansiedelungsweisen sich combiniren, und haben endlich betont, daß, wenn überhaupt eine größere Ausnahme von durchgreifender Feldgemeinschaft für einzelne Theile germanischer Ansiedelungsgebiete dargethan werden soll, gerade auch das spätere Entstehen der Dörfer nachgewiesen werden muß.

Dieser zunächst an mich selbst gerichteten Aufforderung konnte und wollte ich mich nicht entschlagen; was ich für spätere Untersuchung selbst schon vorgemerkt hatte, mußte nunmehr sofort in Angriff genommen werden; nicht blos die Vervollständigung meiner Beweisführung für die Ursprünglichkeit des Hofsystems, — es galt auch die Vertretung mancher von Ihnen bezweifelten und bestrittenen Auffassung von Thatsachen, die ich, ähnlich dem Verfahren der Mathematiker, am besten durch die Probe sicherzustellen glaube.

In diesem Sinne mögen Sie die Abhandlung über die Entwickelung der deutschen Alpendörfer, welche ich für das „Historische Taschenbuch“ bestimmt habe, als Rechtfertigungsschrift von übrigens durchaus selbständiger Entwickelung nehmen; die beste Rechtfertigung aber, die ich für meine Auffassung vorzubringen vermag, liegt in dem Hinweis auf einen nun bereits fünfjährigen Aufenthalt in den Alpen, der mich veranlaßte, solch bodenständige Arbeit aufzunehmen, nachdem ich hoffen konnte, in die Geheimnisse der alpinen Natur einigermaßen eingedrungen zu sein.

Sie mögen mir's glauben, hochverehrter Herr Geheimrath, es gehört keineswegs zu den leichtesten Dingen, sich über den tiefgehenden Unterschied zwischen Ebene und Hochgebirge vollkommen klar zu werden. Es zeigt sich das schon, wenn wir die Gegensätze blos landschaftlich nehmen. Welch verschiedenes Urtheil über die Schönheit des Gebirges und der Ebene! Man rühmt die Großartigkeit der alpinen Natur, und doch sind die Objecte, welche sie dem Auge darbietet, unruhig und kleinlich im Vergleich zu der ruhigen Größe der Ebene. Was sind Berg- gegen Wolkencontouren, was flimmernde Bergspitzen gegen das Leuchten eines unermeßlich weiten Horizonts! Das Kind der Ebene freut sich, im Gebirge einmal der Großartigkeit seiner Natur zu entrinnen und dem Auge angenehme Ruhepunkte zu bieten; das Kind der Berge kann jene nicht ertragen, weil es das Auge vollständig an das Detail gewöhnt hat; wer aber durch langen Aufenthalt in der Ebene unter ihren mächtigen Einwirkungen gestanden, der weiß wie menschlich wohlthuend die Schönheit des Gebirges anmuthet, und athmet doch auf, wenn die weite Ebene und der unermeßliche Horizont wieder einmal sich aufthun.

Im Gebirge beherrscht die Natur das künstlerische Auge, in der Ebene beherrscht dieses die Natur. Darum bietet

auch das Gebirge viel mehr Gelegenheit zu Detailstudien und netten Landschaftsbildern, die Ebene zu großen Naturscenen, und nur großen Künstlern, welche diese beherrschen, ist es vergönnt, auch eine künstlerische Herrschaft über die Hochgebirgsnatur zu erringen.

Schwieriger aber noch, als die ästhetische Würdigung der Unterschiede, ist das Erfassen gesellschaftlicher Verhältnisse, welche durch die Verschiedenheit der Natur bestimmt oder doch beeinflußt werden. Die Macht der Natur über den Menschen, besonders auch in seinen socialen und politischen Verbindungen, ist im allgemeinen bekannt, im einzelnen aber weder genügend gewürdigt, noch überhaupt exact festgestellt; so ergibt auch zwar schon eine oberflächliche Betrachtung, daß das Gebirge, ähnlich dem Meere, mehr auf die Gestaltung gesellschaftlicher Zustände einwirke als die Ebene; aber wie man schon die Geheimnisse der Formation und der eigentlichen Hochgebirgsnatur nicht ergründen kann von außen oder von unten gesehen, so läßt sich auch jene Kraft der Gestaltung nur durch tiefes Eindringen an den gesellschaftlichen Thatsachen selbst ermessen.

Und dieser Einfluß ist ein ähnlicher, wie wir ihn bei der Kunst wahrnehmen; die Macht der Ebene tritt im Großen, die des Gebirges noch überdies im Kleinen auf; nicht blos der ganze Volkscharakter wird durch die Natur beeinflußt, sondern besonders auch die kleinen Verhältnisse des täglichen Lebens.

Der Forscher muß daher auch hier kleinlich werden; es gilt die vielen unscheinlichen Züge, in denen uns der Einfluß der Gebirgsnatur entgegentritt, studienartig zu erfassen; aber wie der Künstler, der ein Hochgebirgsbild gestalten will, die allgemeine Charakterisirung der Natur wohl verstehen und sich des Gegensatzes von Gebirge und Ebene stets klar bewußt sein muß, so kann ein gesellschaftliches Problem auch nur gelöst werden, wenn wir uns von der Masse des

Details nicht erdrücken lassen, sondern uns den Ausblick frei und offen halten auf die ganze große Entwickelung, welche der Gegenstand unsers besondern Interesses zeigt.

Ja, es gilt hier zum Theil geradezu nach Art des Künstlers vorzugehen; wie er nicht jeden Zug seines Bildes durch Detailstudien festgestellt hat, sondern nur die Harmonie und Berechtigung aller in dem Bilde empfinden muß, was aber gerade durch vollstes Verständniß bedingt ist, so kann auch die ganze Macht des Hochgebirges auf die Entwickelung gesellschaftlicher Zustände nicht aus Urkunden und greifbaren Beweisen dargelegt, sondern nur empfunden werden. Mögen Sie, geehrter Herr Geheimrath, darin die Erklärung für die Form finden, in welche diese Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung gekleidet sind. Ich habe der freundlichen Aufforderung des Herausgebers, meines hochverehrten Freundes, nicht nur gern Folge geleistet, weil mir dadurch Gelegenheit gegeben wird, ein größeres Publikum für diese tiefbedeutsamen Fragen der Wissenschaft zu interessiren, sondern auch weil ich es hier einmal wagen konnte, ein zusammenhängendes Bild dieser großen Culturerscheinung zu entwerfen, das, ohne im Einzelnen der exacten Forschung zu entbehren, doch im Ganzen nach den Anforderungen der Kunst componirt ist und nicht blos mit der Leuchte der Erkenntniß erhellen, sondern auch mit dem Feuer der Empfindung erwärmen soll.

Möge dieser Versuch Ihren Beifall gewinnen, noch mehr aber die Absicht, mit der ich bemüht war, meiner Ergebenheit gegen Sie einen würdigen Ausdruck zu verleihen.

Innsbruck, Neujahr 1874.

Inama.

I.[3])

Aus den Stürmen der Völkerwanderung hatte sich als dauerndes und endgültiges Ergebniß für die Alpen von den Quellen des Rhein und des Inn bis zur Wasserscheide der Drau und Rienz, und von der schwäbisch-bairischen Hochebene bis tief in das Etschland hinein eine wesentlich deutsche Bevölkerung abgeklärt. Die Reste einer ältern Culturperiode rhätischen und celtischen Ursprungs, nebst den zurückgebliebenen römischen Provinzialen wurden theils assimilirt, theils starben sie aus oder erhielten sich als vereinzelte Oasen, ohne irgendwelche bleibende Bedeutung für den Gesammtcharakter der deutschen Alpenbevölkerung und für ihr Culturleben.

Alamannen und Baiuwaren waren herrschend geworden und traten fortan bestimmend für die Erhebung des Landes zur Cultur auf, nachdem Franken, Gothen und Langobarden ihnen die Wege zu dieser Herrschaft geebnet und die vollständige Germanisirung dieses Theiles der Alpen aufs beste vorbereitet hatten. Nur das Volk der Breuni oder Breonen, dessen sich schon die Römer, ähnlich wie der Grenzvölker am Rhein als einer festen Schutzwehr gegen das stürmische Andrängen der wandernden Germanen bedienten, scheint sich noch einige Zeit als letzter Ausläufer der alten rhätischen Bevölkerung neben ihnen erhalten, bald aber auch mit den Baiuwaren, auch Norikern genannt, vermischt zu haben.[4])

So kann denn von dieser Zeit an auch mit Bestimmtheit die Cultivirung des Landes auf deutsche Wurzeln zurückgeführt, mit deutschem Maße gemessen und an den allgemein germanischen Einrichtungen beurtheilt werden, während für die Zeit vor der Völkerwanderung eine einigermaßen bedeutende germanische Bevölkerung allerdings bezweifelt werden muß, obschon sicherlich die vielen germanischen Durch-

züge, welche die Alpen überschritten, nicht spurlos an der Cultur des Landes vorübergegangen sind. So viel aber scheint gewiß, daß unsere Alpendörfer nicht auf römische Ansiedelungen unmittelbar zurückzuführen sind, und daß rasenische, besonders rhätische und celtische Cultur für die spätern Ansiedelungen der Germanen nur insoweit maßgebend geworden sind, als diese sich jene Reste einer ältern Bevölkerung assimilirten oder die von ihr verlassenen, bereits cultivirten Ländereien besetzten.

Das größte Stück Culturarbeit wird daher wol auch in den Alpen der germanischen Bevölkerung zugefallen sein. Schon der Umstand, daß die ältesten Urkunden und Denkmäler des wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens eine vollkommene Uebereinstimmung in den wesentlichen Zügen des Volksthums zeigen, weist uns darauf, daß die nationalen Unterschiede der Ansiedelungen weder nach Zahl noch Art bedeutend gewesen sein können; daß es aber gerade die Deutschen waren, welche dieses Land der Cultur eroberten oder zurückeroberten, wer könnte das verkennen, wenn er all die großen und kleinen Züge in dem Urkundenschatze des Landes wieder findet, mit denen jener Meister der Charakterisirung das Bild der alten Deutschen entworfen und ihnen damit ein unauslöschliches Denkmal gesetzt hat. Waren auch ein paar Jahrhunderte stürmischen Lebens über die Germanen hinweggegangen, seit Tacitus die Schlichtheit und Gediegenheit ihres Wesens der römischen Uebercultur als Spiegel der eigenen Leere vorgehalten hat, so behielt sein Bericht doch sicher auch für diese spätere Zeit noch seine Geltung; ein Volk, das seines Wesens echte Eigenart so treu bewahrt, daß es noch in unsern Tagen die unverkennbare Aehnlichkeit mit den Vorfahren aus Römerzeiten an sich trägt, ist gewiß in so kurzer Zeit nicht sich selbst untreu geworden. Und in diesem Sinne ist es wol auch berechtigt, die Schilderungen

des Tacitus zur Aufhellung der überaus dunkeln Geschichte der Ansiedelung und Cultivirung des Alpenlandes heranzuziehen, um an ihnen zu erproben, ob das Bild, welches wir aus den ältesten zuverlässigen Ueberlieferungen über diese Verhältnisse gewinnen, mit der von Tacitus geschilderten allgemeinen germanischen Sitte sich vereinigen läßt, ob wir Fremdartiges darin entdecken oder ob nur neue Züge germanischen Wesens hervortreten, welche das Bild des Tacitus vervollständigen.

Nichts aber können wir aus Tacitus deutlicher erkennen als die Eigenart in den Ansiedelungen der Germanen. Die Städtebildung ist ihnen fremd; ja sie vermeiden es selbst in eng zusammengebauten Ortschaften zu leben; die größte scheinbar regellose Mannichfaltigkeit tritt als das charakteristische Merkmal ihrer Niederlassungen auf. Zerstreut über ein großes Gebiet bauen die einzelnen Stämme und Geschlechter ihre Wohnungen, und selbst wo sie mit denselben näher zusammenrücken, herrscht doch immer Unregelmäßigkeit in der Anlage der Gehöfte; jedes ist mit eigenem Hofraum umschlossen und vom Nachbarhause durch offenen Zwischenraum getrennt. Und gerade diese Mannichfaltigkeit ist es, welche zu allen Zeiten als ein echter Zug germanischen Wesens galt; nicht nur ihre Wohnungen, auch alle gesellschaftlichen Schöpfungen tragen dieses Gepräge, und des deutschen Volkes Freud und Leid ist eng verwachsen mit dieser unerschöpflichen Gestaltungskraft. Noch jetzt kommt der reiche Wechsel geschlossener Dörfer und vereinzelter Höfe als deutsche Eigenthümlichkeit gegenüber den Ansiedelungen anderer Völker zur Geltung [5]); und nirgends haben wir schöner Gelegenheit, sie zu schauen und zu verstehen, als in den Alpen, wo die reiche Mannichfaltigkeit der natürlichen Gliederung der Ausbildung und Erhaltung dieses aller Uniformität abgeneigten Geistes fortwährend die reichste Nahrung gibt.

Schon dieses eine Interesse, welches an dem vollen Verständnisse einer hervorragenden deutschen Volkseigenthümlichkeit besteht, erklärt zur Genüge den Eifer, mit welchem die Forschung schon seit längerer Zeit bemüht ist, die Besiedelungsvorgänge auf deutschem Boden in ihrer geschichtlichen Entwickelung zu verfolgen und so die gegenwärtigen Zustände mit ihren ersten Anfängen durch eine ununterbrochene Kette gesicherter Nachrichten in eine lebensvolle Verbindung zu bringen. Aber es ist noch mehr die hohe allgemeine Bedeutung dieses Verhältnisses, welche zu tieferm Eindringen in die Geheimnisse ihres geschichtlichen Werdens auffordert; nichts vermag uns so sehr das ganze Culturleben des Volkes in einer bestimmten Periode seiner Geschichte anschaulich zu machen, als gerade die Kenntniß der Art des Wohnens und Wirthschaftens, jene Züge des Volkslebens, welche das Volk eben beständig umgeben und die wichtigsten Triebfedern seines Verkehrs, seines Rechts, seiner gesellschaftlichen und seiner politischen Bildung sind. Jedes System des Wohnens bedingt eine andere Vertheilung des Grundbesitzes, und die Geschichte des Eigenthums an Grund und Boden knüpft unmittelbar an diese Verhältnisse an. Auch die Geschichte der Landwirthschaft steht damit in den innigsten Beziehungen. Die Freiheit oder Unfreiheit individueller Wirthschaftsführung, der Intensitätsgrad, der Stand der wirthschaftlichen und danach der allgemeinen Bildung lassen sich daran bemessen; die Volksdichtigkeit und die Bewegung der Bevölkerung, jene dunkelsten Partien älterer Culturgeschichte, erhalten daraus einiges Licht. Endlich ist auch die Verfassungsgeschichte auf sie angewiesen; die Stärke des Gemeindeverbandes, der politische Inhalt der Markgenossenschaft, die mittelalterliche Decentralisation der staatlichen Gewalt und ihre Handhabung durch die kleinen politischen Gebilde der Zeit können nur auf der Kenntniß der Ansiedelungsverhältnisse mit Erfolg eine

Erweiterung ihres wissenschaftlichen Inhaltes erstreben. Freilich ist das eine weite Perspective, deren letzte Linien noch gleich dem duftigen Abschlusse eines Alpenthals in unbestimmbarer Ferne liegen; vielleicht aber gelingt es doch mit dem Folgenden den Verhältnissen etwas näher zu kommen, als es bisher möglich war, oder wenigstens das Auge zu schärfen für die klare Beurtheilung der wirthschaftlichen Zustände unsers Volkes, auf welchen noch immer der trübe Dämmerschein des unverstandenen Mittelalters liegt.

Alle Spuren ältester Landescultur weisen gleichmäßig auf die Höhen. Die Städte und größern Orte, welche jetzt die Hauptthäler der Alpen beleben, sind fast sämmtlich aus gewerblichen und Handelsinteressen entstanden; alle stammen aus historischer Zeit, während ringsum auf den Höhen unverkennbare Spuren des Volkslebens aus dem undurchdringlichen Dunkel vorhistorischer Zeit hervortreten. Auch die Römerstraßen gingen nicht in der Sohle der Thäler, sondern suchten die Höhen auf, und die ältesten urkundlichen Nachrichten über die dauernden Ansiedelungen, welche sogar meistens bis auf unsere Tage sich erhalten haben, führen uns nicht in die Thäler, sondern auf die umkränzenden Höhenzüge und auf die hohen Plateaux der Mittelgebirge, wo ein felsiger Boden und ein rascher Wasserablauf der ersten Culturarbeit fördernd entgegenkam. In merkwürdiger Weise stimmt diese Thatsache überein mit den ältesten Culturvorgängen, welche uns sowol von den Germanen in andern Gegenden als auch von andern Völkern in ihrer frühesten Culturepoche bezeugt sind, und es ist gewiß kein zufälliges Moment, daß der altdeutsche Mythus den Bauern, welchen Thor, der Gott des Eigenthums, an seine Tafel geladen, gleichsam selbstverständlich als Bergbewohner bezeichnet, und daß Thor in dem

Riesen Hrungnir die dem Anbau widerstrebende Steinwelt bekämpft; aber auch die neuere Colonisation, z. B. des nordamerikanischen Gebietes, welche von civilisirten Ansiedlern ausging, begann mit dem höher gelegenen Lande, das wegen seiner Trockenheit, seichten Ackerkrume und geringerer Vegetation wenig Schwierigkeiten darbot, und stieg erst allmählich zu den Stätten des wilden Fruchtbodens mit seinen undurchdringlichen Urwäldern und seiner chaotisch wuchernden Vegetation herab.

Auch in den Alpen lockte der leicht zugängliche Boden die ersten Stämme, welche sich hier eine dauernde Wohnstätte gründen wollten; die kampfesfrischen und jagdlustigen Germanen, welche den Ackerbau nicht einmal da mit Eifer betrieben, wo sich ihnen bequem Gelegenheit dazu bot, waren gewiß nicht danach angethan, die Wildniß des Gebirges mit schwieriger, weitaussehender Culturarbeit zu lichten, um sich erst einen Boden zu bereiten, auf welchem sie den Pflug einzusetzen vermochten; sie verfügten über kein Kapital, das sie dem Boden anvertrauen konnten, um ihn erst zur Nutzung zu befähigen; wie er war mußte er dienen zur Erhaltung ihres einzigen Vermögens, ihrer Heerden. In Waffenkünsten waren sie wohl bewandert; die Kunst eines geregelten und sorgfältigen Anbaues hatten sie nicht gelernt; auf die urwüchsige Kraft ihrer Arbeit allein konnten sich die Ansiedler stützen; aber auch diese war wol für den Krieg disciplinirt, nicht aber für den Frieden. Die Arbeit freier Männer war nicht dazu geneigt, im Massendienste fremder Interessen sich zu erschöpfen; jeder galt für sich selbst und wollte für sich selbst gelten; über Sklavenarbeit aber verfügten nur die wenigen Großen des Volkes; und doch hätte es solcher bedurft, um in jener ersten Zeit der Urbarung einen erfolgreichen Kampf mit dem Sumpflande der Thalniederungen und dem verheerenden Wirken der Gewässer aufnehmen zu

können; nur wenn der Einzelne wie im Kriege unbedingt preisgegeben und ein Anderer sofort an seine Stelle gesetzt werden konnte, war die Hoffnung auf baldigen Sieg über die wilde Natur gerechtfertigt und begründet.

Und so legten denn die deutschen Einwanderer ihre erste Axt an den Hochwald, der von den Thalgeländen bis zu den Grenzen des Holzwuchses hinauf das Gebirge beherrschte und nur da unterbrochen war, wo er der Macht der Sturzbäche nicht widerstand, wo er dem harten Felsen kein Fleckchen nährender Erde abzuringen vermochte, oder wo stauende Bodennässe jeden jungen Anflug im Keime erstickte und an seiner Stelle nur Gestrüpp und wucherndes Schlinggewächs die feuchten Niederungen der Thäler und die Einsenkungen des Mittelgebirges bedeckten. Waldrodung war aber nicht blos die einfachste und leichteste, sie war auch die nothwendigste und dankbarste Culturarbeit. Hier konnte die Wirthschaft gleichsam mit der Ernte beginnen; jeder Stamm, der dem Anbau weichen mußte, fügte sich dem Stamme und bot dem Anbauer bald ein schützendes Dach für seine Familie, Feuer für seinen Herd, Zäune für seinen Hof und seinen Pferch, Werkzeuge und Geräthschaften für Haus und Feld. Wild, Beeren und Honig waren erwünschte Speise; auf dem mit Moder und Abfall reich gedüngten Boden aber konnte sofort die erste Saat gestreut werden; die Asche der ausgebrannten Baumstümpfe vermehrte reichlich die pflanzennähernden Theile der obern Schichten, während Pferde, Horn- und Borstenvieh im nahen Walde reichlich Mast und Weide fanden. Es war aber nicht der Mangel an colonisatorischer Kraft und eine unbeugsame Nothwendigkeit allein, welche die ersten Ansiedler auf die Höhen der Berge zwang; hierher lockte die Eingewanderten vielmehr neben dem leicht nutzbaren Waldboden besonders das lachende Grün der Alpenweiden, jene natürlichsten Haltpunkte für ein wanderndes, aber nach

dauernden Culturstätten sich sehnendes, viehzüchtendes Volk. Oberhalb der Grenze des Baumwuchses breiten sie, auf sonniger Halde oder unter dem Schutze mächtiger Felswände gegen die rauhen Stürme des Nordens gelegen, den Reichthum duftiger Alpengräser aus; der Ansiedler, welcher auf halber Höhe des Berges ein Stück Ackerland dem Walde abgerungen und diesen in weitem Umkreise seiner Wirthschaft dienstbar gemacht hatte, mußte in diesen Alpen eine wünschenswerthe Ergänzung seines ganzen Betriebes erblicken, die um so werthvoller war, als sie ohne weitere Culturarbeit sofort zu Diensten stand. Um ihnen nahe zu sein und ihre natürlichen Vortheile ausbeuten zu können, siedelte wol gar mancher hoch oben im Gebirge an, wo noch heutzutage zahlreiche Bauernhöfe als sprechender Beweis für die Neigung stehen, den Alpnutzen in eine möglichst innige Verbindung mit dem Wirthschaftshofe zu bringen. Die gleichen Verhältnisse, welche die Colonisten in den großen Thalgebieten fanden, mußten ihnen in kleinem Maßstabe in den einzelnen Seitenthälern mit breiter und niederer Thalsohle begegnen, wo sie dann gleichfalls die Versumpfung der äußern Theile zwang, das Thal aufwärts weiter vorzudringen. Der Strom der Colonisation, welcher von den Hängen der Hauptthäler nach den Hängen der Seitenthäler sich hinzieht, findet seinen Abschluß in den sogenannten Thalgründen, dem hintersten Theile des Culturlandes, wo wieder die Verbindung der Alpweiden mit der Feldwirthschaft sich naturgemäß gestaltete. Nicht nur uralte Wohnplätze zeugen hier für die frühe Cultivirung, sondern besonders auch zahllose Namen von größern Ländereien, einzelnen Wiesen, Weiden und Alpen, deren Träger in früher Zeit nachweisbar oder mindestens höchst wahrscheinlich besetzte Bauernhöfe waren.

Ueberdies hat schon die Hochgebirgsformation vielfach mit aller Bestimmtheit die Ansiedelung auf den Berghängen in

hoher Lage vorgezeichnet. Wir finden in den Alpen zahlreiche Thäler, deren Sohle ausschließlich von dem tief in das Gebirge einschneidenden Gewässer gebildet wird, während die Thalgelände erst in beträchtlicher Höhe über den jäh nach dem Bache abstürzenden Felswänden sich zu entwickeln beginnen. Hier geht mit dem Begriffe der Thalsohle der ganze Eindruck eines Thales verloren; die Thalgelände kommen nur als Bergabhänge zum Bewußtsein, und wie solche Thäler als Berge bezeichnet werden (z. B. Brandenberg, Nonsberg, Sulzberg, Enneberg), so sind auch diese Thalbewohner von jeher echte Bergbewohner gewesen.

Solcher Art waren die Stätten, auf welchen die erste germanische Cultur in den Alpen ihre Sitze aufschlagen mußte. In großen Gruppen kamen sie gezogen, die letzten Ausläufer der großen germanischen Völkerbewegung, welche den Keim der heutigen Bevölkerung der Rhätischen und Norischen Alpen bilden sollten; zuerst in Genealogien die Alamannen, später die Baiuwaren unter ihrem Fürsten und ihrem Adel. Weite Strecken nahmen die einzelnen Sippen und Geschlechter in Besitz, oft eine einzige Familie ein ganzes Thal, dem dann auch der Name des Hauptes gegeben wurde. Das, was auf diese Weise die einzelne Colonie in Besitz genommen hatte, nannten sie ihr Land oder ihren Gau und hier wurde zunächst getheilt, jedem freien Manne eine ganze Hufe, bemessen nach den durchschnittlichen Bedürfnissen einer Hauswirthschaft, die neben den Angehörigen der Familie auch die mitgebrachten Colonen und Sklaven umfaßte. Die Häupter der Sippen erhielten wol ihrem größern Haushalte und ihrem größern Ansehen entsprechend auch größere Antheile, die Fürsten und Führer der ganzen Expedition, wie es scheint, in dem Gaue der einzelnen Geschlechter besondere

Antheile, wie sich diese gewiß auch schon von Anfang an größere Theile des besetzten Gebietes als ausschließliches Eigenthum vorbehielten. Nicht blos die zahlreichen Schenkungen und Vergabungen vielfach zerstreuter Ländereien solcher Großen des Volkes sprechen für diese Art der Vertheilung; wir sehen auch in der Größe einzelner Vertragsobjecte, die nicht selten weite Gebiete und ganze Berge[6]) sind, daß besonders die baiuwarischen Fürsten und Großen ihre Macht und ihr Ansehen im Volke auch in dem neubesetzten Lande sofort mit reichlichem Grundbesitze wohl zu fundiren bestrebt waren.

Was auf solche Weise nicht zu Eigen vergeben war, das blieb zunächst Gemeinland, aber ohne irgendwelche geregelte Gemeinbenutzung. Es waren weite Strecken öden und wilden Landes, die jeder nutzen konnte, wie er wollte, ja sie waren nicht einmal scharf abgegrenzt, wie schon die oft wiederkehrende Bezeichnung eines Waldes und Berges als Gemeinde- oder Gaugrenze hinlänglich beweist.[7]) Gemeindebedürfnisse in unserm modernen Sinne gab es eben in jener ältesten Zeit noch nicht; was jene Gemeinden bedurften, das war zunächst eine Ordnung in Besitz und Bewirthschaftung des spärlichen Fruchtlandes, wie dieselbe bei dorfweiser Ansiedelung durch die feldgemeinschaftlichen Bestimmungen und durch die Ausführung des Flurzwanges erzielt wurde, bei Hofsystem aber mit der definitiven Landvertheilung sich von selbst machte; dann aber war es das Bedürfniß nach einer vermehrten Volkszahl, welche mit einem größern Erfolge den Kampf gegen die übermächtige Natur aufzunehmen vermochte und damit die wirthschaftliche und sociale Sicherung der Gemeinde begründen half. An einer geregelten Benutzung des weit sich dehnenden unerforschten Gemeinlandes hatte die Gemeinde kein Interesse, in einer Zeit, in welcher Wald und Weide nicht nur mit Recht als unerschöpflich galten, sondern

ihre Fülle geradezu als Culturhinderniß angesehen werden mußte.

Es erklärt sich nur daraus zur Genüge die ungemeine Leichtigkeit, mit welcher in ältester Zeit zu Privatzwecken über Gemeinland verfügt werden konnte; die Markgenossen hatten nicht blos unbeschränkte Nutzungsrechte, sondern auch unbedingte Befugniß zur Rodung in der Mark; ja selbst Vergabungen aus der Mark, diese freilich mit Zustimmung der Genossen, gehörten nicht zu den Seltenheiten und zeugen für die weitgehende Eigenberechtigung des Einzelnen an dem Gemeinlande.[8]) Das ist nun natürlich alles in späterer Zeit anders geworden, als die Nutzung der Mark werthvoller, das Bedürfniß größer, die unerschöpfliche Wildniß lichter geworden war, und sicher ist es in Gegenden mit ursprünglicher Dorfanlage früher Bedürfniß geworden, eine Ordnung der Marknutzung einzuführen, als bei hofmäßiger Ansiedelung, wo jeder den nöthigen Marknutzen in nächster Nähe seines Hofes, auf den die einzelnen Höfe trennenden Markgründen fand und auch Wald und Alpweide viel häufiger in Privateigenthum übergegangen war; aber in der ersten Zeit konnten diese weiten Markgründe als ein rechter Rückhalt angesehen werden für spätere Ansiedler, für eine anwachsende Bevölkerung und für die allmählich entstehenden und sich vermehrenden Gemeindebedürfnisse. Sie waren gleichsam das Kapital, welches die Vorältern ihren Nachkommen aus dem Reichthum der ihnen zu Gebote stehenden Güter aufsparten, mit dem dann freilich diese oft allzu leicht gewirthschaftet haben.

Es gemahnt dieses Bild, welches sich uns aus den einzelnen Zügen unserer ältesten heimischen Denkmäler zusammensetzt und durch die eigenartige Macht der Gebirgsnatur gleichsam aufgezwungen wird, in lebhafter Weise an ganz ähnliche Colonisationsvorgänge, wie sie uns von Island

bekannt geworden sind. Auch hier erfolgte die Ansiedelung durch größere Züge von skandinavischen Auswanderern unter ihren Führern und angesehenen Familienhäuptern; auch hier nahmen diese meist sehr ausgedehnte Strecken Landes für sich in Besitz, um wieder ihrerseits an eine möglichst große Anzahl von befreundeten oder abhängigen Leuten davon abzugeben, oder um ihren Familien gleich von Anfang an die Möglichkeit weiterer Ausbreitung und Vermehrung zu schaffen; auch hier war endlich der spätern Heranziehung von Neuland zu dem ersten Besitzthum keine andere Schranke gezogen, als sie die bereits erfolgte Besitznahme anderer setzte. Und es hängt das unverkennbar mit dem sehr ausgebildeten Hofsystem zusammen, nach welchem die Besiedelung von Island vor sich ging, sodaß weder Feldgemeinschaft noch überhaupt eine gemeine Mark die einzelnen Höfe wirthschaftlich miteinander verband.

Wie nun in den Alpen die Einzelnen innerhalb des genossenschaftlich occupirten Landes anbauten, und in welcher Weise ihnen Grundbesitz zugetheilt wurde, das enthüllen uns weder Urkunden noch andere gleichzeitige Aufzeichnungen, und wir werden wol überhaupt darauf verzichten müssen, aus diesen Quellen allein zu schöpfen, wenn wir eine klare Anschauung über die älteste Ordnung der agrarischen Verhältnisse unserer Vorfahren in den Alpen gewinnen wollen. Zwar, daß auch hier bei der definitiven Landvertheilung ein normales Maß für das Familiengut bestand, ist ziemlich unzweifelhaft; aber es muß dahingestellt bleiben, ob die ursprüngliche Einheit die Hufe war, oder der (bairische) Hof, eine Doppelhufe von mindestens 50—60, aber auch mehr Juchart, wie denn insbesondere auch in den Alpen Hufen zu 36 Juchart häufig wiederkehren. Wir finden jedoch die Hufe

im Gebirge ebenso an Orten, wo heutzutage Dörfer stehen, als auch insbesondere auf den Bergen[9]) als die regelmäßige Gutsbezeichnung, und können demnach wol auch annehmen, daß sie die Einheit der zum Hofe eines vollberechtigten Genossen gehörigen Grundstücke bezeichnete.

Ein solcher Hof enthielt immer die Wohnstatt nebst Hofraum, zusammen auch Hofstatt genannt, und die nöthigen Feldungen, meistens auch einen Obst- und Gemüsegarten bei dem Hause. Wiesen scheinen bei der ursprünglichen Landvertheilung nicht ausgeschieden worden zu sein, was sich ebensowol aus dem Vorhandensein eines weiten, reichlichen Grasnutzen gewährenden Gemeindelandes erklären läßt, als auch aus dem herrschenden System einer wilden Feldgraswirthschaft, welche ja jedes Feld für längere oder kürzere Zeit zwischen der Bestellung als Grasland liegen ließ. Dagegen gehörte wol zu jeder Hufe in der Regel ein bestimmter Grasnutzen von den natürlichen Wiesen der Gemeinde, der nach Heufuhren bemessen wurde. An Stelle dieser gleichzeitigen gemeinschaftlichen Benutzung einer Gemeinwiese trat dann wol vielerorten eine ausschließliche der einzelnen Berechtigten im Wechsel der Jahre oder endlich eine definitive Zutheilung zu den berechtigten Höfen, wobei wie bei aller Vertheilung von Gemeinland das Los Anwendung fand. In allen diesen Formen der Wiesenbenutzung ist unverkennbar ihre Eigenschaft als altes Gemeinland ausgesprochen und die gänzlich verschiedene wirthschaftliche Beurtheilung derselben im Vergleich zum Ackerlande, welche eben auf das herrschende Wirthschaftssystem zurückgeführt werden muß.[10])

Eigene Waldtheile und Alpen waren oft wiederkehrende, aber doch sicher nicht wesentliche Bestandtheile der Hufe des vollberechtigten Genossen; dagegen gehörte zu derselben allerdings das Recht der freien Nutzung des Gemeinwaldes für Holz und Weide; die Benutzung der Gemeinalpen dagegen

war schon frühzeitig ähnlich wie bei den Wiesen geregelt, das Maß der Berechtigung des Einzelnen an denselben nach seinem Viehstande bestimmt und als „Grasrechte", besonders „Kuhgräser" bezeichnet. Werthvoll war eben eigener Wald und eigene Alpe im allgemeinen nur da, wo die Markgründe knapp bemessen und demnach eine stetige Verkümmerung der Nutzungsrechte des Einzelnen besorgt werden mußte; ist das nun auch, wie es scheint, mit einigen Ansiedelungen in den Alpen der Fall gewesen, wie wir ja sogar vereinzelten Bauernschaften begegnen, bei denen sich bis in ihre früheste Geschichte hinauf gar kein Gemeinland nachweisen läßt, so bildeten diese doch gewiß die Ausnahme; in der Hauptsache genügte sicherlich der Marknutzen den wirthschaftlichen Bedürfnissen der Genossen; und nur größere Grundbesitzer, welche ausgedehntere Wohnungen und Wirthschaftsbedürfnisse hatten, großen Viehstand hielten und vielleicht auch schon mit Boden- und Viehzuchtproducten einigen Handel trieben, eigneten sich frühzeitig Wald und Alpe zu ihrem Hofe; denn sie mußten ebenso sehr auf eigenen Holz- und Waldstreubezug wie auf eine eigene Sommerstation für ihr Vieh Werth legen, wo nicht das Maß der Berechtigung die Grenze für die mögliche Ausdehnung ihres Wirthschaftsbetriebes bildete und jede Vermehrung der Nutzungsberechtigten in der Mark eine entsprechende Verminderung im freien Markgenusse des Einzelnen hervorrufen mußte.

Es ist aber gewiß ein nicht zu verkennender Fingerzeig für die Beurtheilung der Ansiedelungsweise, daß wir so oft Hufen und ganze Güter auf den Bergen in dem Schatze ältester heimischer Urkunden verzeichnet finden; wie aber diese Thatsache als ausdrücklicher Beweis für hofmäßige Ansiedelung gelten kann, so spricht auch das genugsam beglaubigte häufige Vorkommen arrondirter Hufen mindestens ebenso sehr dafür, daß im Gebirge von Anfang an der Einzelhof

heimisch war, ja sich hier sogar mit einem gewissen Uebergewichte über das geschlossene Zusammenwohnen behauptete, von welchem in unsern Quellen für die älteste Zeit nur wenige undeutliche Spuren zu entdecken sind. Denn es liegt nahe, warum eine dorfmäßige Niederlassung mit einer irgend namhaften Arrondirung des Grundbesitzes einzelner Genossen sich nicht vereinigen läßt. Die mit einer arrondirten Hufe Betheilten wären ja in unbegreiflicher Weise begünstigt gewesen gegenüber jenen, welche sich die Anweisung von Land in den einzelnen Eschen der Dorffeldmark hätten gefallen lassen müssen; darum ist ja auch für die ältern Zeiten wenigstens der Begriff des Dorfes nicht zu trennen von dem der Feldgemeinschaft und des Flurzwanges, während jedes sich arrondirende Gut einen Riß in diese alte Wirthschaftsgemeinschaft des Dorfes machte und also auch ursprüngliche Arrondirung eine solche gar nicht aufkommen ließ.

Aber selbst wenn uns die Urkunden gar keinen Aufschluß über die alten Formen der Ansiedelung böten, so würde uns doch schon die Natur der Hochalpen belehren, daß hier eine Dorffeldmark in der Weise, wie sie in der Ebene regelmäßig auftritt, nur gebildet werden konnte in den wenigen breiten Hauptthälern und auf den Hochplateaux, welche in einigen Gegenden unserer Alpen in beträchtlicher Ausdehnung sich entfalten und einer größern zusammenhängenden Ansiedelung Raum boten. Nur hier war es überhaupt möglich, die ganze Feldmark in eine Anzahl von Eschen zu zerlegen und jedem Vollgenossen in jedem Esch seinen Antheil zuzuweisen, was doch überall, wo es geschah, mit einer gewissen Regelmäßigkeit und Gleichförmigkeit vorgenommen wurde, die sich im Gebirge zumeist gar nicht erreichen ließ. Alle die zahlreichen Dörfer, welchen wir jetzt in engern Thälern oder an Berglehnen angebaut begegnen, entbehren einer solchen Flurverfassung, wie sie mit reinem Dorfsystem regelmäßig auf-

tritt; es herrscht im ganzen ein gemischtes System der Feldvertheilung mit ganz oder theilweise arrondirten Gütern und unregelmäßig durcheinander liegenden Feldungen. Diese Flurverfassung aber stellt sich allenthalben als Resultat einer spätern Entwickelung dar, und ist mit einer ursprünglich dorfmäßigen Ansiedelung, bei der die Gleichmäßigkeit der Antheile nach Größe und Lage ein charakteristisches Merkmal bildet, absolut unverträglich.

Von den Hauptthälern aber, deren breite Sohle Raum zu dorfmäßiger Ansiedelung bieten konnte, wissen wir, daß die Feldmarken ihrer Dörfer der Hauptsache nach erst in späterer Zeit gebildet wurden, und zwar meist unter Einflüssen, die von den Bestimmungsgründen erster Ansiedelungen freier Genossen weit abliegen. Es erheischt die Darlegung dieser Entwickelung ein tieferes Eindringen in die mittelalterliche Agrargeschichte, weil wir hier in der Gegenwart eine Hauptstätte eines ausgebildeten Dorfsystems zu erblicken haben, und weil aus dem Nachweise ihrer spätern Ausbildung ein Rückschluß auf frühere Zustände nicht blos in den Hauptthälern selbst, sondern überhaupt in dem von uns betrachteten Alpengebiete möglich wird, dessen wir bei der Dürftigkeit positiver Nachrichten über jene frühesten Zeiten nur zu sehr bedürfen.

So kann denn nur auf den Hochplateaux der Mittelgebirge mit einiger Wahrscheinlichkeit eine ursprüngliche Feldgemeinschaft mit dorfmäßiger Gestaltung der Wohnplätze angenommen werden, wenn es schon auch hier nicht zweifelhaft ist, daß manche der gegenwärtigen Dörfer in verhältnißmäßig später Zeit sich bildeten und als eigentliche Colonendörfer, die von einem Herrenhofe aus angelegt wurden, der später darzulegenden Entwickelung angehören. Und selbst wo ein solcher Nachweis nicht geliefert werden kann, ist es doch nicht minder charakteristisch für die Schwäche des ur-

sprünglichen Dorfsystems in den Alpen, daß schon frühzeitig selbst in solchen Dörfern, bei welchen alle Bedingungen der Ursprünglichkeit gegeben sind, zahlreich getheilte Hufen sich finden und damit mindestens ihr gegenwärtiger Bestand erst im Laufe der Zeit sich entwickelt zu haben scheint.

Wo aber aus natürlichen und historischen Gründen die ursprüngliche Feldgemeinschaft auf so enge Grenzen beschränkt bleiben mußte, da wird auch die Thatsache eines uralten weitverbreiteten Hofsystems, das bei der definitiven Besiedelung des Landes sicherlich die Regel bildete, nicht befremden. Und nicht blos die Unwahrscheinlichkeit, ja Unmöglichkeit einer durchgreifenden Feldgemeinschaft führt zu diesem Ergebnisse; auch eine Reihe positiver Anhaltspunkte sind hierfür gegeben.

Es zählen hierher nicht blos die patronymischen und jene Dorf- und Thalnamen, deren ursprüngliche Bedeutung das Vorhandensein eines Dorfes schon bei der Namengebung vollkommen ausschließt; noch viel mehr sind es die Bezeichnungen der Höfe selbst und die Verhältnisse, unter welchen sie zuerst in der Geschichte der Landescultur auftreten, welche uns zu der Annahme eines weitverbreiteten ursprünglichen Hofsystems drängen. Ist es in dieser Beziehung schon bemerkenswerth, wenn der Hof einen ihm ausschließlich zukommenden Ortsnamen trägt, so wird dagegen die darin gelegene Individualisirung noch verstärkt sich aussprechen in solchen Hofnamen, welche von einer bestimmten charakteristischen Oertlichkeit hergenommen sind, die der Natur der Sache nach nicht wohl in einem Dorfe sich finden kann. Es ist eben dann, neben der mit dem einheitlichen Charakter einer bestimmten Oertlichkeit zusammentreffenden Einheit und Geschlossenheit des Hofgutes auch zugleich eine gewisse Abgelegenheit desselben ausgesprochen. Hofnamen solcher Art bilden aber in unsern Alpen bei weitem die Regel, während andererseits die im Gebirge — im

Gegensatz zu der bairischen Ebene — seltene Bezeichnung des Einzelhofs als „Einöde“ vielleicht geradezu auf später entstandene, durch Ausbau aus dem Dorf in das Oedland der Gemeinde gebildete Höfe hinweist. An seine Stelle tritt hier der „Bergmann“ im Gegensatz zum „Ebenmann“, den wir im Zweifel für einen Einzelhofbesitzer nehmen können, und in Orten mit einem gemischten System der „Außenmann“ oder „Sonderfeldter“, während meistens die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Einzelhofes zugleich auch zur nähern Bezeichnung des Hofes dienen, und damit ganz besonders deutlich das Auftreten des Hofsystems im frühesten Mittelalter erkennen lassen.

Alles, was zum Einzelhof gehört, Haus und Hofstatt, Felder und Wälder, Wiese und Weide ist mit einem Gutszaun umfriedet; derselbe dient nicht blos oft als Bezeichnung des Hofgutes selbst, sondern zeigt auch zugleich die Grenze der genossenschaftlichen Berechtigung auf gegenseitige Brach- und Stoppelweide, Trieb und Tratt, ja nicht selten sogar die Grenze der Gemeinde selbst an. Der Einzelhof hat vollste Verfügungsfreiheit innerhalb seiner Zäune (Etter, Gatter), aber nur sehr beschränkte Berechtigung am Gemeinlande der Dorfschaft; und oft genug kehrt der Hinweis auf das unvordenkliche Alter dieser Festsetzung wieder und schließt damit die Annahme eines später erst erfolgten Ausbaues aus dem Dorfe aus.

Auch die fast nicht mehr zu bezweifelnde Form der ältesten Bewirthschaftung war in den Alpen wenigstens sicherlich Ursache und Wirkung eines ursprünglich weitverbreiteten Hofsystems. Eine wilde Feldgraswirthschaft, anfänglich immer mit Brenncultur verbunden, wie sie ebenso durch die Natur des Landes vorgezeichnet, als von den eingewanderten Colonisten mitgebracht wurde, hätte die Fesseln der Feldgemeinschaft und des Flurzwanges nicht ertragen, ihre sonst ge-

währten Vortheile nicht genießen können; bei der großen Zerrissenheit der unmittelbar culturfähigen Gründe durch eine Reihe gewaltiger natürlicher Hindernisse und unfruchtbarer Strecken mußten die Ansiedler, angewiesen auf die karg zugemessenen Stellen eines guten und zugänglichen Fruchtbodens zur Vereinzelung gleichsam gezwungen werden, und konnten sich ökonomisch nur durch beständigen Wechsel des Getreidelandes und ununterbrochene Cultivirungsarbeit halten; ihre vorherrschende Viehzucht zwang sie überdies auch ein starkes Uebergewicht der Grasjahre über die Körnerjahre in ihrem Wirthschaftsturnus eintreten zu lassen.

Die Weisthümer des deutschen Alpenlandes, welche uns über diese Verhältnisse die besten Aufschlüsse zu geben vermögen, wenn sie gleich, wenigstens in der Fassung, in welcher sie uns vorliegen, aus verhältnißmäßig später Zeit stammen, belehren uns doch auch einigermaßen über das Alter dieser Zustände. Wir können in dieser Beziehung in merklicher Weise zwischen den Weisthümern der Berg- und der Thalgemeinden unterscheiden. Diese enthalten feldgemeinschaftliche, jene nur markgemeinschaftliche Bestimmungen; bei diesen werden die Sonderrechte der Einzelhöfe festgestellt, bei jenen die gemeinen Rechte derselben ausgesprochen; diese zeichnen sich durch ihren reichen wirthschaftlichen Inhalt, jene durch ihre Dürftigkeit an solchen Bestimmungen aus, während sie Familien-, Standes- und Strafrecht reicher entwickelt haben. Und über alles dieses sind die Weisthümer der Berggemeinden ungleich selbständiger, die der Thalgemeinden viel abhängiger von jenen andern benachbarten Gemeinden; und so weisen diese Ordnungen der Berggemeinden fast durchgängig auf ein viel höheres Alter zurück, während nicht selten dieser Altersvorrang geradezu zum Ausdrucke gelangt.

So können wir die älteste Periode germanischer Cultur in den Alpen auffassen als eine Zeit der ausgeprägtesten wirthschaftlichen Isolirung und des extensivsten Betriebes der Landwirthschaft wie der Viehzucht. Die Bewohner waren zumeist auf einzelnen Höfen, die weit auseinander lagen, auf sich selbst angewiesen; die eigene Wirthschaft und das eigene Haus mußte den ganzen Bedarf decken, an Nahrungsmitteln ebenso wie an den wenigen Gewerbserzeugnissen und dem Productionsaufwand, welchen Feld und Vieh verlangten.

Zwischen den zusammenhängenden Hofländereien dehnte sich oft weites Gemeinland aus, wilder Fruchtboden oder unfruchtbares Land, und trieb so in Verbindung mit den lockenden Alpentriften den Hofbau bis in die höchsten überhaupt cultivirbaren Höhen hinauf.

Mit ihm war selbstverständlich auch der Getreidebau bis an die äußersten Culturgrenzen gewiesen, da der geringe Verkehr und die Kapitalarmuth keine Productionstheilung zuließen und derselbe schon wegen der Alpenwirthschaft nothwendig war. Roggen, „die schwerverdauliche Frucht des Gebirges", bildete neben der Gerste die vornehmlichste Getreidesorte. Da Getreide wenigstens in der ältesten Zeit vor dem allgemeinen Umsichgreifen der Grundherrschaften nur für den Eigenbedarf gebaut wurde, und derselbe bei dem reichen Consum von Viehzuchtsproducten nicht viel erforderte, so konnte eine Feldgraswirthschaft mit bedeutendem Uebergewichte der Grasjahre geführt werden, welche auch schon wegen der fortwährend nothwendigen Cultivirungsarbeit nothwendig, und auch nothwendig eine wilde war; denn schlagmäßig kann sie erst betrieben werden, wenn der äußerste Zwang der Natur einmal überwunden, einiges Kapital gesammelt ist und der Verkehr sich zu entwickeln begonnen hat.

Auch für das Gebirge haben wir also an eine älteste

Bewirthschaftungsweise zu denken, wie sie schon Tacitus von den Germanen im allgemeinen schildert; auch hier wechselten sie jährlich mit den Saatfeldern, wenngleich die Motivirung des Tacitus nicht zutrifft, daß sie das wegen Ueberfluß des artbaren Landes durchzuführen vermochten. Aber jene älteste Zeit war in hohem Grade bedürfnißlos, die vorherrschende Nahrung bestand in Viehzuchtsproducten, besonders Käse; und der jungfräuliche Boden, dem noch dazu vielfach durch die Brenncultur wenigstens vorübergehend reiche Aschenbestandtheile zugesetzt wurden, konnte um so leichter reiche Früchte tragen, als ihn rings ein tiefer Wald schützend umgab und im ganzen ein wohltemperirtes gleichförmiges Klima auf den Höhen herrschte. Die Familie konnte also wol auf viel kleinerm Areal ihren ganzen Getreidebedarf gewinnen als später, so lange wenigstens, als nicht durch erhebliche Fortschritte und intensivere Cultur wieder andere Ursachen günstig auf eine Ersparung an Ackerland hinzuwirken vermochten. Auf diese Weise verträgt sich dann auch mit dieser Art des Wohnens und Wirthschaftens eine ganz erhebliche Volkszahl, über welche wir freilich nicht einmal Vermuthungen auszusprechen vermögen.

Das Vorhandensein von Urdörfern wird damit nicht bestritten, sondern nur in sehr enge Grenzen gewiesen. Es läßt sich für dieselben aber auch kein anderer Beweis erbringen als der, daß von manchen Dörfern des Mittelgebirges und von einigen der größern Thäler eine spätere Zeit ihrer Entstehung oder eine Entwickelung aus dem Hofsysteme nicht nachgewiesen werden kann, während im großen Ganzen eine solche Gründung oder Entwickelung allerdings als wahrscheinlich gelten darf, wie das die folgenden Ausführungen zu zeigen versuchen.

Was dagegen auch im Gebirge überall auftritt und bis in die ältesten Zeiten verfolgt werden kann, das ist die fort-

währende genossenschaftliche Verbindung, die sich um die Bevölkerung und um ihre Besitzungen schlingt. Zumeist im Anfange der historischen Zeit wird es die freie Genossenschaft der Sippe und des Geschlechts, daneben die Genossenschaft des Grundherrn mit seinen Colonen gewesen sein, welche die Ansiedler schon aus ihrer frühern Heimat mitgebracht hatten und auch in ihrer neuen Heimat forterhielten. Dann aber, als der Zusammenhang der Sippe und der Waffengemeinschaft immer mehr sich verdunkelte, ist auch hier gewiß jener Uebergang aus dem persönlichen in das dingliche Genossenschaftsprincip vor sich gegangen, den wir allenthalben in der Geschichte der deutschen Rechtsbildung zu erkennen vermögen.

Bei der genossenschaftlichen Landnahme ward das Gemeinland zunächst negativ begründet; was im occupirten Gau nicht dem Einzelnen zugetheilt wurde, das gehörte Allen.[11]) Die Grenzen dieses Gebietes wurden wol auch eigens gesteckt; zumeist aber waren es in der ersten Zeit natürliche, Flüsse und Bäche, Gebirgsrücken und Joche, Wald und Wildniß. Die Zugänglichkeit begründete dabei nicht selten die rechtliche Ausdehnung des Genossenlandes. Charakteristisch ist in dieser Beziehung die noch jetzt häufig auftretende Thatsache, daß Thalgemeinden, welche nach Süden ansteigen, in deren Hintergrunde also die Gebirge ihre wilden nordwärts schauenden Formen zeigen, nicht bis auf die Spitzen der Berge hinaufreichen, während die jenseitige nach Norden ansteigende Gemeinde über das Joch hinüber sich erstreckt und die fetten Alpentriften in Besitz genommen hat, welche nach der natürlichen Gliederung des Bodens zur nördlich gelegenen Gemeinde gehören würden, nicht aber von hier aus, sondern nur von den milden Formen der südlichen Gebirgsabhänge aus bequem erreicht werden konnten. So mancher Zug, der dieses Bild ältester Zustände unserer Landescultur vervoll-

ständigen kann, wird sich wol im Folgenden in anderm Zusammenhange ergeben; mancher freilich wird, noch unerforscht und unerkannt, des Entdeckers harren; aber sowie es sich uns darstellt aus einer ungetrübten Naturauffassung und einer ruhigen Würdigung all der Zeugnisse, welche noch sprechen von unserer Ahnen Haus und Hof, die sie besaßen, von ihrem Feld und Wald, die sie nutzten, und von aller Lust und allem Leid, die sie darauf empfanden, ist das Bild doch von einer überraschenden Aehnlichkeit mit jenen, welche hervorragende Entdecker in andern Gebirgsgegenden von uralter germanischer Cultur aus den Urkunden und Denkmälern, besonders aber auch aus dem unerschöpflichen Born unmittelbarster Anschauung hervorgezaubert haben.[12])

II.

Die erste Bewegung kam in diese Verhältnisse durch die Ausbildung der großen Grundherrschaften. Nicht als ob diese überhaupt erst in späterer Zeit entstanden wären; schon in ältester Zeit und zugleich mit der definitiven Besiedelung der Alpen tritt ein großer Grundbesitz in den Händen Einzelner auf; die weiten Landstriche und zahlreichen Güter, welche die Fürsten und die Großen des Volks sich von Anfang an vorbehielten, die Antheile, welche sie innerhalb der Gemarkungen der einzelnen Genossenschaften anzusprechen hatten, bildeten ebenso wie die weitläufigen Ansiedelungen der Geschlechter selbst eine Reihe von Keimen, aus welchen sich im Laufe der Zeit die großen Grundherrschaften entwickeln konnten.[13]) Auch bilden die alten großen Grundherrschaften im Anfange der Colonisation nicht einen bestimmten Gegensatz zu der im allgemeinen üblichen Art des Wohnens, sodaß etwa gegenüber dem ursprünglichen Hofsystem die später

herrschende Dorfverfassung in ihnen schon vorgebildet gewesen oder umgekehrt durch sie der Anstoß zu einer das Dorf preisgebenden Vereinzelung der Gutskörper gegeben worden wäre; vielfach zwar, und besonders im Gebirge, haben die Führer der einwandernden Bevölkerung zusammenhängenden Grundbesitz occupirt und damit einen Einzelhof von sehr beträchtlicher Größe begründet, aus dem sich im Laufe der Zeit ebenso gut ein Dorf wie eine Reihe von Einzelhöfen entwickeln konnte; aber auch eine ursprüngliche Stellung im Dorfe war für die große Grundherrschaft durchaus nicht ausgeschlossen und damit Grundbesitz im Gemenge, welchen die Fürsten und Führer des Volks besonders in jenen Dörfern zugetheilt erhielten oder bald erwarben, deren Gemarkung sehr groß und deren Lage zu den gewöhnlichen Straßen des Verkehrs eine günstige war.

Aber nicht blos die Größe und Beschaffenheit ihres Grundbesitzes war ein Keim zu späterer einflußreicher Gestaltung der Grundherrschaften auf die genossenschaftlichen Verhältnisse; auch die sonstige wirthschaftliche Ueberlegenheit trug das Ihrige dazu bei; und wenn irgendein Einfluß derselben auf die ursprüngliche Weise der Ansiedelungen angenommen werden kann, so war es sicher der, daß die großen Grundherren von Anfang an leichter an die Gründung von Dörfern schreiten konnten, als dies bei den freien Geschlechtergenossenschaften der Fall war.

Die Großen des Volks brachten eben sicher schon bei der ersten Ansiedelung im Gebirge ihre Colonen und Sklaven mit und waren damit in den Stand gesetzt, nicht blos ihren ausgedehnten Grundbesitz auch verhältnißmäßig vollkommen zu bewirthschaften, sondern auch vorzugsweise intensiven Cultivirungsunternehmungen sich zuzuwenden; sie verfügten eben über fremde Arbeitskraft, welche sie in wohlorganisirter Weise

zur Ueberwindung großartiger natürlicher Hindernisse, zu schwieriger, oft auch gefährlicher Urbarung verwenden, und wenn es noththat, verbrauchen konnten. Darum bauten sich auch die Vornehmen des Volkes so gern an den Hängen der Hauptthäler an, zu ihren Füßen das Colonendorf setzend, weil ihnen hier reiche, lohnende Culturarbeit in Aussicht stand, die ihnen noch dazu niemand streitig machen konnte, der nicht gleich ihnen mit vielem dienstbaren Volke einhergezogen kam. Und wie leicht mußte es sein, zu den mitgebrachten neue Colonen zu gewinnen, in einer Gegend lockender, als all die hochgelegenen mühsam und doch undankbar zu bebauenden Grundstücke der Bergabhänge, und in einer Zeit, in der so mancher, der voll froher Hoffnung auf eine sichere Existenz sich dem Einwanderungszuge angeschlossen hatte, doch enttäuscht dastehen mochte, und nun genöthigt war, unter dem ökonomischen und socialen Schutze Mächtiger sein Heil zu suchen.

Stärker nun aber mußte sofort diese natürliche Attractionskraft wirken, als die Besiedelungsvorgänge im allgemeinen abgeschlossen und eine, wenn auch lose Besitzergreifung alles Grundes und Bodens erfolgt war. Die Welt war nun vertheilt, und jeder später Kommende mußte sich in der bestehenden Ordnung zurechtfinden, wie die ersten Betheiligten an der Besiedelung sie geschaffen hatten.

Zwar, es gab noch sehr viel unvertheiltes, unbebautes, ja fast ungekanntes Land; aber schon berührten sich fast allenthalben, wenn auch nicht scharf, die Grenzen des markgenossenschaftlichen Eigenthums, und was etwa noch unoccupirt dazwischenlag, das nahm bald der König oder der Landesherr kraft höhern Rechtes in Besitz und unterwarf es seiner eigenen Ordnung, die immer mehr in greifbaren Bestimmungen sich abklärte und immer besser durch landesherrliche Beamte gehandhabt wurde. Die großen Bannforste

begannen sich zu entwickeln und machten der Rodung und beliebigen Ansiedelung im Walde ein rasches Ende.

Auch die Ordnung des markgenossenschaftlichen Verbandes, hervorgegangen aus dem persönlichen Verbande der Familie und der Sippe, wurde immer fester und bestimmter, schlug immer tiefere Wurzeln in den Boden, auf welchem die Genossenschaft sich dauernd angesiedelt hatte, und trug so das Ihrige bei, um die Schranken immer enger zu ziehen, in welchen der Einzelne seine Wirthschaft in freie, selbstgewählte Verbindung mit Grund und Boden zu setzen vermochte. Noch war Land im Ueberflusse vorhanden, um allgemein Rodung und Occupation in der Mark gestatten zu können; aber die Voraussetzung war Grundbesitz in der Mark; wol nach Maßgabe des bisherigen Hufenbesitzes durfte die Neuanlegung von Hufen auf dem gemeinen Marklande erfolgen. [14]) Was ursprünglich ein gleiches Recht der Genossen war, wurde mehr und mehr ein gleiches Recht der Hufen; über der wirthschaftlichen Bedeutung ging die persönliche Bedeutung des Genossenrechtes allmählich unter.

Schon darin lag eine natürliche und immer wachsende Begünstigung der größern Grundherren; aber auch nur sie, die über fremde Arbeit in ausgedehnterem Maße verfügten, konnten füglich von dem Rechte der Rodung einen ausgedehntern Gebrauch machen; der kleine Grundherr, wenn er einmal im Kampfe gegen Wald und Wildniß seine Hufe sich erobert hatte, war gar nicht in der Lage weiter zu roden; die Viehzucht sowol als der Körnerbau waren in ihrer Ausdehnung dem Bedürfnisse der Familie entsprechend bemessen und erforderten die ganze Leistungsfähigkeit der Familien; solange ihre wirthschaftliche Kraft nicht gesteigert, solange sie insbesondere nicht durch einige Kapitalbildung wirksamer gemacht werden konnte, war auch an eine Erweiterung des Bedürfnißkreises, an eine Steigerung und Veredlung des

Lebensgenusses, ebenso wenig aber auch in jener Zeit an einen Tauschverkehr zu denken, der Anreiz zu höher gesteigerter Production gegeben hätte; und das Recht der Rodung blieb so lange werthlos für den kleinen Grundbesitzer, solange er in dieser wirthschaftlichen Isolirung verharrte.

Erst mit Ausdehnung seiner Familie kam auch er in die Mark, um Land für nachgeborene Söhne, oder in das Haus aufgenommene Verwandte; aber nicht lange dauerte diese Verbindung. Die neubegründeten Wirthschaften wurden selbständig und vergrößerten nicht die Grundherrschaft des ursprünglichen Familienhauptes, sondern höchstens die ökonomische Bedeutung der Gemeinde.

So mußte es denn kommen, daß sich die Grundherrschaft nicht blos auf dem abgeschlossenen Gebiete der Grundherren immer mehr festigte, und von hier aus immer weitere Kreise zog, sondern daß auch innerhalb der Genossenschaft oft ein Herr an die Spitze trat, und daraus allmählich eine Grundherrschaft machte; sei es nun, daß von Anfang an das Haupt der Colonie durch größern Grundbesitz und dienstbare Leute ein solches Uebergewicht besaß, oder daß ein anderer, dem etwa auch in einer andern Genossenschaft Grundbesitz und Colonenarbeit zu Diensten war, im Laufe der Zeit eine solch herrschende Stellung sich zu erringen und den Löwenantheil an dem Rechte in der gemeinen Mark sich zuzueignen vermochte.

Neben den weltlichen Großen trat nun bald auch die Kirche mit großer colonisatorischer Kraft in die Bewegung ein. Mit der Ueberwindung der alten Religion der Germanen ging die Entstehung geistlicher Grundherrschaft Hand in Hand. Denn bei der hohen Bedeutung des Grundbesitzes für das ganze gesellschaftliche Leben war die Begründung

christlich-kirchlicher Einrichtungen nur auf der ökonomischen Basis des Grundeigenthums, und, da dieses im wesentlichen in markgenossenschaftlicher Verbindung war, innerhalb dieses Verbandes möglich.

Aber die Bildung geistlicher Grundherrschaften mußte im Anfange wenigstens vielfach andere Wege gehen, als die der weltlichen Großen. Ihre Kraft ruhte ja nicht, wie die der Fürsten und Führer des Volkes auf einer zahlreichen Gefolgschaft, nicht auf Colonen und Sklaven, welche sofort energisch nach einheitlichem Plane das jungfräuliche Land ihrer Herrschaft unterwerfen konnten. Sie brauchte vor allem Menschen, welche die idealen Güter anzunehmen geneigt waren, über welche sie verfügte, und als Gegenwerth ihre eigene Arbeit in den Dienst der Kirche stellten. Nicht mit weiten Strecken von Markland war ihr gedient, welche sie erst in mühevoller Arbeit zu fruchtbaren Gefilden hätte umwandeln müssen; sie verlangte vor allem nach besetzten Höfen, wo fremde Arbeit ihr die Güter dieses Lebens bereitete. Da der Grundbesitz der Kirche zugleich die kirchlichen Gebäude selbst tragen mußte, so war bei der Auswahl auch auf die bisherige Besiedelung der Gegend Rücksicht zu nehmen; nicht auf entlegenem Marklande, mitten im Dorfe oder im Centrum der Einzelhöfe, wo die größte Zugänglichkeit mit den regelmäßigen Versammlungsorten der Genossen zusammentraf, mußte der neuen Kirche ein Grundstück bereitet werden; im übrigen aber war sie mehr auf ökonomische Leistungen der Markgenossen als auf eigenen Grundbesitz angewiesen.

Nur wo, wie bei Gründung eines Klosters, Arbeitskraft von Anfang an genügend vorhanden war, konnte die Fundation mit Markgründen oder mit Theilen aus den landesfürstlichen Bannforsten erwünscht sein; auch wo geistliche Grundherrschaft für eine auswärtige kirchliche Anstalt be-

gründet wurde, die nun ihre Colonen auf den neuerworbenen Grundbesitz setzte, waren die Interessen ähnlich gelagert. Aber immer noch war die ökonomische Bedeutung der geistlichen Grundherrschaften erheblich geringer als die der weltlichen Großen; war doch ihre Macht, selbst wo sie schon einige Ausdehnung hatte, nicht so organisch herausgebildet, eine künstliche Schöpfung in einer fremden Welt, in der sie eben erst angefangen hatte, festen Fuß zu fassen, der sie aber noch nicht durch zahlreiche Wurzeln der Volksthümlichkeit innig verbunden war; und überdies stellte der zusammengebettelte Grundbesitz der Kirche, vielfach innerhalb der Mark und in mehrern Marken zerstreut, der festen Consolidirung, wie sie nur durch Arrondirung und Separation aus der Markgenossenschaft möglich, die größten Schwierigkeiten entgegen, welche erst im Laufe der Zeit und oft mit schwerem Bemühen überwunden werden konnten.

Wo daher die Gunst freigebiger Wohlthäter fehlte, wo die Kirche etwa nur den Bedürfnissen der Markgenossen ihre Fundation und Erhaltung verdankte, da blieb auch ihr ökonomischer Einfluß nicht selten auf das Maß eines gewöhnlichen Markgenossen beschränkt und ebenso der markgenossenschaftlichen Herrschaft unterworfen wie der Grundbesitz des einzelnen Hofbesitzers.

Wo aber die ökonomische Macht nach der doppelten Richtung des Grundbesitzes und der persönlichen Herrschaft über Colonen einmal eine gewisse Höhe erhalten hatte, da betraten auch die geistlichen Grundherren den gleichen Weg, den ihnen die weltlichen vorangeschritten waren; sie betheiligten sich in hervorragender Weise an den Rodungen im Marklande der Genossenschaften und in den aus landesfürstlicher Huld ihnen leicht geöffneten Bannforsten; Sumpf und Oedland bezwangen sie, und bald standen die geistlichen Grundherrschaften, voran die Stifte und Klöster, einheimische

wie fremde, an der Spitze der Fortschritte in Steigerung der Landescultur und im Kampfe gegen die noch immer weitragende Wildniß der Hochgebirgsthäler.

Sie bereiteten dadurch ihre ökonomische Selbständigkeit und sociale wie politische Emunität in ähnlicher Weise wie die weltlichen Grundherren in dem Maße vor, in welchem ihnen die Unterwerfung Freier unter ihre Grundherrschaft und die Arrondirung ihres Besitzes gelang. Und zum guten Theil wenigstens war diese ja schon gewonnen, sobald es ihnen gelungen war, eine Reihe von persönlichen Abhängigkeitsverhältnissen in derselben Gemarkung zu begründen, welche dann, indem sie alsbald auf Grund und Boden übertragen wurden, in ihrer Wirkung einer solchen Arrondirung der Grundherrschaft gleichkamen.

In mannichfacher Gestalt äußerten sich diese Entwickelungstendenzen der großen Grundherrschaften; aber das Ziel war immer das gleiche: Aufhebung der so sehr schwächenden wirthschaftlichen Isolirung, Organisation der Arbeit unter einheitlichem Herrschaftswillen zur Erreichung höherer wirthschaftlicher Ziele, besonders auch zur Bildung und Verwendung größerer Kapitalien; und auf dieser breiten ökonomischen Grundlage dann Befreiung von dem belästigenden socialen Zwange der Markgenossenschaft, sowie politische Emunität.

Diese Bestrebungen wurden nun von anderer Seite wesentlich gefördert durch die Wandlung, welche sich in dem Leben und den ökonomischen Zuständen der Freibauern vollzogen. Die Natur des Landes hatte der definitiven Ansiedelung mit großer Bestimmtheit das Hofsystem als Regel vorgezeichnet; die ökonomischen Interessen der Ansiedler lagen in derselben Richtung und die Reste einer ältern Cultur — rasenische und römische — mögen gleichfalls das Ihrige

dazu beigetragen haben. Die ökonomische Abgeschlossenheit, ja fast völlige Isolirung der Wirthschaft des Einzelhofbauern konnte anfänglich als unvermeidlich, den ersten Anforderungen entsprechend, ja fast als etwas Selbstverständliches gelten und hingenommen werden; gar bald ist sie aber doch ein nicht beneidenswerther Zustand geworden. Zwar mochte der Einzelhofbauer im Gebirge sicherer leben als vielleicht der Dörfler im Flachlande an der großen Heerstraße, nicht mit einer Hand den Pflug, mit der andern das Schwert zu führen genöthigt; aber doch bot ihm sein Hof nur eine schmale Basis der Existenz, die um so weniger zureichen wollte, je mehr die Bedürfnißmenge einer angewachsenen Bevölkerung stieg, ohne daß die Betriebsweisen verbessert oder auch nur die Wirthschaft ausgedehnt werden konnte.

Der leicht culturfähige Boden war bald vollständig besetzt; schwerere Culturarbeit vermochte der Einzelne nicht vorzunehmen, und die freie Genossenschaft der Hofbesitzer besaß weder Beruf noch Eignung, um für diese Aufgabe wirksam eintreten zu können. Das Wirthschaftssystem aber, welches die ersten Ansiedler betrieben, eine Art Brennwirthschaft oder wilde Feldgraswirthschaft mit anfänglicher Brenncultur [15]), erwies sich auf die Dauer weder nachhaltig noch besonders ökonomisch; bald waren die Stätten eines rationellen Getreidebaues bis zum Uebermaße erschöpft; die Egartenwirthschaft mit ihrem beständigen Wechsel des Ackerlandes trieb den Landwirth mit seinem Getreidebau auch auf die höhern Lagen, in welchen er Mühe hatte, das spät angebaute Korn noch zur Reife zu bringen. Und eine stetig zunehmende Ausdehnung der Körnerwirthschaft auf Kosten der Futtergewinnung, wie sie besonders für den Betrieb des Kleinbauern immer mehr charakteristisch hervortritt, war selbstverständlich ganz dazu angethan, um die Unergiebigkeit einer Wirthschaft zu erhöhen, welche je einfacher und planloser sie

war, einer desto allgemeinern Verbreitung und eines desto sicherern Bestandes sich erfreute.

Dazu kam nun noch, um das Maß der Uebel vollzumachen, die aus solcher ökonomischer Isolirung erwuchsen, daß die großen Grundherren selbst Hand an die ökonomische Existenz der kleinen Freibauern legten, ohne daß diese es vermochten, solcher Eingriffe in ihr ohnehin kümmerliches Dasein sich zu erwehren. Verkürzte doch der große Grundherr, der als Märker oft allein die Vortheile der gemeinen Mark auszunutzen vermochte, den übrigen Genossen in erheblicher Weise ihren Marknutzen; und wenn er nun, was nur zu oft geschah, seine wirthschaftliche und sociale Ueberlegenheit benutzend, anfing gewaltthätig von dem einen Brach- und Stoppelweide für sein Vieh zu begehren, und wenn er den andern zwang, Trieb und Tratt auf seinen Feldern zu dulden, wo konnte da der kleine Bauer Schutz und Hülfe finden, da die Genossenschaft, von der er allein sie fordern konnte, schon ganz oder nahezu vollständig ihre Freiheit eingebüßt hatte, und oft schon lange bevor die Grundherrschaft sie rechtlich absorbirte, factisch grundherrlich geworden war?

So bedrohte in der That auch die Gebirgsbauern gar manche Gefahr äußerer Feinde; auch seine persönliche und Vermögenssicherheit war, wenn auch in anderer Weise als die des Flachlandsbauern, nicht frei von Angriffen, und selten war er im Stande, sich ihrer gründlich zu erwehren. Wenn dann eine Unterwerfung unter den Herrschaftswillen eines Grundherrn sich noch dazugesellte, so war das oft mehr Erlösung als Unterdrückung. Nicht selten mochte der Bauer gern seine kümmerliche Freiheit aufgeben, um an ihrer Stelle eine behagliche Unfreiheit einzutauschen. Er, der nur ökonomische Interessen hatte, wollte vor allem diese gesichert verfolgen können; und das erreichte er durch die Unterwer-

fung unter den Grundherrn; eine gesicherte Hufe vor allem, die er friedlich bestellen, und deren Früchte er ruhig genießen konnte, wenn er pünktlich seinem Herrn den, nicht erheblichen, Grundzins abgetragen hatte; eine sichere und gute Marknutzung, die er im grundherrlichen Verbande finden konnte, wo die Herrschaft im eigenen Interesse ihren Colonen und Zinsleuten von ihren weiten Markgründen zu gemeinschaftlicher Nutzung einräumte. Aber noch mehr, der Grundherr verfügte auch über Culturland, das er zur Durchführung eines gesundern Wirthschaftssystms seinen Colonen und Zinsleuten zu ihrer Hufe hinzugeben konnte; eine solche Verstärkung ihrer Culturgründe besonders durch Wiesen, deren die Hofbauern am meisten entbehrten, konnte das Gesammterträgniß des Gutes bedeutend heben und gleichmäßig dem Bauer und dem Grundherrn zugute kommen. Und endlich trat der Grundherr für seine Zinsbauern noch in zweifacher Richtung ein, und befreite sie von einer doppelten Last, welche sie in den Zeiten der Freiheit zu tragen hatten: er nahm ihnen die Last der Heeresfolge ab, da sie nur als Freie heerbannpflichtig waren, und befreite sie von der Bürde sich mit öffentlichen Angelegenheiten außer dem Hoftaiding und einiger polizeilicher Beihülfe ferner befassen zu müssen; denn auch in dieser Richtung hatte die Freiheit in der Markgenossenschaft größere Ansprüche an sie gestellt.

Durch diesen großartigen Proceß der Entwickelung mächtiger Grundherrschaften wurden die ökonomischen Grundlagen des Volkslebens nicht blos empfindlich berührt, sondern von Grund aus umgestaltet.

An die Stelle der freien Arbeit der Grundbesitzer war die dienende Arbeit der Colonen und Hörigen getreten; aber mit dieser Unterordnung unter einen fremden Herrschafts-

willen waren ihr auch größere und höhere Ziele gesteckt; wo früher der Einzelne nur auf Erhaltung und Fortführung seiner eigenen kleinen Wirthschaft bedacht war, arbeitete er jetzt bewußt oder unbewußt, aber immer mit innerer Nothwendigkeit an der Erhaltung und Entwickelung einer ungleich größern Wirthschaft seines Grundherrn, von der seine eigene nur einen kleinen, wenn auch immer wichtigen Theil bildete.

An die Stelle einförmiger Betriebsweisen, dürftiger und eng begrenzter Mittel der Wirthschaft war jetzt große Mannichfaltigkeit und Reichthum der productiven Kräfte getreten, welche alle auf ein gemeinsames Ziel hingelenkt wurden. Gerade die größte Schwäche der ältesten Landwirthschaft, die Knappheit des stehenden, der fast gänzliche Mangel des Betriebskapitals wurde mehr und mehr überwunden, seit große Gutswirthschaften herrschend wurden, welche weit über das eigene Bedürfniß hinaus productionsfähig, die Nachhaltigkeit ihres Betriebes und eine steigende Intensität durch Ansammlung dauernd wirksamer Productivkräfte zu sichern vermochten.

Und endlich erwuchs in den Grundherren eine Klasse großer Unternehmer, welche mit organisatorischer Kraft Arbeit und Kapital für das gemeinsame Ziel einer weitausgreifenden Colonisation und einer tiefgehenden Verbesserung des ökonomischen und technischen Betriebes verbanden; welche durch höhere Bildung, mächtigen persönlichen Einfluß und die unwiderstehliche Macht der Institution die zahlreichen dienstbaren Kräfte zweckmäßig zu disponiren, ihre Anwendung zu leiten, ihre Ausnutzung zu überwachen im Stande waren; welche endlich Verlusten und Gefahren, wie sie bei Verfolgung oft schwieriger Ziele unvermeidlich waren, mit Erfolg die Spitze zu bieten und ein volles Risico ihrer neuen wirthschaftlichen Schöpfungen zu tragen vermochten, wie es der kleine Grundeigenthümer nie und nimmermehr übernehmen konnte.

Traten diese Veränderungen nun auch zunächst nur als Aenderungen des Besitzstandes und der persönlichen wie der dinglichen Rechtsverhältnisse der Landbesitzer auf; waren sie auch weder aus den Ansiedelungsverhältnissen hervorgegangen, noch auch zunächst auf ihre Veränderung gerichtet, so konnte es doch nicht fehlen, daß, wo die ökonomischen Grundlagen solche Veränderungen erfahren hatten, auch die ökonomischen Ergebnisse und die ganze äußere Erscheinung der Volkswirthschaft ihr Bild änderten.

Zuerst treten ökonomische Wirkungen des organisatorischen Princips, welches die Grundherrschaft charakterisirte, bei der Arbeit auf. In dem großen Gefüge grundherrschaftlicher Wirthschaft war weitgehende Arbeitstheilung möglich, und von ihr wurde denn auch sofort der umfassendste Gebrauch gemacht. Bei Rückübertragung aufgetragener Güter wie bei der Neuverleihung aus dem Grundcomplexe der Herrschaft wurde stets darauf bedächtige Rücksicht genommen; jedem Colonen wurden nach Maßgabe seiner Fähigkeiten und nach der Beschaffenheit des von ihm gebauten Gutes besondere persönliche Dienstleistungen, besondere Abgaben aufgelegt. Es waren theils landwirthschaftliche, theils gewerbliche Leistungen, nach welchen die persönlichen Verpflichtungen der Grundholden oder auch die dienstbaren Güter selbst benannt wurden; mancherlei waren auch die Dienste und Abgaben, welche die Pflichtigen für den unmittelbaren Hausbedarf und für die Zwecke der Leitung und Beaufsichtigung der ganzen Wirthschaft zu leisten hatten. Der eine hatte für Reinigung und Feuerung im Herrenhofe, für Küche und Keller ein anderer oder für Fuhrwerk und Botschaft zu sorgen; die Versorgung der Herrschaft mit den laufenden Bedürfnissen gewerblicher Erzeugnisse war auf die Güter der einzelnen Colonen vertheilt; in Garten, Feld und Wald hatten sie neben der Werklosung (Robot) noch je nach Vermögen be-

sondere Mitwirkung an der Wirthschaft des vom Haupthofe aus bebauten Gutes, am Sallande, zu leisten. In der Bezeichnung der pflichtigen Güter zeigt sich diese reichgegliederte Arbeitstheilung in lebendigem Bilde. Der eine hatte ein Feuerlehen, ein Kohlenlehen, ein Kammerlehen; ein Lauf- oder Botenlehen, ein Roß- und Wagenlehen der andere; wieder ein anderer trug ein Faßlehen, ein Fischlehen, Honig- und Wachslehen. So gab es ferner Hirtenlehen, Mahd- und Waldlehen, Kürschner- und Lederlehen, Schmied- und Zimmer- und Weblehen; Amtlehen und Probstlehen endlich und ähnliche in fast unerschöpflicher Anzahl.[16])

Es ist klar, daß die ganze Wirthschaft des Colonen damit eine gewisse Richtung erhalten mußte, wie denn die Grundherren es auch nicht unterließen, die allgemeine Feldwirthschaft ihrer Colonen zu beeinflussen, um einen intensivern Betrieb auf den hinausgethanen Ländereien ebenso gut als am Sallande selbst zu erzielen. Sie gaben besonders gern Wiesen aus ihrem Grundbesitze zu den Hufen ihrer Hörigen, wo diese nach der Weise des ältesten Landwirthschaftsbetriebes solche nicht gesondert besaßen, um den Uebergang zu einem ausgedehntern oder je nach Lage der Verhältnisse intensivern Getreidebau zu ermöglichen, oder um die Ausdehnung des Viehstandes zu erleichtern.[17]) Für die Colonen aber, welche früher sowol aus Gründen der landwirthschaftlichen Oekonomie als auch bei der alten Technik der wilden Feldgraswirthschaft separirte Wässerwiesen gar nicht nöthig hatten, ja kaum mit Erfolg hätten ausnützen können, bedeutete diese plötzliche Verschiebung ihrer ökonomischen Unterlage nicht selten geradezu ein Aufgeben des bisherigen Wirthschaftssystems. Wo aber die Grundherren Neuland in großer Ausdehnung auf einmal mit Colonen besetzten, da gaben sie nicht selten auch noch Gemeingründe dazu und zeigten ihnen so gleichsam eine eigene Feldmark

aus, ohne deshalb immer eine Feldgemeinschaft mit ihnen zu begründen.

Und ein Aehnliches mag auch da der Fall gewesen sein, wo die Grundherrschaft neue Hufengüter bildete aus vielen einzelnen zerstreut gelegenen Feldern und sonstigen Grundstücken, welche sie im Laufe der Zeit durch Kauf, Tausch, Schenkung oder Auftragung erworben hatte.[18]) Es machte sich da gleichsam von selbst, daß sie dazwischenliegendes, uncultivirtes Land den benachbarten Höfen zur Gemeinbenutzung überließ, wodurch sie nicht blos in vielen Fällen für die Colonen den Marknutzen vermehrte, sondern auch vielfach Anstoß zu einem neuen markgenossenschaftlichen Zusammenschlusse alter und neuer Höfe gab, wie er sich oft als Keim späterer Dorfbildung zeigt. Wo endlich der Herrenhof so groß war, daß den Colonen in größerer Anzahl Wohnung in demselben angewiesen werden konnte und das ganze Hofgut oder doch ein großer Theil desselben nun von hier aus bestellt wurde, da ist selbstverständlich der Einfluß, welcher von der Gutsherrschaft auf die Wirthschaft und die Betriebsweise des Colonen immer ausging, ein ungleich stärkerer gewesen, ja er gerieth hier in vollständige Abhängigkeit von der Herrschaft oder von dem leitenden Villicus und brauchte also nicht erst durch Veränderungen in seinem eigenen Gutsbestande dazu veranlaßt zu werden; hier war auch sofort mehr als ein bloßer Keim zu späterer Dorfbildung gegeben. Die Colonen erhielten ihre Wohnungen dorfmäßig benachbart und ihre Feldungen auch dorfmäßig von den Wohnungen entfernt und im Gemenge gelegen, es bedurfte hier nicht einmal der Ausscheidung einer gemeinen Weide; die Wirthschaft des Herrenhofes stand hier wol oft mit den Colonen in Feldgemeinschaft und theilte mit ihnen gleichen Trieb und Tratt, gleichen „Blumbesuch“ und gleiche Waldnutzung.[19]) So gewährten die Grundherren ihren Unterthanen als

Aequivalent für die hingegebene Freiheit nicht blos Schutz ihrer Existenz und ihrer Rechte gegen äußere Feinde; sie ließen dieselben auch theilnehmen an den ökonomischen Vortheilen und Wohlthaten der Organisation der Arbeit und der Vereinigung zahlreicher Productivkräfte zu größern nach einheitlichem Plane geleiteten, mit genügender Kapitalkraft ausgerüsteten Unternehmungen.

Und es ist in dieser Beziehung gleichgültig, ob die Colonen nach Pacht-, Erb- oder Lehnrecht oder, was auch vorkam, nach dem System des Theilbaues auf dem Gute saßen. Denn die ökonomische Wirkung der ganzen Umgestaltung der Grundbesitzverhältnisse trat in gleicher Weise auf, ob die rechtliche Verbindung des Wirthschafters mit dem Gute eine losere oder innigere war. Auch die Verschiedenheit des Wohnens in Dörfern oder Einzelhöfen ist zunächst für diese Entwickelung irrelevant gewesen. Wie Wiesenpacht und Latifundienbesitz, Zwergpacht und übermäßige Parcellirung des Grundbesitzes, wie selbst Arrondirung und feldgemeinschaftlicher Zusammenhalt gemengter Gründe bis zu einem gewissen Grade gleichartige wirthschaftliche Resultate ergeben, so ist auch bei aller Mannichfaltigkeit der Rechts- und Wirthschaftsverhältnisse der abhängig gewordenen Bauernbevölkerung doch das eine gemeinsame Ergebniß dieses Umwandlungsprocesses zu erkennen, daß fortan die Interessen der großen Grundherren für die Gestaltung der Wohnplätze, für die Ordnung des markgenossenschaftlichen Verbandes und für die Weise des landwirthschaftlichen Betriebes in hervorragendem Maße Einfluß gewonnen haben.

Schon darin war unverkennbar ein mächtiger Anstoß zur Dorfbildung gegeben. Die Arbeitstheilung verlangt ebenso sehr eine auch örtliche Vereinigung der Arbeiten, wie

sie dieselbe hervorzubringen bestrebt ist; und das Princip, die ökonomischen Interessen der Colonen mit denen der Grundherrschaft möglichst zu verknüpfen, mußte sich auch in dem Bemühen äußern, ihnen ökonomische Freiheit nur in einem Maße zu lassen, daß weder die Lust am eigenen Schaffen zerstört, noch die wirthschaftlichen Ziele der Herrschaft gefährdet wurden. Und eine solche Beschränkung individuellen Beliebens, die Durchführung eines bestimmten Wirthschaftssystems, an welches jeder auf die Dauer gebunden war, wurde in genossenschaftlichen Verhältnissen grundherrlicher Dorfmarken wesentlich erleichtert; aber auch den socialen und politischen Zielen der Grundherren mußte eine solche Umgestaltung der agrarischen Zustände besonders zusagen: denn die Freiheit in der Wirthschaft wäre der Keim zur Freiheit von dem Zwange mittelalterlicher ständischer Ordnung und eine Quelle eigener politischer Befugnisse für die Bauern geworden, welche doch die Grundherren für sich allein ansprechen zu müssen glaubten.

Dasjenige Verhältniß aber, welches am bedeutsamsten für die Entwickelung der Dörfer geworden ist, war die Hufentheilung.[20]) In der freien Markgenossenschaft wehrte nicht selten die Sitte dieser Theilung; die große Grundherrschaft aber, mochte sie in dem alten markgenossenschaftlichen Verbande verbleiben oder aus demselben ausscheiden, setzte sich leicht darüber hinweg, und es ist fast selbstverständlich, daß sie da, wo sie einmal an die Stelle der freien Bauernschaft getreten oder herrschend in einer Dorfschaft geworden war, den alten Hufenfuß nicht mehr beibehielt, der ja nur unter gleichberechtigten Genossen Sinn und Bedeutung hatte. Die Hufen, welche die Grundherrschaft an Colonen und Zinsleute austhat, waren demnach weder von der alten Normalgröße, noch überhaupt von gleicher Größe. Ein paar Aecker aus einer Hufe, mit einem Hause besetzt, bildeten schon ein

Lehen, das zur Bestellung eines Gewerbsmannes hinreichte; auch die vermehrte Volkszahl einer nachfolgenden Generation wurde gern durch weitere Hufentheilung im hofgenossenschaftlichen Verbande gehalten. Es traten hier wieder mehrere Umstände zugleich fördernd und erleichternd auf; mit vermehrtem Verbrauch gewerblicher Erzeugnisse und damit zugleich auftretender Ausdehnung gewerblicher Beschäftigung wurde das Bedürfniß gerade nach kleinern Gütern lebendig; die Gutsherrschaft aber wurde außerdem durch ihr eigenstes Interesse dazu gedrängt; sie mußte bedacht sein, nicht blos wegen der damit vermehrten persönlichen Leistungen die Theilung größerer Güter zu begünstigen, sondern auch um jede Gefahr eines wirthschaftlichen Uebergewichts, wie sie in allzu großen Colonengütern erblickt werden konnte, im Keime zu ersticken.

Was aber die so getheilten Güter an ökonomischer Selbständigkeit einbüßten, das konnte die Grundherrschaft mit der neuen Ordnung der Dinge sehr leicht ersetzen; sie gab ja nicht blos Wiesen aus ihrem Marklande dazu, und erleichterte auf diese Weise die Rotation des Körnerbaues auf dem verkleinerten Gute; sie richtete auch feldgemeinschaftliche Weide ein, ließ wol auch auf dem Marklande des Haupthofes eine Nutzung der Colonen zu; oder sie wies dieselben in einen eigenen Weide- und Holzbezirk ein und bot endlich Gelegenheit zu gewerblichem Verdienste, als Ergänzung für einen unvollkommenen, in seiner Ausdehnung ungenügenden landwirthschaftlichen Betrieb. Ja, es bedingt gleichsam das ganze System der gutsherrlichen Wirthschaft eine durchgreifende Verkleinerung der alten Bauergüter; denn der Bauer, welcher für die Wirthschaft des Herrenhofes persönliche Dienste, Fronen und Scharwerk zu leisten hatte, war ja selten mehr in der Lage, eine ganze Hufe zu bebauen, welche im alten Ausmaß die Arbeitskraft der gesammten

Familie vollständig in Anspruch nahm. Und ängstlich sah die Herrschaft darauf, daß der Bauer seiner Wirthschaft gewachsen war, daß kein Misverhältniß zwischen Ausdehnung des Gutes und der Leistungsfähigkeit des Landwirths entstehe; wer ein zu großes Gut innehatte, dem er nicht genügen mochte, wurde ohne viel Umstände auf ein kleineres gesetzt.

So ist denn auch im Gebirge durch eine Reihe concurrirender Momente, Concentration des Grundeigenthums und Rodung in der Mark, Unterwerfung und Organisation der Arbeit, Kapitalbildung und Hufentheilung im allgemeinen das Dorfsystem befördert worden; ja, die Villenbildung im Mittelalter ist dem Gebirge charakteristisch und besonders da lebendig, wo geistliche und weltliche Grundherrschaften ihren weitreichenden Arm über eine Gegend ausgestreckt haben. Wie der Hirt seine Schafe in einem Pferche zu haben liebt, um sie besser schützen, aber auch um sie besser scheren zu können, so besteht auch ein Interesse der Grundherren an der Dorfbildung; die Freiheit, welche das Hofsystem gewährte, war schwer vereinbar mit der Ordnung, welche die Grundherren in die agrarischen Zustände des Landes zu bringen bemüht waren; die Abhängigkeit von der Herrschaft konnte um so sicherer gefestigt werden, je abhängiger der Bauer schon innerhalb der Genossenschaft von dem Gesammtwillen war.

Auch hier ist übrigens die Erscheinung deutlich wahrnehmbar, welche anderwärts gleichfalls beobachtet werden kann, daß die weltlichen und die geistlichen Großen nicht vollkommen gleiche Wege bei der Dorfbildung gegangen sind; jene liebten es die Cultivirung neuer Strecken mit Gründung eines neuen Herrenhofes zu beginnen oder doch einen großen mit der Villenanlage zu verbinden; die vielen Schlösser aus einer Hufaser sind davon Zeugen, welche die weltlichen

Großen in grundherrlichen Dörfern und besonders auch an solchen Plätzen anlegten, wo es galt ihr Ansehen zu festigen oder einen festen Posten einzunehmen, von welchem aus der Kampf gegen die culturfeindliche Natur mit dem nöthigen Nachdrucke und vereinter Kraft geführt werden konnte.

Die geistlichen Grundherren aber, welche vermöge der Weihe der Anstalt, in deren Namen sie auftraten, einen nicht unbedeutenden Vorsprung an allgemeinem Ansehen haben mochten, begnügten sich meist mit der Anlegung von Dorfschaften ohne Fronhof, und setzten höchstens einen Propst auf ein Lehen im Dorfe, welcher die Abgaben einnehmen und beitreiben mußte und für die Wahrung der Interessen der Herrschaft im allgemeinen einzutreten hatte.[21])

In sehr vielen Fällen ist freilich diese Entwickelung bei Uebergangsformen stehen geblieben, oder erst später auftretende Momente haben das Dorfsystem perfect gemacht. Es ist nämlich oft nur ein arrondirter Einzelhof in zwei oder mehrere kleine Höfe getheilt worden, deren Gebäude nahe aneinanderlagen, die aber ihre Ländereien gesondert erhalten haben, in welchem Falle also noch der Charakter des Hofbaues überwog. Oder es haben einige Höfe selbst eine Gemengelage ihrer Feldungen im kleinen erhalten, ohne doch mit den übrigen Höfen der Markgemeinde dorfweise vereinigt worden zu sein.

Selten wird, was anderwärts häufiger auftrat, im Gebirge aus einem großen arrondirten Herrenhofe in einem Guße ein ganzes Dorf mit einer eigenen Dorffeldmark gebildet worden sein. Die natürlichen Hindernisse, welche in den Alpen zu allen Zeiten einer weiten Ausdehnung des Dorfsystems im Wege gestanden waren, haben auch eine derartige Dorfbildung nur unter ganz ausnahmsweise vorhandenen Terrainverhältnissen überhaupt zugelassen und mußten natürlich noch stärker als in ältester Zeit wirken

weil die im großen Ganzen abgeschlossene Besiedelung der Alpen jene günstigsten Plätze zur Anlegung von Dorfschaften gewiß schon vorweggenommen hatte, neue Plätze aber erst durch lange Culturarbeit dazu erobert werden konnten.

Die Entwickelungsmomente der großen Grundherrschaften und der auf ihnen ausgebildeten Hofverfassung, welche sich uns als bedeutsam für die Geschichte der Ansiedelungen und der Agrarverfassung der Alpen ergeben haben, sind nun gewiß auch in ganz ähnlicher Weise in andern Gegenden erkennbar, ohne daß sie da einen ähnlichen umgestaltenden Einfluß auf die markgenossenschaftlichen Verhältnisse ausgeübt hätten; und es ergibt sich gerade daraus wol deutlich, daß, soweit die Grundherrschaften diese Verhältnisse überhaupt beeinflußten, eben vornehmlich ein altes Hofsystem dazu Veranlassung gab. Andererseits ist nicht zu übersehen, daß als letzter Grund für eine eigenartige Entfaltung solcher Wirkungen der Besitz- und Herrschaftsveränderung immer wieder die besondere Natur des Hochgebirges mit ihrer gerade in frühern Zeiten zwingenden Macht zur Geltung kommt. Es liegt darin aber auch die Erklärung für die weitere Wahrnehmung, daß ein ähnlicher Zug nach Vergesellschaftung im Dorfe auch da sich zeigt, wo grundherrschaftliche Verhältnisse nicht in solcher Weise bestimmend für die spätere Cultivirung und Ansiedelung wurden.

Wo die Theilung der Hufen weder gesetzlich verboten, noch durch die Volkssitte verpönt war, da ist die Weiler- und nachfolgende Dorfbildung zunächst ein einfach populationistischer Vorgang. Seine Nachkommen suchte der Einzelhofbauer vorerst auf seinem Gute unterzubringen.[22] Er erweiterte zunächst seine Hofstatt und setzte einen zweiten, einen dritten Hof darauf, oder baute seinen Kindern eine

Wohnung an einem weiter abgelegenen Theile seines Hofgutes. Die Felder theilte er unter sie, während die Wälder, permanenten Weiden und alles öde Land in Gemeinbenutzung der neuen Höfe und des alten Stammhofes verblieb, wie natürlich auch der Antheil, welchen die Höfe nach Genossenrecht an dem Gemeinlande der Bauernschaft hatten.

Auf solche Weise kam es dann häufig, daß sowol bei gemischtem wie bei reinem Hofsystem mehrere einzelne Höfe zusammen einen besondern Weidebezirk und Waldtheil besaßen, sei es neben den allgemeinen Marknutzungen oder auch ohne solche da, wo die Bauernschaft ihr ganzes Markland an die einzelnen Höfe hingegeben hatte.

Fast eine jede solche Theilung machte jedoch eine Aenderung in der Betriebsweise nothwendig, insbesondere da, wodurch Rodung in der Mark nicht beliebig Neubrüche zu den bisherigen Feldungen gewonnen werden konnten; theils galt es Wiesen aus bisherigem Weidelande zu schaffen, die dann vielfach noch in gemeinsamem Eigenthume verblieben und nur in ihren Nutzungsantheilen ausgeschieden waren oder deren ausschließliche Nutzung von Jahr zu Jahr unter den betheiligten Höfen wechselte; theils mußte eine Brachweide den Mangel an genügender Viehnahrung auf dem eigenen Grunde des Hofbauern ersetzen, was um so unbedenklicher war, als man weder Kapital noch Intelligenz genug hatte, um die extensive Feldgraswirthschaft aufzugeben und zu intensivern Wirthschaftssystemen fortzuschreiten.

Kam dann noch eine Theilung der Feldflur des Stammhofes in der Weise hinzu, daß, aus ähnlichen Gründen wie bei ursprünglichen Dorfansiedelungen die Felder eines jeden der neuen Höfe nicht arrondirt um denselben lagen, sondern regellos im Gemenge, weil der Vater mit solcher Weise der Vertheilung seinen Kindern am besten gerecht zu werden hoffte, so war damit eine Flurverfassung dieser Höfe schon

gegeben, welche in nichts mehr dem Hofsystem ähnlich war, als darin, daß sie im Gegensatze zu der übrigen Bauerschaft, oder — bei gemischtem System — zum Dorfe nach außen arrondirt und geschlossen war, also auch gegen die gemeine Brach- und Stoppelweide der übrigen Markgenossen.

Wo aber ökonomische oder sociale Gründe die Theilung des Einzelhofes nicht zuließen, da wurde die Thatsache der angewachsenen Bevölkerung nach anderer Richtung bedeutsam für die wirthschaftlichen und Ansiedelungsverhältnisse. Eine Aushülfe, gleichsam einen Schutz gegen die Zerreißung seines arrondirten Gutes, welche sonst oft unvermeidlich war, konnte der Einzelhofbesitzer zunächst dann finden, wenn er Außenfelder, anderwärts Wildländereien genannt, besaß. Diese Grundstücke, welche er im Verein mit andern Nachbarn durch Urbarung besonders in den entsumpften Thalniederungen gewonnen hatte und nun oft feldgemeinschaftlich mit jenen bewirthschaftete, konnten zur Anlegung eines neuen Hofes benutzt werden, vorzugsweise da, wo Gemeindegrund dazu herangezogen werden konnte, der entweder wieder zur Feldung umgestaltet oder aber als Gemeinland der neuen Ansiedelungen ausgeschieden werden konnte; auch war die Fortdauer der Antheilsberechtigung an dem Wald- und Weideland des Stammhofes, von welchem die neue Ansiedelung ausgegangen war, nicht ausgeschlossen. Das Gemeinland, welches nach ältester Flurverfassung zwischen den Höfen lag, wurde nicht selten gerade aus diesem Anlasse aufgebraucht; Hofgründe und das nunmehr mit Wohnungen besetzte Gebiet dieser Außenfelder grenzen dann unmittelbar aneinander und verwischen auf diese Weise zum Theil die frühere Isolirung.

Aber auch diese Aushülfe war nicht immer bereit, und selbst, wo sie sich fand, bald erschöpft.

Ein großer Theil der Nachkommenschaft in den alten Einzelhofgemeinden mußte endgültig auf die Erhaltung ihrer

ökonomischen Verbindung mit dem heimatlichen Hofe verzichten und dem Marklande der Bauerschaft sich zuwenden, meist aber gänzlich aus derselben wandern. Denn die Anlegung neuer Vollhöfe wurde immer schwerer, je mehr die schützende Bedeutung des Waldes erkannt wurde; nicht blos die Landes- und Gerichtsherren verwehrten die Rodung in Hoch- und Schwarzwäldern aus polizeilichen und aus Gründen der Jagdpflege; auch die Gemeinden selbst brachten sich's immer mehr zum Bewußtsein, daß der Wald aufgehört habe ein Feind der Landescultur zu sein, und daß sie in ihm vielmehr einen Freund zu erblicken hätten, nicht blos einen Freund in der Noth, sondern für die Sicherheit ihrer Gründe gegen Ueberschwemmung, Lawinen und Muhren; zur Erhaltung der nöthigen Feuchtigkeit und zum Schutze gegen kalte Winde war er unentbehrlich für eine Wirthschaft, welche in hoher Lage Getreidebau, und auf dem Brachlande sofort Grasnutzung erhalten wollte.

So zwang, ganz abgesehen vom Interesse, schon die Noth zur Einwanderung in Gemeinden, wo die Verhältnisse der Ansiedelung günstiger waren; und das Bedürfniß nach engerm socialen Zusammenschluß ebenso wie die größere Leichtigkeit seßhaft zu werden, wiesen gleichmäßig auf die Dörfer hin; die feldgemeinschaftliche Ordnung derselben stellte Brach- und Stoppelweide, das weitere Markland derselben einen größern Weide- und Waldnutzen in Aussicht, und der örtliche Zusammenhang der Bevölkerung gab reichere Gelegenheit zu Arbeits- und Gewerbsverdienst neben oder auch ohne eigenen Landwirthschaftsbetrieb. Freilich war dieser Zuzug zu der Dorfgemeinde ein mehr oder minder proletarischer; der mit kleinem Gute beginnende Landwirth, der ganz besitzlose Leerhäusler und der „Ingehäuse", der zur Miethe wohnte, sie waren es, welche diese Vortheile der Dorfgemeinde besonders schätzten, und es kam ihnen sehr zu statten, daß der

Großbauer gerade durch sie besonders sich beengt fühlte, und lieber auf seinen Gemeindenutzen stolz verzichtete, als sich mit all dem neu zugezogenen Volke darein zu theilen. Kam dann noch, was dem Gebirge charakteristisch ist, die Auffassung dazu, daß jeder, der eigenen Rauch in der Gemeinde hatte, als vollberechtigter Genosse galt, so war es nur eine Frage der Zeit, ob sich die kleinen Leute im Dorfe breit machten und der Gemeinweide geradezu den Stempel einer gemeindlichen Unterstützung ihrer unvollkommenen Wirthschaft, einer Art Almosen für die Schwachen aufdrückten. Was ihnen in der Bauernschaft ihrer ganzen Verfassung nach nicht möglich gewesen wäre, eine selbständige wirthschaftliche Existenz auf unbedeutendem Grundbesitz zu führen und dabei sogar noch social, ja bis zu einem Grade selbst politisch soviel wie der Vollhüfner zu gelten, das erreichten sie hier; und aus demselben Grunde ist auch der Bevölkerungsüberschuß des Dorfes in dem Dorfe selbst verblieben, ja er bildete immer einen großen Bestandtheil des Dorfproletariats; denn es war hier noch schwerer als in Bauernschaften, wegen der scharfen Flureintheilung neue Vollhöfe zu gründen und selbst alte zu theilen; auch konnte bei der anderweitig gebotenen Erwerbsgelegenheit die Theilung leichter als bei Bauernschaften vermieden werden. Und, was die Hauptsache war, gegen einen starken Andrang Fremder konnte man sich noch immer durch hohes Einzugsgeld oder sonst erschwerende Bestimmungen schützen; dem besitzlosen Nachwuchs der eigenen Genossen mußte die Dorfgemeinde jedenfalls eine Heimat und eine Quelle von Nutzungen sein.

Darum ist auch wol die Anlegung von Tochterdörfern im Gebirge viel seltener als anderwärts, wo überhaupt das Dorfsystem vorherrschte; denn die überschüssige Bevölkerung der Bauernschaften, soweit sie nicht blos die Zahl der Einzelhöfe vermehrte, gründete erst Dörfer oder bevölkerte die

bestehenden, zum guten Theil mit Kleinhäuslern; der Bevölkerungszuwachs der Dörfer aber reihte sich entweder gleichfalls diesen an, oder half seinerseits die neuen Dörfer zu bevölkern, wo sich billiger genügendes Land und vielleicht auch größerer Einfluß auf das Gemeinderegiment gewinnen ließ; der Rest endlich von beiden zog in die neuentstehenden Städte, bildete einen eigenen Arbeiterstand oder wanderte aus dem Lande. Nur da, wo kein Mangel an artbarem Lande war, erweiterte sich auch der Kreis der Vollbauern erheblich und beförderte dadurch in einzelnen Fällen die Bildung solcher Städte und Märkte, in welchen noch lange Zeit hindurch die landwirthschaftlichen Interessen herrschend blieben. Die Grundherrschaften allein begünstigten die Bildung neuer Dörfer von den bisherigen aus, ohne daß aber damit immer der Begriff eines Tochterdorfes verbunden werden mußte.

Unabhängig von solchen Gründen, welche aus einer wachsenden Volkszahl und einer nicht gleichen Schritt haltenden Vermehrung des landwirthschaftlich zu benutzenden Grundbesitzes entsprangen, beförderten aber noch besondere wirthschaftliche Umstände den Zuzug von Einzelhofbauern in die Dörfer. Hatten die ersten Ansiedler das Hofsystem und eine wilde Feldgraswirthschaft aus physischer Nöthigung und wegen der Herrschaft viehzüchterischer Interessen gewählt, so verloren diese Einrichtungen doch allmählich ihre Bedeutung, ja ihr ökonomischer Werth kehrte sich eine Zeit lang in das gerade Gegentheil um. Als eine angewachsene Bevölkerung auch in der landwirthschaftlichen Production einige Arbeitstheilung begünstigte, zeigten sich die ungünstigen Ergebnisse wilder Feldgraswirthschaft und vorherrschender Viehzucht, deren transportable Producte man noch nicht gut herzustellen vermochte, während die wenig transportfähigen vom Einzelhofe aus schwer abzusetzen waren. Die nothwendig gewordene Ausdehnung des Getreidebaues erwies sich insbesondere

in höhern Lagen in höchstem Maße als unökonomisch, und die Anfänge einer Arbeits- und Kapitalsassociation waren überall leichter als innerhalb des Hofsystems. Das drängte die Bauern aus den höhern Theilen der Thäler, von den Bergrücken herab in die Dorfgesellschaft; ihr bisheriges Gut mit seiner unhaltbaren Wirthschaft, die sie aber in ihrer Isolirung nicht zu ändern vermochten, gestalteten sie zu Alpen oder Voralpen (Asten) um, behielten es entweder selbst neben der Hufe, die sie im Dorfe erworben, oder überließen es der Gemeinde als Aequivalent gegen eine solche; und für die Dorfschaft war eine derartige Erweiterung ihrer Markgründe im höchsten Maße erwünscht, je mehr die bisherigen durch Rodung und Mehrung der Gemeindsgenossen in Anspruch genommen waren. Denn wie sich anderwärts der Uebergang von extensiver zu intensiver Viehzucht oft nur durch das Medium eines ausgedehnten Körnerbaues vollzogen hat, so ist auch in den Alpen nicht selten die Dreifelderwirthschaft die Zwischenstufe zwischen wilder und schlagmäßig betriebener Feldgraswirthschaft gewesen. Wenn nun auch im allgemeinen Dreifelderwirthschaft ebenso gut bei Hofsystem als bei Dorfsystem bestehen kann, so ist das doch im besondern nicht in derselben Weise in den Alpen möglich gewesen. Denn ebenso die Terrainbildung, wie die geologischen und hydrographischen Verhältnisse zusammen mit dem Klima haben im Gebirge zu jeder Zeit ungleich bestimmender auf Ansiedelung und Wirthschaft eingewirkt, als in der Ebene und im Hügellande. Je mehr die Hochgebirgsnatur zur Geltung gelangt, desto weniger verträgt sie das Zusammenwohnen in geschlossener Ortschaft, desto mehr schreibt sie aber auch Graswirthschaft und Viehzucht vor, während ein ausgedehnter Körnerbau nur da zur Anwendung kommen kann, wo sowol der Boden als das Klima sich mehr der Ebene nähern. Die großen Thalsohlen also, das breit ent-

wickelte Mittelgebirge können allein mit Erfolg nach Dreifeldersystem, welchem ein Uebergewicht des Körnerbaues immer charakteristisch ist, betrieben werden; gerade diese Gebiete sind es aber auch, welche zugleich die Bedingungen für Gemengelage und für dorfmäßige Ansiedelung besitzen. Daß darin in der That für die Alpen ein innerer Zusammenhang, nicht ein blos zufälliges Zusammentreffen solcher Verhältnisse erblickt werden muß, ist gewiß nicht zu verkennen.

So werden wir schließlich zu der Erkenntniß des Waltens eines allgemeinen wirthschaftlichen Gesetzes geführt, wenn wir in den ältesten Urbaren des Alpenlandes so viele Hofnamen lesen oder noch jetzt uralte Wiesen-, Alpen- oder Waldnamen in den höhern Thal- und Berggebieten hören, welche weder mit Dörfern noch mit bestehenden Einzelhöfen in Verbindung gebracht werden können; die höchstgelegenen, unter den ungünstigsten Verhältnissen producirenden Bauernhöfe mußten mit Zunahme der Concurrenz ihre Viehwirthschaft aufgeben und sich dem Körnerbau des Dorfes anschließen.

Gewiß sind diese Vorgänge, welche so mächtig umgestaltend auf die gesammten Besitz- und Wirthschaftszustände der ländlichen Bevölkerung eingewirkt haben, für sich allein schon genügend, um die Veränderungen zu erklären, welche wir in dem örtlichen Zusammenleben und in dem gemeindlichen Verbande während des Mittelalters beobachten können.

Aber doch wäre es einseitig und den Thatsachen nicht entsprechend, wollten wir in wirthschaftlichen Momenten die einzige Erklärung suchen für einen Umwandlungsproceß, welcher so tief in alle Lebensverhältnisse der bäuerlichen Bevölkerung eingegriffen, und welcher so stetig während eines

langen Zeitraums, so gleichartig, wenn auch nicht gleichförmig, in weiten Gebieten sich vollzogen hat.

Insbesondere liegt in der socialen Bedeutung eines engern örtlichen Zusammenschlusses unverkennbar ein Fingerzeig nach den socialen Bedürfnissen und geistigen Interessen, welche die Vergesellschaftung im Dorfe befördert haben werden. Die Christianisirung und die Schule mögen dieser Entwickelung nicht wenig günstig gewesen sein. Für die alten Berggemeinden lag ja wol die Kirche ursprünglich selbst wie ein Einzelhof, errichtet mit Rücksicht auf die allgemein gleiche Zugänglichkeit des Ortes von allen einzelnen Höfen her[23]); sie bildete gleichsam einen natürlichen Verkehrsmittelpunkt, um welchen herum sich alsbald Wirthshaus und Handwerk angesiedelt und von wo aus diese ihre Anziehungskraft auf die zerstreut wohnenden Gemeindsgenossen ausgeübt haben werden. Auch fand die Anlage der Kirche meistens auf Gemeindegrund statt, wo nicht im einzelnen Falle durch freiwillige Vergabung Privatgründe zum Zwecke des Kirchenbaues gestiftet wurden; das erleichterte aber offenbar die Gründung weiterer benachbarter Gehöfte, da ja Gemeinland immer in erster Linie bestimmt war, die Wohnungen neuer Gemeindsgenossen zu tragen.

Ueberhaupt aber mußte dieser örtliche Zusammenschluß begünstigt werden in einer Zeit, in welcher die ersten natürlichen Schwierigkeiten der Existenz überwunden, der Bevölkerung im allgemeinen ein ausreichendes Substrat wirthschaftlicher Selbständigkeit geschaffen war, sodaß nunmehr an die Befriedigung geistiger Bedürfnisse gedacht werden konnte. Geselligkeit, sociale und politische, Bildungs- und religiöse Interessen, Sicherheits- und verkehrspolizeiliche Rücksichten endlich machten sich neben den zahlreichen ökonomischen stärker geltend; und es ist nicht unwichtig hierfür, daß, nachdem allmählich der Zusammenhang der Sippe aus dem Bewußtsein

entschwand, der stärkere ökonomische und sociale Zusammenhang im Dorfe gegenüber der Individualisirung im Hofsystem Bedeutung erlangte, bevor ein eigentlich politischer Gehalt der Gemeinde sich ausbildete.

Aber im ganzen scheinen doch diese Momente von geringerm Einflusse gewesen zu sein, und das um so mehr, als ja selbst vorhandenes sociales Bedürfniß und wach gewordene geistige Interessen oft genug hinter zwingenden ökonomischen Rücksichten zurückstehen mußten, wie sie in der Sorge um Erhaltung des eigenen Besitzstandes und in der Werthschätzung der Vortheile größerer wirthschaftlicher Selbständigkeit sich geltend machten. Dagegen mußten sociale Momente da um so stärker wirken, wo ökonomische Rücksichten hinzutraten und den Tendenzen nach Verbesserung der Existenz die gleiche Richtung gaben.

In diesen Bahnen bewegt sich die Geschichte der Entwickelung des Dorfsystems in den deutschen Alpen. Sie ist nicht erschöpft mit einer Darlegung des allmählichen Anwachsens der Ortschaften, der zunehmenden Ausbildung umfangreicher Häusergruppen, welche wir, den vereinzelten Wohnungen gegenüber, ein Dorf zu nennen pflegen; sondern sie muß auch zeigen, wie jene Momente, welche das Dorfsystem ökonomisch charakterisiren, sich ausgebildet, und im Gegensatze zu der wirthschaftlichen Eigenart des Hofsystems sich immer mehr ausgebreitet haben. Es ist der Schwerpunkt dieser ganzen Entwickelungsgeschichte, daß Gemengelage der Felder, Feldgemeinschaft und Flurzwang mit genossenschaftlicher Weide auf den Privatgrundstücken der Genossen im Gebirge aus zwingenden ökonomischen und socialen Gründen als eine oft aus unmerklichen Anfängen entstandene, aber doch als eine spätere Erscheinung gegenüber einem herrschenden uralten Hofsystem mit arrondirtem Grundbesitz und voller Flurfreiheit auftreten, und daß gleichzeitig mit diesen Verhältnissen

die Dreifelderwirthschaft in einem Maße sich ausdehnte, welche weder früher noch später in den Alpen angetroffen wird.

Einem spätern Stadium gehört im wesentlichen jene Beförderung dorfmäßiger Ansiedelung an, welche da entstand, wo der Verkehr für Neuansiedelungen maßgebend wurde. Das sind die Dörfer der Heerstraße einerseits, andererseits solche von vorwiegend gewerblichem Gepräge, wie Bergwerksdörfer; sie konnten erst entstehen, nachdem einmal der Handel mit Lebensmitteln aller Art und eine kapitalreiche Production schon so weit zugenommen hatten, daß eine weiter gehende nationale Arbeitstheilung möglich geworden war.

Auch aus solchen Ursachen erklärt sich gewiß manches Verlassen eines Einzelhofes, und der Zuzug zum Dorfe an Stelle einer Theilung alter Hufen; aber es ist nicht zu verkennen, daß eine irgend bedeutende Aenderung der Agrarverfassung, besonders der Felderordnung daraus nicht hervorgehen konnte. Denn wie diese Ansiedelungen ihrer Entstehung nicht landwirthschaftlichen Interessen verdankten, so hatten sie auch ihren ökonomischen Schwerpunkt nicht im Grundbesitz; sie veränderten daher wol die äußere Form der Ortschaften, und minderten insbesondere die Gemeindegründe, zwangen also auch die Hufenbesitzer zu intensiverer Wirthschaft, besonders zu Wiesencultur und Futterbau, ließen aber die Ackerverfassung doch dem Wesen nach unberührt; wohlsituirte, verständige und rührige Landwirthe aber drängte allerdings gerade das gewerbliche Proletariat der Dörfer zur Separation und zum Ausbau aus dem Dorfe.

Inwieweit endlich auch politische Ereignisse, wie die Kreuzzüge, die zahlreichen Heerfahrten der deutschen Kaiser nach Italien, die Ausbildung der Territorialgewalt, besonders in Tirol, denselben Entwickelungsgang begünstigten, ist freilich im einzelnen unbestimmbar; im allgemeinen läßt sich

jedoch gewiß nicht leugnen, daß diese Verhältnisse in den Alpen in gleicher Weise wie in andern Gegenden auf Verminderung der Vollfreien und Ausbildung der großen Grundherrschaften einerseits, auf Ausdehnung des Körnerbaues, Vermehrung von gewerblicher und Handelsthätigkeit anderseits hingewirkt haben. Die Heerstraßen übten mit zunehmender Wichtigkeit eine immer größere Anziehung aus und lockten die Wohnungen von den Höhen der Berge herab in die Hauptthäler, an deren Gehängen die Heereszüge und die Handelszüge sich bewegten, und haben so indirect wenigstens durch Verstärkung der übrigen Entwickelungsmomente die Vergesellschaftung im Dorfe begünstigt.

Das Dorfsystem erreicht in den Alpen mit der Vollwirkung dieser Verhältnisse seinen Höhepunkt; nicht blos sind spätere Dörfer äußerst selten, sondern es beginnt gleichzeitig auch bereits eine rückläufige Bewegung, das Streben, sich von dem markgenossenschaftlichen Zwange des Dorfes zu emancipiren. Den Anfang machten die größern Grundherren mit ihren Fronhöfen selbst, obschon dieser anderwärts so häufige Vorgang gerade im Gebirge selten sein mußte, weil die Ausbildung der großen Grundherrschaften der Hauptsache nach schon zu einer Zeit erfolgte, in welcher hier ein verbreitetes Dorfsystem noch nicht angenommen werden kann. Immerhin aber sind solche auch erst in späterer Zeit entstanden; und auch alte Grundherrschaften haben sich erst in späterer Zeit von dem Verbande der Dorfmarkgenossenschaft getrennt, indem sie insbesondere nach vorausgegangener Separation und Gemeinheitstheilung aus dem Dorfe bauten; eine Uebergangsform dagegen blieb es, wo trotz der Separation die Wohn- und Wirthschaftsgebäude des Fronhofes

im Dorfe belassen und das Gut von hier aus bewirthschaftet wurde.

Wo sich das Dorf trotzdem noch weiter entwickelt, da sind gewerbliche und Handelsinteressen dafür maßgebend gewesen; das Dorf neigt zur Stadt; wo das rein landwirthschaftliche Interesse die Oberhand behielt, da geht der Zug der Zeit nach Isolirung von der Gemeinwirthschaft und ist gleichmäßig in nationalökonomischen und aristokratisch-socialen Momenten begründet; es ist das Bestreben nach einer Emancipation von dem Wirthschaftssysteme des Dorfes, das oft jahrhundertelang unverändert bleibt, weil es nicht gelingt, die Grundbesitzverhältnisse einem jeden intensivern Wirthschaftsbetriebe entsprechend umzugestalten, das aber eben deshalb einem verständigen Landwirthe immer weniger genügen konnte, je mehr mit der Steigerung des ganzen Wirthschaftslebens auch eine gesteigerte Ausnutzung der Kräfte in der Landwirthschaft geboten war.

Mangel an Kapital und Intelligenz, auch wol an ökonomischer und socialer Beweglichkeit hielten nun allerdings, bis in unsere Tage hinein, diese Bewegung zu Gunsten eines modernen Hofsystems auf und fristeten dem Dorfsystem eine Herrschaft lange über die Zeit hinaus, in welcher dasselbe eine specifische Bedeutung und Berechtigung hatte.

Nur die tüchtigsten unter den Landwirthen, welche nebst genügenden ökonomischen Mitteln Verständniß und Thatkraft genug besaßen, konnten sich zuerst dieser „vereinödenden“ Bewegung anschließen, bis der Verkehr und wenigstens die Anfänge neuerer Association die Specialisirung des landwirthschaftlichen Betriebes gestatteten. Zuerst sind es wol die Meierhöfe größerer Grundherren, welche — auch im Thale — als neue Einzelhöfe auftreten; ihnen folgen Einzelhofbildungen der Bauern oder intelligenter und vermögender Grundbesitzer und Landwirthe überhaupt, mit den Anfängen

des modernen Pachtwesens; und endlich schließt sich daran die Bildung eigentlicher Specialwirthschaften, unter denen wieder die Weingüter und Viehhöfe der großen Grundbesitzer zuerst auftreten.

Immerhin aber blieben solche Vorgänge ohne durchgreifende Wirkung für die spätere Agrarverfassung und den markgenossenschaftlichen Zusammenhang, und nur an wenigen vereinzelten Beispielen läßt es sich darthun, wie ganze Dörfer sich „vereinöden", wo dann eben das thatkräftige Beispiel Einzelner meist mächtig anregend, dann unwillkürlich oder sogar nach ausdrücklich ausgesprochenem Willen einer neuerungslustigen Gemeindemajorität und unter den Auspicien einer aufgeklärten Regierung mit Zwang auf die übrigen Dorfgenossen einwirkte.[24])

So zeigt sich die Entwickelung der deutschen Alpendörfer als ein naturgemäßer socialökonomischer Proceß mit verschiedenen Phasen und Stadien — aber auch mit vielen Analogien aus andern Ländern, welche einen verwandten Gesammtcharakter tragen. Das Dorf ist auch im Gebirge in gewisser Zeit die relativ beste unter den Ansiedelungsformen, und ist als solche auch berechtigt; die Blüte des Dorfsystems zeigt uns gleichsam das Mittelalter alpiner Cultur an.

Anmerkungen.

1) Göttingische gelehrte Anzeigen (1873), Stück 24, S. 921—956.

2) Untersuchungen über das Hofsystem im Mittelalter mit besonderer Beziehung auf deutsches Alpenland. Festschrift zur vierhundertjährigen Jubelfeier der Ludwigs-Maximiliansuniversität zu München (Innsbruck 1872).

3) Die Vorlegung des ganzen gelehrten Apparats, mit welchem die vorstehende Abhandlung gearbeitet ist, kann wol aus zwei Gründen füglich unterbleiben.

Einmal hat das Historische Taschenbuch überhaupt nicht die Aufgabe, „formlosen Stoff, und wäre er das merkwürdigste Quellenmaterial, in actenmäßiger Trockenheit mitzutheilen". Es will Resultate gelehrter Arbeit einem großen, gebildeten Publikum vorführen, nicht aber den ganzen mühevollen Arbeitsproceß aufzeigen, aus welchem jene hervorgegangen sind.

Dann aber sind die Quellen, aus denen ich vornehmlich schöpfte, derart, daß aus den einzelnen Tropfen, die ich aus denselben mittheilen könnte, doch noch kein Schluß auf ihren ganzen Gehalt gezogen werden kann; um so weniger, als sehr viele von ihnen noch ungedruckt, also der kritischen Beurtheilung der Fachmänner zur Zeit noch entzogen sind.

Auch kann ich wol hoffen, daß meine frühern Arbeiten auf dem Gebiete geschichtlicher Nationalökonomie einige Bürgschaft für ein gründliches Quellenstudium auch bei der vorliegenden Abhandlung zu bieten vermögen; und der gelehrten Welt, welche kritisch an die mitgetheilten Resultate herantritt, könnten auch Citate die selbständige Vertiefung in die Quellen nicht ersparen.

Ich beschränke mich daher auf zweierlei Quellennachweisungen; um von der Reichhaltigkeit urkundlichen Materials eine Anschauung zu geben, führe ich jene Quellen, welche besonders für die Wirthschafts- und Culturgeschichte des Alpenlandes von Wichtigkeit sind, mit ihrem vollen Namen an; und um dem gelehrten Leser eine wenigstens vorläufige Beruhigung über die quellenmäßige Begründung zu geben, füge ich bei einzelnen Resultaten, welche am meisten Zweifel erregen könnten, oder welche mit der herrschenden Ansicht am meisten in Widerspruch stehen, besonders schlagende Quellen- und Literaturangaben bei.

Die speciellen urkundlichen Quellen für die ältere Wirthschafts- und Culturgeschichte der deutschen Alpen theilen sich im wesentlichen in drei Gruppen: Urkunden im eigentlichen Sinne, Urbarien und Güterverzeichnisse, und Weisthümer.

Urkunden sind gesammelt in den Monumenta boica, besonders von vielen im Gebirge begüterten Stiften und Klöstern; ferner in: Meichelbeck, Historia Frisingensis und Chronicon Benedictoburanum; in Kleimayrn, Nachrichten von Iuvavia (Anhang); Resch, Annales Sabionenses; Sinnacher, Beiträge zur Geschichte von Säben und Brixen; Th. v. Mohr, Codex diplomaticus Chur.; ferner im Archiv des Historischen Vereins von und für Oberbaiern (Urkunden der Klöster Altomünster und Indersdorf, von Brannenburg, Fischbach, Hohenaschau u. s. w.); in Hormayr's Kritisch-diplomatischen Beiträgen zur Geschichte Tirols im Mittelalter; — ganz besonders aber in den Fontes rerum austriacarum, Bd. 31 und 35: Zahn, Codex diplomaticus Austriaco-Frisingensis, und Bd. 34: Mayerhofen, Urkundenbuch des Augustiner-Chorherrenstifts Neustift in Tirol.

Von Urbaren sind besonders zu nennen: Die alten herzoglich bairischen Urbare in Monumenta boica, XXXVI[a] und XXXVI[b]; das Urbar der Grafschaft Falkenstein ib. VII; das Urbarbuch des Klosters zu Sonnenburg in Tirol, aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts (herausgegeben von J. V. Zingerle), im Archiv für Kunde ö[illegible]reichischer Geschichtsquellen, Bd. 40; freisingische Urbarien ed. [illegible], in Fontes rerum austr., Bd. 36; das (Meinhard'sche) Urbar [illegible] Grafschaft Tirol 1286 — 95, Pergamenthandschrift der k. k. Hofbibliothek zu Wien (benutzt in einer von Franz Pfeiffer besorgten Abschrift); Indiculus Arnonis und Brevae notitiae Salzburgen-

ses (herausgegeben von Keinz); endlich, außer kleinern Mittheilungen aus Grundbüchern in den Monumenta boica und dem oberbairischen Archive, das Rechnungsbuch des obern Vicedomats (herausgegeben von E. von Oefele) in diesem Archiv, Bd. 26.

Weisthümer in der Sammlung von J. Grimm, Bd. 3 und 6; Oesterreichische Weisthümer, Bd. 1, die salzburgischen Taidinge; die tirolischen Weisthümer, deren erster Band, von Zingerle und dem Verfasser herausgegeben, eben im Erscheinen begriffen ist; oberbairische Weisthümer handschriftlich, durch die Güte von Oberbibliothekar Föringer in München mitgetheilt.

4) Wenigstens nennt sich noch in einer Urkunde von 827 (Fontes, XXXI, p. 13) ein Quarti nationis Noricorum et Pregnariorum.

5) In Südtirol und Oberitalien gilt das Einzelwohnen als germanisch; siehe Attlmayr in der Zeitschrift des Ferdin., 3. Folge, Heft 12, Innsbruck 1865. Die Wenden haben schon nach Herodot, IV, 108, Ackerbau und Städtewesen.

6) De monte vero Adril, quod in totum cedat Frisingensibus. Fontes, XXXI, p. 91 (aus dem 11. Jahrhundert).

7) Schlagend ist für diese Auffassung, welche Hanssen in den Göttingischen gelehrten Anzeigen als unmöglich bezeichnete, neben vielem andern, was in jüngster Zeit (besonders auch bei Gierke, Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaft) beigebracht wurde, insbesondere eine Urkunde über Rodung am Walchensee (1098—1116; 1137—58), welche Oefele im 32. Bande des Oberbairischen Archivs mitgetheilt hat. Benedictbeuern und das dem Hochstifte Freising einverleibte Schlehdorf theilen danach am Westufer des Walchensees einen an ihren beiderseitigen Gebieten gelegenen Urwald (divisa ac discreta terminis), der tunc tempore *infinita* ac nulla cultura polita war; und zwar geschah die Theilung per medium auf Grund einer vorgenommenen Messung, und die Benedictbeurer Mönche hatten als Antragsteller ihren Antheil auszuwählen, ohne daß ihnen oder dem Hochstifte Freising zuerst irgendein Recht an diesem Walde zugestanden wäre. Die Urkunde ist auch sonst im höchsten Grade interessant und anziehend.

8) Vgl. die Urkunde von 1142 de institutione fundationis monasterii novecellensis (Fontes, XXXIV, p. 2): „(Monasterium) in loco horrendo et inculto positum est in capite omnium

platearum ... Idem vero Reginbertus, quidquid in eo loco in quo monasterium cum officinis suis nunc situm est habuit . . .tradidit . . . Si quid vero ibi erat, quod adjacentibus villis et vicinis commune erat, ... auctoritate beati Hartmanni (episcopi) et approbatione Arnoldi advocati . . . nec non fidelium et ministerialium brixinensis ecclesiae et eorum, qui aliquid juris in eo habebant, communi voluntate penitus ab omni servitute et obnoxietate vel jure communionis exemtum est et gloriosae virgini collatum."

9) „. . . dederunt decem hobas, . . . in monte Elves unam . . . in monte Lajan unam. . ." Fontes, XXXIV, p. 2 (anno 1142).

10) Das häufige Auftreten von Wechselwiesen im bairischen Gebirge und in Tirol (aber auch anderwärts, vgl. Landau, Territorien, S. 34) darf nicht, wie das oft geschieht, als Beweis für ursprüngliche Gemeinschaft an allem Land genommen werden; Wiesen wurden eben erst später ausgeschieden, während für Ackerland die sofortige Vertheilung nach der Occupation die Regel bildete.

11) „De monte Intercipiis pars quae a jugo ejusdem montis in planum respicit, pratum videlicet, Frisingensibus cedat, superior pars Grimoldo, reliqua ad communem usum." Fontes, XXXI, p. 91 (aus dem 11. Jahrhundert).

12) Wietersheim bemerkt, daß eine Ausnahme von der Regel der Ungeschlossenheit der Sonderbesitzungen besonders bei Gebirgsdörfern sich findet, deren spätere Gründung für das Königreich Sachsen wenigstens auch historisch sich nachweisen lasse. Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, 1853, Nr. 5, S. 35. — Ueber Hofansiedelungen in England, Norwegen und dem nördlichen Schweden, vgl. K. Maurer, Kritische Ueberschau, Bd. 1; Hanssen bei Falk, Staatsb. Magazin, Bd. 3. Aehnlich Dahlmann, Geschichte von Dänemark, I, 133.

13) Man sehe nur unter anderm die großartigen Schenkungen des schon genannten Quarti an das Kloster Innichen, anno 827 (Fontes, XXXI, p. 13) und die Vergabungen zahlreicher Liegenschaften, insbesondere Alpen, welche Herzog Tassilo von Baiern 788 dem Kloster Scharnitz machte (ib. S. 6); besonders aber die Stiftungsurkunde dieses Klosters anno 763 (ib. S. 1).

14) „Ist unsres gnedigsten fürsten und herrn willen und mai-

nung, das nun fürohin allain die angesessnen paursleit, die von irer güter wegen in den fürpergen gerechtigkeit haben die reuter schlagen und machen; doch auch von aines besetzten guetes wegen ain jar nur ain reut . . . . .; aber die sölheusler und herberger sollen nun hinfüron an keinem ort reuter zu schlagen macht haben." Weisth. von Lofer und Unken in Salzb. Taidinge, S. 249, Z. 46 fg.

15) „gschwent, gereut, heger prent und ander einfeng." Salzburger Taidinge, S. 254. — Die herbergsleut und Tagwercher sollen keine reiter noch prend machen, ib. S. 270. — „die Haunolter, was sie in gereuts weise prennen wollten, das sollen sie versorgen. Weisth. von Stams (Tirol).

16) Das Sonnenburger Urbar gibt für diese Verhältnisse wol das denkbar anschaulichste Bild.

17) Es wird das deutlich aus dem Sonnenburger Urbar, in dem für die Wiesen immer eigene Abgaben vorgetragen sind, nachdem zuerst die Gesammtleistung des Gutes aufgeführt ist; vgl. insbesondere S. 12: „Under-Gredena ist ain swaichof. swenne er niht swaige hât, sô geit er ze cinse fümf galvai, ainen melchen vrischinch, dâ von er besunder wisen hât; die wisen gehörent an mein frowen die abtassine"; bei einem andern Hofe S. 14: „und sol man im geben ain wisen."

18) „Es ist ze wissen, daz die vier guet Canorat sint hin gelassen Peter von Canorat für ain hub und alles daz ze dienende, daz ain ganze hub dient." Sonnenburger Urbar, S. 37. — „Dominus R. facit de quibusdam ortis et areis I samenlehen"; . . „feodum de agris dispersis institutum" in den Freising. Urbaren (de anno 1305), ed. Zahn, I, 33.

19) Weisth. von Alrans (Tirol): „It. von St. Michaelstag unz auf S. Geörgentag haben wir waede mit unserm viche in der purkwisen bei Omras . . . . Ob eehaftee not da wer von Schnebs wegen haben wir recht in Ombraser au ze faren."

20) Wie mächtig gerade die Hufentheilung im Gebirge auf die Dorfbildung hingewirkt hat, sehen wir mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit aus den freisingischen Urbaren. Das älteste Urbar führt z. B. in villa Apholtern 3 hubae auf, welche schon 1305 in 12, noch später in 14 besetzte Güter (quartalia) getheilt erscheinen. Die „Schönhube", welche noch 1305 ein Gut ist, er-

scheint 1316 bereits in 2 mansi zu je 2 quartalia getheilt und oft. — Nach Ditz, Geschichte der Vereinödung im Hochstifte Kempten (1865), lassen die Urkunden keinen Zweifel, daß dort wol die Hälfte aller Weiler durch Theilung von Einzelhöfen entstanden ist.

21) Vgl. die Angaben bei Maurer, Einleitung in die Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung (1854), S. 251 fg.

22) Weisthum von Pfronten, §. 19 (a° 1459): „ob einer neun söne hat, die er gesetzen wollt uf wisen oder uf acker und er daruf oder darab kommen mag, andern leuten ân schaden, die mag er allsampt wol zu im in die ehaften niedersetzen." (Maurer, Markenverfassung, Anhang, S. 456.)

23) Stiftungsurkunde von Neustift (Fontes, XXXIV, p. 2): „Cumque de loco monasterii diu dubitatum esset, tandem domino preparante certum receptaculum viatoribus, peregrinis, indigenis, alienigenis et omnibus necessitatem patientibus licet in loco horrendo et inculto positum est in capite omnium platearum, ut undecunque venientes habeant, ubi caput reclinent" (anno 1142).

24) Ditz, Geschichte der Vereinödung im Hochstift Kempten (1865). Mone, Vereinödung in der Herrschaft Schenkenberg im Aargau (Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, V, 277 fg.). Die erstern Vereinödungen beginnen in der Mitte des 16. Jahrhunderts, die letztere datirt aus dem Jahre 1687.

Johanna die Wahnsinnige von Castilien.

Ein historisches Problem. Nach den neuesten Forschungen bearbeitet

von

A. von Winning.

Es ist kein Drama, sondern actenmäßige Geschichte, welche der nachfolgenden Betrachtung zum Gegenstande dient. Die Weltgeschichte aber ist reich an dramatischen Episoden, reich an tragischen Zügen, humoristischen Wendungen und erschütternden Schlägen. Ein tragischer Zug der Geschichte ist das unglückliche Leben der Königin Johanna von Castilien und Aragonien, der Stammutter jener österreichisch-spanischen Dynastie, welche mit ihrer weltumfassenden Macht durch fast zwei Jahrhunderte der Entwickelung des modernen Zeitalters ihr hierarchisch-despotisches Gepräge verlieh. Ein tiefes Elend an so einzig hoher Stelle, wie es die bekannte Geschichte der wahnsinnigen Mutter Karl's V. enthielt, wird immer sein Anrecht an die Theilnahme der gebildeten Welt behaupten. Das Schicksal jener Königin aber ist neuerdings, infolge archivalischer Forschung, der Gegenstand einer lebhaften historischen Controverse geworden, welche nicht allein die Kenntniß von Johanna's immer noch dunkler Geschichte wesentlich erweitert, sondern ihr auch ein neues Interesse dadurch verliehen hat, daß sie eine veränderte Beurtheilung historisch feststehender Charaktere gegeben und wechselnde Streiflichter auf die Entwickelung der habsburgischen Universalmonarchie, ja des Deutschen Reiches selbst geworfen hat.

Der deutsche Geschichtsforscher Gustav Bergenroth, welcher im Auftrage der englischen Regierung die spanischen Staatsarchive durchforschte, trat bekanntlich im Jahre 1868 mit

der entschiedenen Behauptung auf, die genannte Königin Johanna, die Tochter der katholischen Könige, sei nicht, wie bisher allgemein geglaubt wurde, wahnsinnig gewesen, und habe keineswegs in freiwilliger Zurückgezogenheit von Thron und Welt fast 50 Jahre einsam im Schlosse zu Tordesillas gelebt; dieselbe sei vielmehr während dieser Zeit eine, der schmachvollsten Behandlung preisgegebene Staatsgefangene gewesen, die von ihren Aeltern gemishandelt, von der Mutter infolge ketzerischer Neigungen enterbt, von dem Gemahle, dem Vater und dem eigenen Sohne successive beraubt, und stets unter demselben Vorwande der Regierungsunfähigkeit in strengster Haft gehalten, — ja selbst der Folter unterworfen worden sei. Als Belege für seine Behauptung brachte Bergenroth eine große Menge, dem reichhaltigen Archive zu Simancas entnommene Actenstücke, welche er im spanischen Texte mit nebenstehender englischer Uebersetzung als Supplement zu einem größern Werke der Oeffentlichkeit übergab. Für Deutschland legte er in einem Aufsatze der „Historischen Zeitschrift" von Sybel das Resultat seiner Forschungen nieder, welches überhaupt in der Tagespresse sowol, als in historischen Kreisen Deutschlands, Frankreichs, Englands und Belgiens lebhaft besprochen wurde. Broschüren erschienen für und gegen seine Entdeckung, für und gegen die Art seiner Forschung, Uebersetzung und Auslegung. Namentlich sind es der Generalarchivar Gachard zu Brüssel, die Professoren Rösler zu Lemberg und Maurenbrecher zu Königsberg, alle drei Kenner der spanischen Archive, welche den Ausführungen Bergenroth's und seiner Freunde entgegentraten; indessen dürfte auch heute die fragliche Controverse vor Auffindung noch genauern Materials schwerlich als abgeschlossen zu betrachten sein. Bergenroth selbst starb, bevor er sich einer neuen Untersuchung der Frage hatte unterziehen können.

Der Zweck dieser Betrachtung kann weder eine kritische

Untersuchung der beiderseitigen Wege und ihrer Ziele, noch ein selbständiges Eingreifen in die Controverse sein; dazu reichen die mir zu Gebote stehenden Mittel nicht aus. Welche Freiheiten sich Bergenroth bei seiner Uebersetzung der Documente erlaubt, welche Kühnheit er bei Aufstellung seiner Schlüsse gezeigt hat, und wie er durch Unkenntniß oder Nichtbeachtung bereits vorhandenen und gedruckten Materials vom Pfade der Wahrheit abgewichen ist, das nachzuweisen haben jene Historiker versucht und muß auch ferner Sache der Forscher von Fach bleiben. Dagegen soll die Erzählung ein treues Bild des unglücklichen Lebens der Königin Johanna entrollen, wie es durch die genannte Controverse vervollständigt worden ist, sowie über die letztere selbst vom objectiven Standpunkte aus ein Referat ertheilen. Die Stellen streitiger Beleuchtung im Bilde sollen dabei hervorgehoben und ihr verschiedenes Licht auf die Quellen zurückgeführt werden. Zu diesem Zwecke wurde mir durch die Freundlichkeit Heinrich von Sybel's, neben Mittheilung seiner eigenen Auffassung, ein ausreichendes Material zur Verfügung gestellt.

Johanna wurde am 6. November 1479 zu Toledo als das dritte Kind Ferdinand's von Aragonien und Isabella's von Castilien geboren. Aus ihrer Jugendzeit ist wenig bekannt. Daß sie am Hofe der katholischen Könige, der frommen Begründer der Inquisition, in streng religiösen Formen auferzogen wurde, läßt sich voraussetzen; auch kann es bei dem Charakter Isabella's und den Sitten jener Zeit nicht auffallen, daß sie von der Mutter zuweilen strenge Züchtigungen erlitt. Bergenroth deutet diesen Umstand so, daß die zarte Kinderseele der Prinzessin, entsetzt über die Entfaltung der schrecklichen Thätigkeit der Glaubensgerichte, einen Widerwillen gegen religiöse Uebungen überhaupt eingesogen habe, nnd daß diese schon als Kind der üblichen Folterstrafe für Ketzerei unterworfen worden sei, welche auch bei Personen

fürstlichen Standes keineswegs ausgeschlossen blieb. Es steht indessen fest, daß Johanna vor und nach ihrer Vermählung, welche im October 1496 vollzogen wurde, häufig gebeichtet und regelmäßig die Messe gehört hat. Die Verheirathung mit Philipp dem Schönen von Oesterreich, dem Regenten der Niederlande, dem Sohne und Erben Maximilian's, war eine politische Speculation, deren ungeheuere Tragweite sich damals noch nicht ganz ermessen ließ; denn erst im Jahre 1500, als plötzlich die beiden ältern Geschwister Johanna's starben, wurde diese die einzige Erbin der in so thatenreicher Regierung ihrer Aeltern geeinigten spanischen Kronen.

Die ersten Jahre ihrer Ehe verlebte sie in den Niederlanden, in maßloser Leidenschaft zu ihrem schönen Gemahl entbrannt. Diese Leidenschaft erfaßte dermaßen ihre geistige und körperliche Existenz, daß sie sich allen andern Interessen gegenüber gleichgültig verhielt, auch die Correspondenz mit ihren Aeltern und den alten Lehrern aus Spanien sowie die religiösen Uebungen vernachlässigte. Die Mutter sah sich daher veranlaßt, ihr einen gewandten Geistlichen, Matienzo, Subprior von Santa-Cruz, als Gewissensrath zuzusenden, der sie auf den rechten Weg zurückführen sollte. Johanna empfing den Prior sehr kühl, lehnte ihn entschieden als Beichtvater ab und kehrte sich auch nicht viel an die schriftlichen Ermahnungen ihres alten vertrauten Beichtvaters, des Bruders Andreas, welcher sie bat, die leichtsinnigen pariser Mönche aus ihrer Umgebung zu entlassen. Erst nach ihrer ersten Entbindung im Jahre 1499 wird sie diesen Einflüssen wieder zugänglich. Der Gesandte der Mutter ist nun zufrieden gestellt. Sie tritt wieder in lebhaftern Verkehr mit der Heimat und folgt, nachdem sie noch 1500 ihren Sohn Karl geboren, im Jahre 1501, nach dem Tode ihrer Geschwister, der Einladung ihrer Mutter nach Castilien, um sich als präsumtiver Thronfolgerin huldigen zu lassen. Nach

kurzem Aufenthalte am französischen Hofe traf sie 1502 mit ihrem Gatten in Spanien ein. In demselben Jahre fand die feierliche Huldigung in Castilien und Aragonien statt; in demselben Jahre aber auch hat Isabella, welche ihren Tod herannahen fühlte, zum ersten mal sich von den Cortes zu Toledo das Versprechen geben lassen, daß König Ferdinand, ihr Gatte, die Regierung von Castilien fortführen solle, wenn nach ihrem Tode Johanna „abwesend, oder unfähig, oder nicht willens sein sollte zu regieren", ein Versprechen, welches 1503 zu Madrid erneuert wurde. Isabella muß nach ihrem Zusammenleben mit der Tochter dieselbe für regierungsunfähig erkannt, oder, wie Bergenroth schließt, den Plan gefaßt haben, sie ihrer ketzerischen Neigungen wegen definitiv vom Throne auszuschließen.

Jedenfalls nahm in dieser Epoche der Gemüthszustand der Prinzessin eine sonderbare Gestalt an; denn als plötzlich, zwei Tage vor dem Weihnachtsfeste, ihr Gatte, trotz aller Bitten und Vorstellungen des ganzen Hofes, die weite Reise durch Frankreich nach Brüssel antrat, verfiel sie in jenen Zustand interesseloser Apathie, welcher nur zuweilen von Ausbrüchen heftiger Wuth unterbrochen wurde, ein Zustand, der von nun an bis zu ihrem Tode der normale blieb. Politische Rücksichten, die rauhe Jahreszeit und die Schwangerschaft Johanna's ließen Isabella deren Reise zur Zeit unmöglich erscheinen. Dem leichtlebigen Philipp bot die eifersüchtige Zärtlichkeit seiner Gemahlin, welche ihn weder durch körperliche noch geistige Gaben zu fesseln vermochte, an dem fromm-steifen Hofe der katholischen Könige augenscheinlich keinen Ersatz für die Freuden seiner niederländischen Residenz; er ließ sich durch keine Gründe der Eifersucht, Politik oder Verwandtschaft zurückhalten.

So blieb Johanna allein zurück, versunken in schwermüthigem Hinbrüten, aus welchem sie nicht einmal ihre im

März erfolgende Entbindung von einem Prinzen, dem nachmaligen Kaiser Ferdinand, emporraffte. Ihr einziger Gedanke blieb der entfernte Gemahl. Weder ihre Mutter noch der ihr beigegebene Bischof Fonseca konnten sie zu irgendeiner Thätigkeit bewegen. Als sie im November 1503 zu Medina ein Schreiben Philipp's erhielt, welches sie nach Brüssel zurückberief, wollte sie mit Gewalt sofort abreisen und brach in die entsetzlichste Wuth aus, als man sich dem widersetzte, ja, sie brachte die kalte Nacht unter freiem Himmel vor dem verschlossenen Burgthore zu, und ließ sich erst durch die Ankunft der Mutter beruhigen, welche ihr die baldige Abreise versprach. Dieselbe erfolgte dann auch im Frühjahr 1504. Der genannte Vorfall ist die erste Aeußerung ihrer Geistesverwirrung, welche zur öffentlichen Kenntniß in ganz Spanien gelangte.

Endlich zu ihrem Gatten zurückgekehrt, findet Johanna denselben in den Liebesnetzen einer ihrer Hofdamen, und entbrennt natürlich in heftigster Eifersucht. In maßloser Wuth stürzt sie sich auf die Schuldige, mishandelt sie und läßt ihr unter anderm das schöne, goldene Haar abrasiren, das ihren Gatten so entzückt hat. Diese und andere Scenen hatten den Zorn Philipp's und eine zeitweise gänzliche Trennung der Gatten zur Folge, welche den Zustand Johanna's noch verschlimmern mußte. Auch waren sie die Veranlassung, daß Philipp über den geistigen Zustand seiner Gemahlin nach Spanien berichtete. Isabella verfügte nunmehr definitiv in ihrem Testament, daß die Regentschaft Castiliens so lange von ihrem Gatten geführt werden solle, bis ihr Enkel Karl das 20. Jahr erreicht habe, weil „ihre Tochter Johanna zum Regieren unfähig sei, auch nicht regieren wolle". Wenige Tage nach dieser Verfügung starb Isabella. Ferdinand ließ sofort Johanna als Königin proclamiren, berief die Cortes nach Toro, wo in geheimer Sitzung das Testament

Isabella's verlesen und über Johanna's Krankheit berichtet wurde, worauf die Cortes im Januar 1505 seine Regentschaft feierlichst bestätigten. Philipp protestirte sofort gegen diesen Act, als einer Vergewaltigung an seinem und seiner Gattin Rechten. Er schickte einen Gesandten, Jean de Hesdin, mit Protesten an Ferdinand und der Instruction an das castilische Volk ab, daß Ferdinand, nur um leichter die Herrschaft usurpiren zu können, verbreitet habe, Johanna sei wahnsinnig und werde von ihm, Philipp, gefangen gehalten. In Wahrheit war ihre Lage an seinem Hofe zu jener Zeit kaum anders zu bezeichnen. Sie weigerte sich nämlich entschieden irgendeinen Schritt zu thun, welcher dahin zielen könnte, ihren Vater von der Regierung zurückzudrängen, ließ sich dagegen durch Freunde des letztern überreden, Ferdinand's Regierungsübernahme sogar schriftlich gutzuheißen. Philipp, dem dieses Schriftstück hinterbracht wurde, ließ den Secretär Conchillos, der es entworfen, foltern, verjagte alle Spanier vom Hofe und hielt Johanna vollständig von allem Verkehr abgeschlossen. Sie hatte daher in dieser Zeit wieder heftige Scenen der Wuth und Eifersucht, bei welchen sie nicht selten Höflinge und Frauen mishandelte. Ihre Liebe zum Gemahl wurde zur völligen Raserei.

Zu Anfang des Jahres 1506 brach Philipp mit seiner Gemahlin selbst nach Spanien auf, um seine Rechte gegen Ferdinand persönlich zu verfechten. Ein Sturm zwang die Gatten in England zu landen, wo sie drei Monate am Hofe Heinrich's VII. zubrachten, bei Johanna's Schwester Katharina, der Prinzessin von Wales. Hier sowol, wie in Spanien nach ihrer Landung lebte die Königin so theilnahmlos wie gewöhnlich, grübelnd im dunkeln Zimmer, und lehnte entschieden jede Theilnahme an Regierungsgeschäften ab, ehe sie ihren Vater gesprochen habe. Philipp gestattete ihr indessen weder diese noch irgendeine andere Begegnung, außer

mit seinen Vertrauten. Sein Anhang, namentlich unter dem Adel, bei welchem Ferdinand verhaßt war, wuchs schnell, sodaß sich letzterer in den fortdauernden Verhandlungen allmählich nachgiebiger erwies und im Juni zu Villafafila einen Vertrag einging, worin er die Regentschaft förmlich an Philipp abtrat, mit der ausdrücklichen Stipulation, daß Johanna vom Regieren völlig ausgeschlossen bleiben solle, „da sie sich weigere zu regieren, und weil sie wegen ihrer Krankheit und Leiden, welche man aus Schamgefühl nicht nenne, auch gänzlich unfähig hierzu sei". Kaum abgeschlossen, erklärte Ferdinand diesen Vertrag für erzwungen, und beschuldigte nunmehr Philipp, seine Gattin ungerechter- und widerrechtlicherweise gefangen zu halten.

Er konnte mit Zuversicht voraussehen, daß die Castilianer nicht lange die willkürliche Herrschaft eines ausländischen Prinzen mit seinem leichtlebigen Schwarme fremder und einheimischer Günstlinge ertragen würden. Indem er versprach, die rechtmäßige Königin zu befreien, konnte er der Unterstützung vieler Granden und namentlich der Städte gewiß sein. Philipp dagegen, im augenblicklichen Besitze der Macht, wollte sich auch bald zum rechtmäßigen Könige machen und zu diesem Ende die gesetzliche Einschließung Johanna's wegen Wahnsinns durch den Staatsrath und die Cortes decretiren lassen. Nach vielfachen Bemühungen scheiterte indessen dieser Plan, namentlich an dem Widerstande der städtischen Deputirten. Factisch aber behielt Philipp allein eine Zeit lang das Heft der Regierung in den Händen, während Johanna nicht weniger wie sonst abgesperrt lebte.

Die Folgen dieses Zustandes gelangten nicht zur Reife. Schon im September desselben Jahres starb Philipp ganz plötzlich zu Burgos, nach nur wenigen Tagen einer heftigen Fieberkrankheit. Johanna war während derselben als unermüdliche Pflegerin nicht von seinem Lager gewichen. In

starrem Schmerze, ohne eine Thräne zu vergießen, sah sie den Mann sterben, dessen Leben der alleinige Inhalt ihrer geistigen und körperlichen Existenz, die Quelle aller Leiden und Genüsse gewesen war. Bergenroth deutet ziemlich klar darauf hin, daß Philipp's plötzlicher Tod die Folge einer von Ferdinand gesendeten Giftdosis gewesen sei. Man habe sehr schnell die Eingeweide und den Magen vernichtet, auch sollen noch späterhin einige Verbrecher durch Drohung mit Enthüllungen über den Tod des Königs ihre Freilassung erzwungen haben.

Eine Zeit lang blieb nun Castilien ohne Regierung, denn Ferdinand verweilte in Neapel, und Johanna war nicht zu bewegen, weder selbst Regierungsgeschäfte auszuüben, noch auch einen Regenten zu ernennen. Ihre stetige Ausrede war: „Mein Vater wird für alles sorgen; er kennt die Geschäfte besser als ich, die ich nur für die Seele meines Gemahls zu beten habe!“ Dabei verweilte sie wie sonst einsam in ihrem dunkeln Zimmer. Diese Zeit ihrer unbestrittenen persönlichen Freiheit nach dem Tode ihres Gatten hat am meisten dazu beigetragen, die Ueberzeugung von ihrem Wahnsinne zu verbreiten. Sie lebte nur den irdischen Resten ihres Gemahls, welche sie so eifersüchtig hütete, als ob derselbe noch am Leben wäre. Lange wollte sie seine Beisetzung nicht gestatten, welche doch endlich im Kloster Miraflores ausgeführt wurde. Gegen Ende December jedoch beschloß sie, Burgos zu verlassen, um den Leichnam in das königliche Grabgewölbe zu Granada überzuführen, welches sie jedoch niemals erreichte.

Trotz allen Widerspruchs der Granden und des Klerus trat sie die bekannte phantastische Reise mit der Leiche Philipp's an. Der Sarg mußte vorher geöffnet werden, sie umfaßte und küßte die modernden Reste, eine Ceremonie, welche mit entsprechender Leichenfeier nun täglich wiederholt

wurde. In der Nacht des 20. December verließ sie nach feierlicher Messe mit einem prächtigen Trauerzuge Burgos, gefolgt von vier Bischöfen, vielen Geistlichen und Edelleuten, und gelangte in kurzen Tage- oder vielmehr Nachtreisen Anfang Januar nach Torquemado, wo sie am 14. desselben Monats die nachgeborene Infantin Katharina zur Welt brachte. Die Reisen geschahen nur nachts, weil die Königin sagte, eine Witwe müsse das Licht meiden, nachdem sie die Sonne ihrer Seele verloren habe. Mit mistrauischer Eifersucht ließ sie den Leichnam bewachen, und namentlich die Nähe von Frauen vermeiden. Als man einmal in einem Kloster Station gemacht und sie zu spät bemerkte, daß dasselbe ein Nonnenkloster sei, ließ sie schleunigst den Leichnam vom Kirchhofe in das freie Feld hinaustragen, den Sarg öffnen, um sich zu überzeugen, daß ersterer unberührt sei, und verbrachte die stürmische Januarnacht, in welcher es nicht möglich war die Fackeln brennend zu erhalten, mit ihrem ganzen Gefolge unter freiem Himmel. So zog sie auch nach ihrer Entbindung noch längere Zeit im Lande herum, bis sie im August 1507 mit ihrem, mittlerweile aus Italien heimgekehrten Vater in Tortoles zusammentraf.

Schon im November 1506 waren die vornehmsten Würdenträger des Reiches zu einem Regentschaftsrath zusammengetreten, dessen Führung der Erzbischof von Toledo, der berühmte Ximenes de Cisneros, übernahm, welcher überhaupt von nun an im wesentlichen bis zur Ankunft Karl's V. die Zügel der Regierung in seiner starken und erfahrenen Hand behielt. Der provisorische Rath berief sofort die Cortes ein, welche indessen ebenso wenig wie jener von der Königin eine Autorisation ihres Handelns erlangen konnten. Sie brach bei fortgesetztem Drängen in wahnsinnige Wuthanfälle aus, und verweigerte namentlich am hartnäckigsten jegliche Unterschrift, ein Punkt, auf welchen später nochmals zurückzukommen ist. In

ihrer Weigerung zu schreiben bleibt sie von hier ab bis zu ihrem Tode consequent, einer der merkwürdigsten Umstände ihres verrückten Betragens. Nur zwei Ausnahmen, die letzten gleichzeitig, sind aus jener Zeit bekannt. Einmal unterschrieb sie die Anweisung zur Zahlung des Gehaltes an ihre flamländischen Musiker, welchen sie sehr zugeneigt war, und dann einen sonderlichen Befehl, welchen sie eigenmächtig erlassen und der großes Aufsehen erregte. Sie widerrief nämlich die Güterverschleuderungen ihres Gemahls, mit welchen derselbe während der kurzen Zeit seiner Regierung den Schwarm seiner Schmeichler belohnt hatte, ein Act, der ihr natürlich viele Feinde zuzog, anderntheils aber für ein Zeichen hohen Verstandes ausgelegt wurde, und daher auch von Bergenroth ins Vordertreffen seiner Argumente geführt wird.

Ueberhaupt finden sich Zeugnisse einer vernünftigen Sprache aus allen Lebensepochen der Königin vielfach verzeichnet, zu welchen Reden die Handlungen aber fast immer in grellem Widerspruche stehen. Bergenroth hält die nicht wegzuleugnende Leichenreise, deren phantastische Ausführung er durch die spanischen Geschichtschreiber übertrieben dargestellt glaubt, für ein geschicktes Arrangement Ferdinand's, bestimmt, nicht allein einen besondern, stets sehr theuern Reisezug der Königin zu ersparen, sondern auch das Volk seiner eigenen Regentschaft geneigt zu machen. Für diesen letztern Zweck war besonders auch Ximenes thätig.

Ohne besondern Staatsact und ohne Widerspruch übernahm Ferdinand die Regierung und führte sie bis zu seinem Tode fort, die wesentlichsten Geschäfte dem Cardinal Ximenes überlassend, der in demselben Jahre zum Großinquisitor ernannt wurde. Dieser hatte auch Johanna zu der Zusammenkunft in Tortoles begleitet. Sie ergab sich vollständig in den Willen des Vaters. Ferdinand soll sich entsetzt haben

über das elende Aussehen seiner Tochter, ihre schlechte Haltung und nachlässige Kleidung, ohne indessen etwas an ihrer Lebensweise ändern zu können. Sie residirte darauf zunächst in Arcos; dann von 1508 an, auf dringende Bitten des Vaters, in einem Schlosse zu Tordesillas am Duero, wohin er sie selbst mit dem Infanten Ferdinand begleitete. Er hatte ihr einen alten Beamten seines Hauses, Mosen Ferrer, zum Gouverneur gegeben, welcher, wie es scheint, mit absoluter Strenge den traurigen Hofhalt geleitet hat. Nunmehr hören bis zum Tode Ferdinand's, im Jahre 1516, alle Nachrichten über Johanna auf. Sie lebte zu Tordesillas in strengster Abgeschlossenheit, eine Verschollene mitten in ihren Königreichen. Bei sich hatte sie die jüngste Tochter Katharina und ein kleines Gefolge von Frauen und Dienern. Den Leichnam Philipp's hatte man gleichzeitig mit ihr dorthin bringen und im Kloster Santa-Clara beisetzen müssen, welches sie stets unter Augen haben konnte.

Aus dieser Zeit bleibt noch eine, erst von Bergenroth aufgedeckte Correspondenz zu erwähnen, zwischen Ferdinand und seiner Tochter Katharina, der Prinzessin Wales, und seinem Gesandten in London, dem Doctor Puebla. Dieselbe weist nach, daß Heinrich VII. von England um die Hand der verwitweten Königin anhielt, selbst für den Fall, daß ihr Zustand noch schlimmer sein sollte, wie das Gerücht ihn schildere. Katharina und Puebla unterstützten diese Werbung; der englische Staatsrath autorisirte dieselbe, weil er in Erfahrung gebracht hatte, daß Johanna trotz ihres Leidens noch fähig geblieben sei Kinder zu erzeugen. Heinrich versprach, sie von ihrer Krankheit heilen zu lassen, oder, falls das nicht möglich, sie gut zu pflegen. Ferdinand antwortete ausweichend, seine Tochter könne sich nicht entschließen die Reste ihres Gatten beisetzen zu lassen; später, sie bäte, nicht vor der erfolgten Beisetzung ihr Gemüth mit Heirathsver-

handlungen zu beschweren. Sie habe versprochen, sich dem Willen des Vaters gehorsam zu zeigen, aber vorläufig um Aufschub gebeten. Damit schließt die merkwürdige Correspondenz. Es ist in der That nicht erwiesen, ob Johanna jemals von diesen Verhandlungen Kenntniß erhalten hat. Bergenroth verneint es, da nach ihm Heinrich VII. für Ferdinand ein neuer Nebenbuhler in Castilien geworden wäre.

Der letztere fing im Jahre 1513 an bedenklich zu kränkeln. Bekanntlich hatte er sich 1505 seinem, Isabella auf den Tod geschworenen Eide zuwider, noch einmal mit einer achtzehnjährigen Prinzessin, Germaine de Foix, einer Nichte Ludwig's XII., vermählt, in der Hoffnung, einen Erben für die aragonischen Kronen zu erhalten, welche er seinem Nebenbuhler und Schwiegersohne Philipp nicht gönnte. Diese eifersüchtige Feindschaft scheint er auch auf den jungen Karl übertragen zu haben, denn auch nach Philipp's Tode war ein Erbe aus eigenem Hause sein sehnlichster Wunsch, obgleich ein solcher die Vereinigung aller spanischen Reiche, das mühselige Werk seiner und Isabella's gemeinsamer Regierung, über den Haufen werfen mußte. Wirklich wurde ihm 1509 ein, mit ungeheuerm Jubel begrüßter Sohn geboren, der aber bald wieder starb. Um die verlorene Zeugungsfähigkeit wiederherzustellen, ließ er sich von seiner jungen Gattin verleiten, ein gewisses Elixir, aus Stierhoden gefertigt einzunehmen, welches die umgekehrte Wirkung hatte, seinen Körper vollends zu zerrütten und ihm ein schmerzhaftes Siechthum zuzuziehen. Auf einer Reise nach Andalusien begriffen, wo er auf ärztlichen Rath den Winter zubringen sollte, starb er zu Madrigalejo am 23. Januar 1516. Schon im Jahre 1512 und 1515 hatte er Testamente aufgesetzt, in welchen er zwar seinem ältesten Enkel Karl die Regierung aller spanischen Reiche übertrug, da die Königin, seine Mutter, unfähig sei zu regieren, bis zum Eintreffen

Karl's aber den jüngern, Ferdinand, zum Regenten einsetzte, und ihm das Großmeisterthum über die drei militärischen Ritterorden verlieh, welches allein ausreichte, ihm eine unabhängige Stellung der Krone gegenüber zu geben. Da Ferdinand in Spanien geboren, erzogen und sehr beliebt war, würde die Ausführung dieses Testaments wahrscheinlich zum Bruder- und Bürgerkriege geführt haben. Karl hatte schon zur Vorsicht den Bischof von Utrecht, spätern Papst Hadrian, seinen Lehrer, mit ausgedehnten Vollmachten nach Castilien geschickt. Auf Ximenes' Vorstellungen stieß der alte Ferdinand noch am letzten Tage vor seinem Tode jenes Testament um und setzte in einer neuen Acte den Erzherzog Karl zum alleinigen Regenten aller spanischen Reiche in Vertretung seiner Mutter ein, mit der Bestimmung, daß bis zu dessen Eintreffen Ximenes in Castilien und sein natürlicher Sohn, der Erzbischof von Saragossa, in Aragonien die Herrschaft führen sollten. Nach Darlegung seiner Vollmachten von Karl, welche Hadrian zum Regenten ernannten, verständigte sich dieser mit Ximenes über eine gemeinsame Regierung in Castilien, deren eigentliches Haupt dennoch der letztere blieb. Karl's Vorsicht war weise gewesen. Trotz des letzten Testaments versuchten die Anhänger des jungen Ferdinand, verstärkt durch viele unzufriedene Granden, denen es nicht behagte, von einem Niedriggeborenen und einem fremden Priester regiert zu werden, die beseitigten Ansprüche des Infanten zu behaupten. Ximenes aber wies sie mit bewunderungswürdiger Festigkeit unter Hinweis auf seine militärischen und finanziellen Mittel ab.

Erst jetzt kommt im Reiche auch die Königin Johanna wieder zur Sprache. Als die Nachricht vom Ableben des Königs nach Tordesillas gelangte, entstand dort eine kleine Revolution. Der Gouverneur, Mosen Ferrer, hatte sich sehr verhaßt gemacht und sich vielfache Verdächtigungen in

Betreff der Behandlung der Königin zugezogen; auch warf man ihm offen vor, nichts zur Heilung und Beruhigung ihres Gemüths gethan zu haben. Sofort eilten einige Edle, unterstützt von angesehenen Bürgern der Stadt, aufs Schloß, um die Königin zu sehen. Die zahlreichen Wachen ließen das zwar nicht zu, litten aber gern, daß man dem auch ihnen verhaßten Gouverneur den Verkehr mit der Königin unmöglich machte. Bald erschienen noch mehr Würdenträger, um sich von dem Zustande der Königin zu überzeugen. Ein Priester drängte sich herbei, welcher durch fervente Teufelsbeschwörungen dieselbe zu heilen versprach. Man gestattete ihm mehrere Tage hindurch die Ausübung seiner Kunst, ohne der Fürstin Kenntniß davon zu geben, verjagte ihn aber wieder, als keins seiner glänzenden Versprechen sich erfüllen wollte.

Das Volk begann lebhaften Antheil an den Angelegenheiten der Königin zu nehmen. Ximenes deputirte auf die Nachricht von diesen Vorfällen den Bischof von Mallorca zur Untersuchung derselben nach Tordesillas, und entsetzte auf dessen Antrag den Gouverneur Ferrer seines Amtes. Ferrer beschwerte sich hierüber in einem entrüsteten Schreiben an den Cardinal, in welchem er seinen langjährigen Diensteifer und die Unmöglichkeit hervorhebt, bei dem eigenthümlichen Zustande der Königin mehr zu erreichen, was auch König Ferdinand stets anerkannt habe. Dieses Schreiben, und die hier anschließende Correspondenz zwischen Ximenes und Karl V. liefern Bergenroth ein wesentliches Material für seine Argumente. Ximenes berichtete über die Vorfälle an Karl und meldete, daß er den Ritter Hernan Duque von Estrada an Ferrer's Stelle gesetzt habe. Karl antwortete mit einer warmen Ermahnung, für die Wohlfahrt der Königin zu sorgen, und stellte die Absendung eines geeigneten Gouverneurs aus den Niederlanden in Aussicht, wenn er die beste

Persönlichkeit hierzu gefunden haben würde. Ximenes bat darauf, bis zu Karl's eigener Ankunft in den Angelegenheiten der Königin nichts zu ändern, da seit Installation Hernan Duque's bei derselben alles in vollkommener Ordnung sei. Bergenroth nennt die kindlichen Ergüsse des sechzehnjährigen Karl heuchlerische Lügen eines unnatürlichen Sohnes. Sie scheinen ihm nur schlecht die Unzufriedenheit zu verhehlen, welche Karl darüber empfand, daß Ximenes endlich, vom Drucke der öffentlichen Meinung gezwungen, den grausamen, aber treuergebenen Kerkermeister absetzen mußte, welcher selbst sich nicht scheute, in seinem Verantwortungsschreiben einzugestehen, daß er die Folter gegen die Königin angewendet habe, was ganz den Intentionen Ferdinand's entsprochen und von diesem selbst häufig geschehen sei. Ganz Anderes lesen Rösler und Gachard aus diesen Briefen, auf welche in Betreff der Folter noch später zurückzukommen ist. Sie sehen in Karl's Worten eine wirkliche Fürsorge für die ihm zwar unbekannte Mutter, deren mögliches Eintreten in seine Rechte aber gar nicht in den Kreis seiner Vorstellungen gehört haben kann, weil die Regierungsunfähigkeit der Königin bereits für evident galt, ehe Karl zu denken fähig war. Sie weisen ferner nach, daß Ximenes für seine väterlichen Maßregeln gegen die Königin damals ungetheilte Anerkennung im ganzen Lande erntete. Aus des letztern Correspondenz geht hervor, daß die Königin sich unter der Garde des Hernan Duque eines größern Wohlbefindens erfreut habe wie je zuvor, und daß es gelang, einige Reinlichkeit und die Bereitwilligkeit zu regelmäßigen Mahlzeiten bei ihr herzustellen, welches Ferrer vergeblich angestrebt zu haben behauptet. Uebrigens verharrte sie bis an ihr Ende bei dem Mittel, die Nahrung zu verweigern, wenn man ihr den Willen nicht that.

Mit dem Regierungsantritt Karl's V. beginnt eine Epoche,

aus welcher die meisten und wichtigsten der von Bergenroth entdeckten Documente stammen, die ihm auch gleichzeitig am meisten zur Belastung des Kaisers geeignet scheinen. Zum bessern Verständniß der fernern Schicksale Johanna's wird es nöthig, hier kurz die politischen Ereignisse einzuschalten, welche die ersten Regierungsjahre Karl's begleiten.

Nachdem er klugerweise den, von seinem Großvater ernannten Regenten Ximenes in dieser Würde neben Hadrian bestätigt hatte, war sein erster Regierungsact, sich, auf Vorstellung seiner belgischen Minister und die Bitten herbeigeeilter ämtersüchtiger Spanier den Titel eines Königs von Castilien und Aragonien zuzulegen, da ja die Königin, seine Mutter, in ihrer unheilbaren Geistesverwirrung wie eine Todte zu betrachten sei. Der große Rath von Castilien, welchen er darüber erforschen ließ, stellte ihm in einem sehr vernünftigen, durch schlagende Gründe motivirten Schreiben diesen Schritt als ein entschiedenes Unrecht vor, das gegen Herkommen, Gesetz und das Ansehen der Mutter verstoße, ohne irgendwelchen Nutzen zu gewähren, da ja niemand daran denke, dem Prinzen auch nur den Schatten seines Regentenrechtes zu bestreiten. Karl aber wartete die Antwort gar nicht ab, denn schon am 14. März 1516 ließ er sich, im Anschluß an die feierlichen Obsequien Ferdinand's, öffentlich in der Kirche zu Brüssel, unter dem Beifalljauchzen des Volkes, zum Könige ausrufen. Der Kaiser Maximilian, der Papst und das heilige Collegium hatten die Proclamation gebilligt. Karl theilte sie als vollendete Thatsache dem großen Rathe, den Kanzleien und Städten Castiliens mit und befahl den beiden Regenten, ihn öffentlich als König ausrufen zu lassen. Er schrieb ihnen, daß er diesen Schritt zwar ungern, aber, seiner Autorität wegen, nothwendig hätte unternehmen müssen.

Die Unzufriedenheit in Castilien war allgemein. Auch

die Königin soll, wie Sandoval erzählt, sich sehr unzufrieden geäußert und ihren Sohn nach wie vor nur „Prinz“ genannt haben, obgleich die wirkliche Proclamation ausdrücklich anführte, daß sie mit Genehmigung der Königin erfolge. Im großen Rathe stieß sie auf heftige Opposition, nach welcher Ximenes sich genöthigt sah, die stürmische Sitzung gewaltsam aufzuheben. Es gehörte seine ganze Energie dazu, die öffentliche Proclamation dennoch durchzusetzen. In Aragonien blieb der königliche Titel indessen unbeachtet, da er nach der Verfassung des Landes nur von den Cortes ausgesprochen und diese nur von dem Fürsten in Person berufen werden konnten. Karl's Gegenwart in Spanien wurde dringend nöthig. In Castilien murrte man über die Regentschaft. Hadrian vertrug sich schlecht mit Ximenes und noch schlechter mit dem großen Rathe. Ueberall war man unzufrieden, von einem fremden jungen Prinzen regiert zu werden, der sich nicht einmal die Mühe gab schnell zu erscheinen.

Politische Rücksichten zwangen Karl noch in den Niederlanden zu weilen, bis er nach langen Verhandlungen endlich durch den Vertrag zu Noyon 1516 und die Erneuerung der Ligue von Cambrai 1517 dieselben hinreichend, namentlich gegen Frankreich, gesichert glaubte. Nach mehrfachen Hindernissen landete er am 19. September 1517 zu Villaviciosa in Asturien, begleitet von seiner ältern Schwester Eleonore und einer großen Zahl belgischer sowie einiger spanischen Würdenträger. Sein erster Regierungsact auf spanischem Boden war eine von jenen eingeflüsterte That des Undanks. In einem sehr lauen Schreiben dankte er nämlich dem um ihn und das Land so hochverdienten Ximenes für seine fernern Dienste. Der einundachtzigjährige Greis, welcher auf der Reise zur Begrüßung seines neuen Fürsten schwer erkrankt war, starb einige Stunden nach Empfang dieses Schreibens.

Seine hohe Würde als Primas von Spanien und Erzbischof von Toledo vergab Karl sofort an Wilhelm von Croy, einen zwanzigjährigen Niederländer seiner Begleitung, den Neffen seines allmächtigen Ministers und Erziehers, des Herzogs von Chièvres. Dieser Jüngling hatte bereits kurz vorher vom Papste den Cardinalshut empfangen. Die Castilier sahen in solcher Ernennung einen beleidigenden Angriff auf ihr verfassungsmäßiges Recht, welches die Anstellung von Ausländern durchaus untersagte.

Karl reiste von Villaviciosa direct nach Tordesillas, wo er indessen erst Anfang November ankam. In einer längern Unterredung wußte zunächst Herr von Chièvres auf geschickte Weise die Königin zu bewegen, ihre mündliche Zustimmung zu Karl's Maßnahmen zu ertheilen, ein Zeichen, daß immerhin ihre Willensäußerung noch nicht als ganz gleichgültig angesehen wurde. Dann empfing sie Karl und Eleonore in einer, zwar freundlichen, aber sehr kurzen und feierlichen Audienz, gewissermaßen erstaunt, daß sie so glänzend entwickelte Kinder habe. Die beiden sahen hier zum ersten mal ihre jüngste elfjährige Schwester Katharina, welche seit ihrer Geburt noch nie das traurige Haus ihrer Mutter verlassen hatte, und ebenso wie diese nur in einen grobleinenen Rock mit ledernem Schurz gekleidet werden durfte. Die unglückliche Prinzessin lebte in diesem Verhältniß in der That, bis sie, 17 Jahre alt, an den König von Portugal verheirathet wurde. Einen einzigen Wechsel in dieses Leben brachte ein kurzes Ereigniß, welches hier gleich zu erwähnen von Interesse ist, und dessen Einzelheiten ebenso wie die vorerwähnten von Gachard nach Lafuente und Laurent Vital ausführlich erzählt werden.

Von dem Wunsche beseelt, der jungen Katharina eine angemessene Erziehung zu geben, ließen Karl und Eleonore dieselbe nächtlicherweile mit List und Gewalt entführen

und behielten sie einige Tage bei sich am glänzenden Hofe zu Valladolid. Johanna aber fing an, nachdem sie ihr Kind vermißte, derart zu rasen und verweigerte so hartnäckig die Nahrung, daß Karl sich genöthigt sah, die Prinzessin schleunig zurückzuführen und persönlich seine Mutter zu beruhigen.

Nach seiner ersten Unterredung mit Johanna ließ Karl eine prächtige, von ungeheuerer Volksmenge besuchte Gedächtnißfeier am Sarge seines Vaters in der Kirche Santa-Clara abhalten und verweilte noch etwa acht Tage in Tordesillas; dann brach er nach Valladolid auf. In Mojados kam ihm sein Bruder Ferdinand entgegen. Die Begrüßung war äußerlich herzlich. Karl fürchtete indessen den mächtigen Anhang des Bruders und sendete Ferdinand daher bald nach den Niederlanden, nachdem er schon von Brüssel aus dessen bisherige Umgebung verabschiedet und durch ihm ergebene Granden ersetzt hatte.

In überaus prachtvollem Aufzuge zog Karl am 18. November, begleitet von seinen Geschwistern und gefolgt von einer außerordentlichen Zahl von Fürsten, Granden, Prälaten und Gesandten in Valladolid ein. Seinem Einzuge folgte eine Reihe der glänzendsten Feste, Turniere, bei welchen er selbst mitwirkte, und welche nicht weniger als 80000 Zuschauer nach Valladolid gezogen haben sollen. Bei dieser Gelegenheit sei eines auch für unsere Zeit interessanten Umstandes erwähnt. Es war dem Quartiermeister des Königs unmöglich gewesen', die ungeheuere Menge von Würdenträgern passend unterzubringen, ohne die Privilegien der Geistlichen anzutasten, welche die meisten und schönsten Häuser in Valladolid besaßen. Auf die höfliche Bitte, nach eigener Wahl weltliche oder geistliche Herren bei sich aufzunehmen, hatte der Klerus ablehnend geantwortet und mit Excommunication gedroht, wenn man wagen würde, seine

Rechte anzugreifen. Der Quartiermeister glaubte das wagen zu müssen. Er ließ die Wohnungen gewaltsam durch die Polizei (Alcalden und Alguazils) öffnen und quartierte ein. Der Klerus schleuderte wüthend gegen ihn die Excommunication und belegte sogar alle Kirchen, Klöster und Kapellen, in welchen die Belgier sich zum Gottesdienste vereinigten, mit dem Interdict. Sobald ein Flanderer in einer Kirche erschien, hörte sofort der Gottesdienst auf. Obwol im Besitze der Macht, wagte Karl es nicht, diesen Uebergriffen des so einflußreichen Klerus entschieden entgegenzutreten, weil er noch zu sehr seiner wirksamen Unterstützung bedurfte.

Am 12. December berief er die Cortes. Einen Monat später trat zunächst ein Ausschuß zusammen, welcher unter Führung des kühnen Doctor Zumel von Burgos sofort in heftigste Opposition zur Regierung trat, entrüstet, daß er mit Ministern zu verhandeln habe, welche in der Mehrzahl Ausländer seien. Zumel setzte es durch, daß in der Eröffnungssitzung vom 5. Februar, in welcher Karl persönlich erschien, dieser zunächst die Rechte und Gesetze Castiliens, insbesondere das Fremdengesetz beschwören mußte, ehe die Abgeordneten den Eid der Treue leisteten. Zwei Tage darauf fand die öffentliche Huldigung in der Kirche San-Paolo statt, welche Karl, wie die Nachricht eines großen Sieges, an die fremden Souveräne und den Papst mittheilte, ein Sieg, welcher um so größer war, als die Cortes ihm neben einer langen Liste von Wünschen und Ermahnungen 600000 Dukaten bewilligten, eine Summe, wie sie noch nie ein castilischer Herrscher erhalten hatte.

Vor seiner Abreise nach Aragonien beschäftigte sich Karl mit seiner Mutter. Er sah sie mehreremale und ernannte den Marquis von Denia, einen der ersten Granden des Reiches und alten Vertrauten ihres Vaters, zu ihrem Gouverneur. Die, leider nur lückenhafte, meist chiffrirte Cor-

respondenz des Königs mit diesem Manne und dem Beichtvater der Königin, welche bis in das Jahr 1531 reicht, ist die wichtigste Ausbeute von Bergenroth's Forschungen über Johanna. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei Karl, neben der Fürsorge für das Wohl der Mutter auch die Rücksicht auf seine eigene Behauptung auf dem Throne vorgewaltet hat, und daß er sich namentlich vor einer eventuellen Benutzung Johanna's durch die feindlichen Parteien sichern wollte. Bergenroth aber schließt aus der Heimlichkeit der Correspondenz und der ängstlichen Absperrung der Königin auf verbrecherische Einkerkerung einer Gesunden. Doch zurück zur Geschichte Castiliens, welche nunmehr in unmittelbare Verbindung mit dem Leben Johanna's tritt.

Karl verweilte in Spanien bis zum 20. Mai 1520. Von seinen Versprechungen in Betreff der Gesetze hatte er, namentlich in Castilien, fast keine erfüllt. Die höchsten Stellen am Hofe, in Staat und Kirche wurden käuflich oder wanderten in die Hände von Ausländern; die verfassungsmäßigen Rechte der Cortes wurden vielfach misachtet. Dazu forderte der König immer neue Summen; sein habsüchtiger Minister, Chièvres, saugte das Land förmlich aus. Adel und Geistlichkeit murrten über Zurücksetzung und Beschränkung ihrer Rechte; besonders aber waren die Städte aufgebracht, welche mit ihren communalen Freiheiten Handel und Wohlstand zu verlieren glaubten.

Im Jahre 1519 wurde Karl nach seines Großvaters Tode zum Deutschen Kaiser erwählt. Es war für ihn dringend nöthig, schleunigst nach Deutschland abzugehen: ein neuer Grund zu Misvergnügen in Castilien, um so mehr, als er zur Reise wiederum Geld verlangte. Die Cortes wurden geradezu vergewaltigt. Schon vor des Königs Abreise standen Segovia und Toledo in bewaffnetem Aufruhr. Kaum hatte er das Land verlassen, den Cardinal Hadrian

als alleinigen Regenten zurücklassend, als sich alle castilischen Städte zu einem Bunde, — der „heiligen Junta", vereinigten, welcher schnell ein Heer aufstellte, die Regentschaft vertrieb und eine provisorische Regierung erklärte. Um dem Aufstande ein gesetzliches Schild vorzuhängen, erklärte die Junta, daß die Königin nicht wahnsinnig sei, sondern nur gefangen gehalten werde. Ihr Feldherr Padilla erstürmte am 23. August Tordesillas und setzte die Königin vorübergehend wieder in die Regierung ein. Interessant ist Johanna's Verhalten bei diesen Vorfällen. Schon vor dem Ueberfalle der Junta hatte Hadrian mehrere Glieder des großen Rathes an sie abgesendet mit der Bitte, durch offene Erklärung das castilische Volk zu beruhigen. Eine Acte, welche man aufsetzte, sollte dem Lande verkünden, daß Johanna freiwillig in Tordesillas wohne, daß sie niemals gefangen gehalten noch gemishandelt worden sei, und daß sie selbst ihren Sohn Karl mit der Regierung beauftragt habe. Sie gab in langer, meist sehr vernünftiger Unterhaltung Alles zu, aber unterzeichnete nicht. Man stellte ihr vor, daß ihre Signatur sofort den Aufruhr entwaffnen würde. Sie unterschrieb nicht. Bald nachher fiel Tordesillas in die Hände der Junta. Aehnliche Scenen wiederholten sich jetzt. Die Königin zeigte sich sehr erstaunt über die Klagen des castilischen Volkes, und bedauerte von denselben nicht früher unterrichtet worden zu sein. Sie versprach auf den Thron zurückzukehren, ernannte Padilla zum Generalkapitän und beauftragte ihn, mit einem Ausschusse der Junta vorläufig die nöthigen Maßregeln zu treffen. Alles dies geschah ohne ein Zeichen von Wahnsinn.

Man jubelte im ganzen Lande, die Königin bei gutem Verstande zu finden; ihre zu Protokoll vernommene Dienerschaft sagte aus, sie sei immer vernünftig gewesen. Die Königin beklagte sich über unangemessenes Benehmen ihrer

Umgebung, mit Ausnahme des Beichtvaters, den sie sehr liebte, weil er mild in seinen Anforderungen war, namentlich aber über Denia, welcher, wie aus seinen eigenen Briefen hervorgeht, sie sehr viel mit religiösen Uebungen belästigte, wahrscheinlich wol auch viel von ihren eigensinnigen Launen zu leiden hatte. Denia mit seiner Gattin und der ganzen Dienerschaft wurden daher von der Junta entlassen. Ihren Aufenthalt oder vielmehr Kerker in Tordesillas zu verlassen, verweigerte die Königin entschieden, sodaß die Junta dort ihre Regierung einrichten mußte. Im September kamen dort in feierlicher Sitzung alle Delegirten der verbundenen Städte zusammen, um der Königin zu huldigen und die neurevidirte, ziemlich demokratische Verfassung zu inauguriren. Diese Verfassung behielt eine ständische Gliederung indessen noch bei. Das Protokoll über diese Sitzung ist von Bergenroth wörtlich wiedergegeben. Auf die lange, trefflich motivirte Anrede des Doctor Zuniga von Salamanca antwortete die Königin sehr gnädig in ebenfalls langer und vernünftiger Rede. Sie wollte auf alle Wünsche der Nation bereitwillig eingehen; als es aber zur Unterzeichnung des bezüglichen Manifestes an das Land kam, verweigerte sie wie immer die Unterschrift. Vergeblich war es auch nur die Verkündigung ihres Regierungsantrittes schriftlich zu erlangen. Sie unterzeichnete nicht. Man bat, schmeichelte, drohte, und ging zuletzt zu Zwangsmaßregeln über, die in Entfernung ihrer Tochter, Einsperrung und sogar Nahrungsentziehung bestanden. Sie unterschrieb nicht.

Trotzdem aber ging sie auf Verlangen stets wieder auf die öffentlichen Angelegenheiten ein. Man kam daher auf die Aushülfe, ihre Aussprüche protokollarisch aufzusetzen und so als Befehle der Königin zu expediren. Dennoch gewann im Lande die Ueberzeugung wieder Raum, daß die Königin wirklich krank und regierungsunfähig sei. Die Junta ver-

ordnete daher allgemeine öffentliche Processionen, Bittgänge und Messen, um für die Gesundheit der Königin zu beten; sie ließ sogar einen neuen Versuch der Teufelsbeschwörung officiell zu, da viele Leute die Königin für besessen hielten. Bergenroth schreibt den Widerstand gegen den Willen ihrer Befreier, der geschickten, aber verrätherischen Beeinflussung durch den Beichtvater im Sinne der königlichen Partei zu, was er aus dem Briefe eines geheimen Agenten an den Cardinal Hadrian aus jener Zeit schließt. Eine solche Thätigkeit ist wahrscheinlich; ebenso aber ist bekannt, daß Johanna niemals unterschrieb. Fast alle Geschichtschreiber sind sich darüber einig, — Hadrian schreibt es selbst an Karl —, daß die Junta, welche genug vernünftige und gemäßigte Männer unter ihren Häuptern zählte, im Namen der Königin lange hätte regieren können, wenn diese die genannten Actenstücke vollzog, und daß Karl, wenn überhaupt, nur auf Grundlage einer Verfassung mit vielen communalen und ständischen Freiheiten das Regiment zurückerhalten hätte.

Nicht nur in Castilien, in ganz Spanien war die Unzufriedenheit allgemein. In Aragonien und besonders in Valencia kam es zu einer theils sehr blutigen Revolution, welche sich hier vorzugsweise gegen die Vorrechte des Adels richtete. Ohne die Unterschrift der Königin verlor die Junta bald ihren innern Halt. Die noch unentschiedenen Barone und Geistlichen traten mit ihrem Anhang jetzt auf des Königs Seite, um so leichter, als Karl aus Deutschland Versprechungen erließ, welche vor seiner Abreise gegeben, den Aufstand überhaupt verhindert haben würden. Einzelne Städte wurden schwankend, und Burgos fiel geradezu ab. Handel und Verkehr begannen zu stocken. Das zahlreich bewaffnete, aber schlecht disciplinirte niedere Volk, zumeist Arbeiter der großen Städte, durchzog in Banden das Land

und machte Straßen und Felder unsicher. Auch zeigte es sich wenig geneigt, zu friedlichem Gewerbe zurückzukehren. Unter solchen Umständen wuchs das in Navarra, unter den Befehlen des Connétable Velasquez und seines Sohnes, des Grafen von Haro, gebildete Heer des Königs, dem die meisten Adelichen zuströmten, schnell heran und übertraf bald das Heer der Junta, zwar nicht an Zahl, aber an Tüchtigkeit und Ausrüstung.

Schon am 5. December gelang es einer entschlossenen Abtheilung, Tordesillas mit Sturm zu nehmen und sich der Königin zu bemächtigen. Die Stadt war ungeschickterweise schlecht gedeckt und wurde nur von einem Regiment Priester unter dem greisen Bischofe von Zamora vertheidigt. Der Schlag war hart für die Junta, wenn auch noch nicht entscheidend. Sie ließ sich in Valladolid nieder und trat in vielfach gewundene Verhandlungen ein, mit dem Adel, dem Könige von Portugal und selbst dem Kaiser. Ein Waffenstillstand wechselte mit kleinen Kriegsepisoden ab, welche indessen meist siegreich für die Junta waren und daher ihre Ansprüche sowie das Ansehen ihres Generals Padilla von neuem emporhoben.

Endlich, am 21. April 1521, kam es zur Entscheidungsschlacht bei Villalar, in welcher Padilla, auf dem Rückzuge begriffen, von den etwa 12000 Mann starken Königlichen unter Graf Haro erreicht und besonders von dessen vortrefflicher Rittercavalerie nebst leichten Feldstücken total zersprengt wurde.*) Er selbst gerieth in Gefangenschaft und wurde am andern Morgen enthauptet. Valladolid an der Spitze, öffnete nun eine Stadt nach der andern dem Heere

*) Wol eins der ersten Beispiele für die Verwendung vorausgeschickter Cavaleriemassen in Verbindung mit leichter Artillerie, welche hier noch auf Wagen gesetzt wurde.

des Königs die Thore und versprach völlige Unterwerfung. Nur Toledo vertheidigte sich noch zehn Monate lang unter der Anführung der heldenmüthigen Gattin Padilla's, der vielgenannten Donna Maria Pacheco, welche, nachdem endlich durch Meuterei und Verrath die Stadt in die Hände der Kaiserlichen gefallen war, sich noch zwei Monate mit bewunderungswürdiger Energie in der Citadelle behauptete.

Johanna's Auftreten war bei Rückkehr des königlichen Regiments gerade so wie immer. Sie empfing selbst freudiger Stimmung die einrückenden Granden an den auf ihren Befehl geöffneten Thoren des Schlosses. Sofort war sie einig mit ihnen über alle politischen Wünsche, sodaß z. B. der Admiral von Castilien nach ihren vernünftigen Aeußerungen den Ausspruch that: „Ich glaube sie bei vollem Verstande", welchen Ausspruch er allerdings bald widerrief. Auch die Granden verlangten von ihr ein Manifest zur Beruhigung des Reiches. Sie unterschrieb nicht. Man schritt zu demselben Mittel der protokollarischen Aufnahme, wie die Junta gethan. Einige Tage später kehrte der Marquis von Denia mit seinem alten Gefolge nach Tordesillas zurück, die Königin bezog wieder ihr dunkles, einsames Zimmer, das sie von nun an bis zu ihrem Tode nicht mehr verließ.

Diese sogenannte zweite Gefangenschaft ist jedenfalls strenger gewesen. Die Absperrung blieb in der That eine vollkommene, namentlich, nachdem man auch die Infantin Katharina bei ihrer Verheirathung entfernt hatte. Der Marquis von Denia war natürlich gereizt. Die Königin sowol als die Junta hatten ihn schwer verletzt. Es läßt sich annehmen, daß seine Maßnahmen weniger milde, die Regelung des täglichen Lebens in Betreff der kirchlichen Uebungen, des Anzuges, der Mahlzeiten, des Aufstehens und Schlafengehens strenger von ihm durchgeführt wurden. In allen

diesen Dingen lebte Johanna höchst unregelmäßig, wie aus der von Bergenroth entdeckten Correspondenz deutlich hervorgeht. Sie gerieth jedesmal in Wuth, wenn ihr etwas nicht zu Willen geschah, und wendete dann stets ihr altes Mittel der Nahrungsverweigerung an. Es mag viel Geduld nöthig gewesen sein, unter solchen Umständen ein wohlwollender Wärter zu bleiben. Noch mehr wie den Marquis, haßte die Königin dessen Gemahlin und die Damen des Gefolges, welche ebenfalls aus vornehmen Häusern waren. Sie nennt dieselben stets „schlechte Weiber", hat sie oft geschlagen und ihnen sogar einmal einen Kübel an den Kopf geworfen. Ihr gewöhnlicher Zustand blieb indessen wie früher, ein dumpfes, unthätiges Hinbrüten, mit gänzlicher Vernachlässigung aller andern Interessen.

Wie schon gesagt, ist die erwähnte Correspondenz, welche Bergenroth Veranlassung zu schwerer Belastung Karl's V. gibt, leider unvollständig und reicht nur bis in das Jahr **1531**. Die Briefe Karl's schärfen allerdings dem Gouverneur stets die größte Heimlichkeit ein, über alles, was die Königin betrifft. Er befiehlt ihm einmal Niemand zu ihr zu lassen und über ihre Angelegenheiten nur an ihn selbst und durch sichere Boten zu berichten, in Anbetracht der Wichtigkeit, welche die Sache für ihn habe. Dann aber ermahnt er stets mit Eifer für das leibliche und Seelenheil seiner Mutter zu sorgen. Denia berichtet viel über die religiösen Uebungen. Es wird ihm besonders schwer, die Königin zu regelmäßigem Hören der Messe und noch schwerer zum Beichten zu bewegen. In orthodoxem Fanatismus scheint er hiermit die Kranke am meisten gequält zu haben, während der Beichtvater eine mildere Praxis befolgte, da er auch ohne Beichte dauernd der einzige Vertraute der Königin blieb. In der Weihnachtsnacht **1522** stürzte sie einmal, während man die Messe las, in die Kapelle, mit fürchterlichem Ge-

schrei verlangend, daß man den Altar entferne, ihre Tochter von demselben fortreißend. Dazu schreibt Denia, daß sie zuweilen an die Fenster der Galerien trete und mit wüstem Rufen die Vorübergehenden auffordere, alles zu tödten, was im Schlosse sei.

Ferner enthalten die Briefe des Marquis Meldungen über die materielle Lebensweise, Klagen, daß sie sich in Wochen nicht zu Bett lege, daß sie nicht essen und trinken, nicht die Kleider wechseln wolle, und anderes. Dann schreibt er wieder einmal: „Die Königin, unsere Herrin, hat sich gebessert; sie ist ordentlicher als jemals in Kleidung und Reinlichkeit", oder: „Sie hat sich in den letzten vierzehn Tagen dreimal zu Bett gelegt und ebenso oft angezogen", oder: „Man hat es mit vieler Mühe dahin gebracht, daß die Königin ißt und zu Bett geht", oder: „Die Königin hat sechs bis sieben Tage gut gegessen und getrunken, lag aber fast immer zu Bett", und noch Aehnliches.

Von besonderer Wichtigkeit aber sind zwei Schreiben aus den Jahren 1522 und 1525, welche Bergenroth von neuem Veranlassung geben, eine mit Karl's Genehmigung erfolgte Folterung Johanna's zu behaupten. Es ist mehrfach und in verschiedenen Jahren die Rede von einem Residenzwechsel der Königin. Denia schlägt wiederholt Arevalo oder Toro vor, theils aus Gesundheitsrücksichten, weil gerade eine Epidemie zu Tordesillas herrschte, meistens aber aus politischen Gründen. Tordesillas erschien ihm mit seinen Bewohnern und schlechten Festungswerken nicht sicher genug, gegenüber einer eventuellen neuen Revolution. Niemals hat in Wirklichkeit ein solcher Residenzwechsel stattgefunden, auch finden sich keine Antworten Karl's auf diese Anträge vor. In dem ersten Schreiben nun beantragt Denia die gewaltsame Ueberführung der Königin nach Arevalo, aus Furcht vor der Wiederholung der Ereignisse vom Jahre 1520. Er sagt

darin wörtlich: „Ew. Majestät möge überzeugt sein, daß diese Uebersiedelung nicht mit freiem Willen der Königin zu ermöglichen ist, denn wie sollte sie hierzu geneigt sein, da sie absichtlich nichts von dem thut, was der Erhaltung ihres Lebens und dem Heile ihrer Seele zuträglich ist, sondern stets das Gegentheil. Und in Wahrheit, wenn Ew. Majestät in vielen Dingen gegen Ihre Hoheit Zwang anwenden wollten, würden Sie nur Gott und Ihrer Hoheit dienen, und ein gutes Werk thun, denn solches ist nöthig bei Personen in dem Zustande Ihrer Hoheit, der Königin. Schon die Königin Isabella, Ew. Majestät Großmutter, handelte derart gegen ihre Tochter, unsere Herrin. Meiner Meinung nach sollte man mit den bestmöglichsten Mitteln Ihre Hoheit zu freiwilliger Abreise von Tordesillas zu bewegen suchen!"

Früher schlägt er einmal als solches Mittel die Wiederholung der bekannten Ceremonien bei der Reise mit der Leiche Philipp's vor. „Im Falle, daß sie unfruchtbar bleiben", fährt er fort, „müßte der Präsident des großen Rathes mit einer Ordre Ew. Majestät erscheinen, Ihre Hoheit ergreifen und sie bei sinkender Nacht in eine Sänfte tragen, um sie, ohne anzuhalten, nach Arevalo überzuführen. Ich sage, daß der Präsident kommen möge, weil ich weiß, daß er dieses und alles, was Ew. Majestät befehlen, buchstäblich ausführen wird. Mit ihm aber müßten zwei oder drei Räthe herkommen, damit die Sache den Anschein erhält, als wäre sie vom Rathe und dem ganzen Königreiche angeordnet." (Die Königin verlangte oft und namentlich nach der Revolution nach den Granden des Reiches.) „Ich werde Sorge tragen", heißt es in dem Briefe weiter, „daß alles zur Reise vorbereitet ist; aber da ich im Dienste Ihrer Hoheit bleiben soll, wird es nicht zuträglich sein, daß ich selbst dabei zugegen bin. Ich würde in Ungnade bei

Ihrer Hoheit fallen, wenn ich selbst dabei betheiligt erschiene."

In dem Briefe vom Jahre 1525 schreibt der Marquis an den Kaiser, daß er den Frauen der Königin Befehl gegeben habe, dieselbe durch Bitten, nöthigenfalls aber gewaltsam in ihr Zimmer zurückzuführen, nachdem sie in den Galerien des Schlosses Schreie ausgestoßen hätte, daß sie alsdann von selbst zurückgekehrt sei und seitdem nichts anderes gethan habe, als was man von ihr wünschte. Dann fährt er wörtlich fort: „Ich habe immer geglaubt, daß Ihre Hoheit sich für unsere Sünden in so traurigem Zustande befinde. Nichts würde in Rücksicht auf ihn so nützlich sein, als einiger Zwang, obgleich es eine sehr ernste Sache für einen Vasall ist, an ein derartiges Verfahren gegen seinen Herrn zu denken." Des Kaisers Antworten auf diese Briefe sind nicht vorhanden. Seine Ansicht aber erhellt aus einem andern Schreiben Denia's vom Jahre 1527, in welchem dieser sagt: „Ew. Majestät wünschen eine achtungs- und rücksichtsvolle Ueberführung der Königin nach Toro. Ich finde es sehr gut, wenn Ew. Majestät als Sohn so sprechen, ich aber, als Vasall, kann nicht anders handeln, wie es dem Dienste Ew. Majestät und Ihrer Hoheit entspricht. Nur bitte ich um bestimmte Befehle, denn, wenn die Abreise ohne Misvergnügen der Königin stattfinden soll, so wird sie sich ebenso verzögern, wie so viel andere, weniger schwierige Angelegenheiten." In dem ersten Briefe ist der Ausdruck „Zwang anwenden" gegeben durch die spanischen Worte „hazer premia". In Verbindung mit einer Stelle aus dem früher erwähnten Entlassungsschreiben Mosen Ferrer's an Ximenes übersetzt Bergenroth das Wort „premia" einfach durch „Folter"! Ferrer schreibt nämlich unter anderm: „Ist es meine Schuld, wenn Gott die Königin so gestaltet hat, daß man von ihr nicht mehr verlangen kann, als Se.

göttliche Majestät erlaubt und will? Und niemals hat der König, ihr Vater, mehr erreichen können, derart, daß er mit seinen Befehlen nachlassen mußte, um ihr das Leben zu erhalten, denn sie wollte lieber vor Hunger sterben, als gehorchen!" Im spanischen Texte heißt es: „le huvo de mandar dar cuerda, por consevarle la vida", was Bergenroth übersetzt: „er befahl sie zu foltern, um ihr das Leben zu erhalten." „Dar cuerda", wörtlich „Strick geben", scheint ihm „foltern" zu heißen, nämlich die damals, besonders in Glaubensprocessen, übliche Folter anwenden, welche darin bestand, daß das Opfer an den auf den Rücken gebundenen Händen aufgehängt wurde, während man ihm ein bedeutendes Gewicht an die Füße band. Bergenroth führt selbst an, daß dieses Verfahren nicht selten den Tod des Opfers zur Folge gehabt habe. Gleichzeitig war dies der erste Foltergrad, welcher nach Bergenroth auch kurzweg mit „premia" bezeichnet worden sei. Er führt als Beleg seiner richtigen Uebersetzung das Wörterbuch von Dominguez an. Mit demselben Wörterbuche und dem der spanischen Akademie widerlegen ihn Rösler und Gachard. Nach ihnen ist weder der eine noch der andere Ausdruck je für „Folter" gebräuchlich gewesen. „Dar cuerda" heißt nichts als „den Zügel nachlassen", also „Luft geben", „nachgeben", „in die Länge ziehen", „hazer premia" dagegen „Zwang anwenden".*)

Während nun Bergenroth nachzuweisen glaubt, daß Johanna schon als Kind von ihren Aeltern, zweifelsohne wegen Lauigkeit in Glaubenssachen gefoltert, daß sie später unter

*) Eine dritte Uebersetzung wurde mir kürzlich durch Kenner des Spanischen angedeutet. „Dar cuerda" heißt noch heute in Spanien „die Peitsche geben", „mit Ruthen schlagen", sowol im Sinne des Antreibens der Zugthiere wie des Züchtigens von Kindern. Die Königin würde demnach wie ein eigensinniges Kind geschlagen worden sein, wenn sie nicht essen wollte.

der usurpirten Regierung ihres Vaters und Sohnes in der Gefangenschaft grausam behandelt und mit deren Vorwissen wieder gefoltert worden sei, — folgern Gachard und Rösler, daß Ferdinand und sein Diener Ferrer den Extravaganzen der kranken Johanna gegenüber sich passiv verhielten, während Denia denselben väterliche Strenge gegenübersetzte und gewaltsame Maßregeln zu gestatten bat, welche ja auch Isabella schon habe anwenden müssen. Bergenroth behauptet, daß Karl nur zum Scheine und aus Vorsicht den Deckmantel kindlicher Fürsorge getragen habe, daß er seines finstern Kerkermeisters auch ohne schriftliche Befehle sicher gewesen sei, während Gachard und Rösler seinen Ermahnungen zu respectvoller milder Behandlung der Königin, vollen Werth beilegen, die ängstliche Heimlichkeit aber aus der politischen Situation und der Discretion erklären, welche ja bei solcher Krankheit jede Privatfamilie schon zu beobachten pflegt. Wie auch der philologische Schiedsspruch in der grammatischen Frage ausfallen möge, es ist schwer, die Bergenroth'sche Fassung mit dem Sinne der citirten Stellen in Einklang zu bringen. Ferdinand und Ferrer sollen die Strickfolter anwenden, um Johanna zum Essen zu zwingen, eine Folter, welche, wie er selbst sagt, nicht selten dem Opfer das Leben kostete. Darin liegt ein doppelter Widerspruch, während ganz klar verständlich ist, daß sie die Kranke bei ihren Ausschreitungen gewähren ließen, damit sie nur überhaupt Nahrung nehmen sollte. Ferner ist nicht klar, wie der Marquis unter „premia“ „Folter“ verstanden haben soll, da er doch deutlich beschreibt, wie er bei Ueberführung der Königin nach Arevalo den „Zwang“ auszuführen beabsichtigt.

Noch auf zwei andere Briefe legt Bergenroth zu Gunsten seiner Auffassung Gewicht. Der eine ist vom Beichtvater der Königin, dem Bruder Juan Avila, an den Kaiser 1519, und enthält Mittheilungen über den momentan günstigen

Zustand der Königin und Infantin, über befriedigenden Messebesuch, sowie Ermahnungen, daß doch ja der Kaiser recht kindliche Fürsorge für das geistige und körperliche Wohl seiner Mutter tragen solle. Diese Ermahnungen erscheinen allerdings kühn von einem einfachen Mönche, finden aber wol in seiner Stellung zur Königin und der Jugend Karl's ihre Begründung. Der andere Brief, ebenfalls an den Kaiser, ist von der funfzehnjährigen Infantin Katharina 1521, und enthält Klagen über das ungebührliche und zudringliche Betragen der Marquise von Denia und ihrer Dienerinnen. Die Prinzessin bittet den Kaiser, zu befehlen, daß man den Beichtvater Juan Avila, den Einzigen, welcher die Königin zu trösten verstände, nicht verhindere bei derselben zu erscheinen, so oft Ihre Hoheit seine Gegenwart wünsche; sowie, daß man die Königin nicht in ihrem Zimmer, welches nur durch Kerzen zu erhellen sei, eingesperrt halte, wenn sie den Wunsch hege, in den Galerien spazieren zu gehen.

Diese Briefe verdächtigen am allermeisten die Art der Bewachung der Königin. Sie beweisen, daß Denia wirklich streng handelte, was in Betreff der engen Absperrung im Einverständnisse mit dem Kaiser geschah. Sie zeigen auch, daß die, von der Königin gehaßte Marquise sich Uebergriffe erlaubt hat, und daß der Beichtvater Juan Avila mit dem Gouverneur nicht im besten Einvernehmen stand. Er war dem letztern augenscheinlich nicht streng genug in Betreff der religiösen Uebungen. In der That ist er auch schon 1523 in sein Kloster zurückgekehrt; ein besonderes Schriftstück über den Grund seiner Entlassung existirt leider nicht.

Aus der langen Zeit vom Jahre 1531—55 sind sehr wenig Nachrichten über Johanna vorhanden. Sie lebte in gewohnter Art und strengster Abgeschlossenheit zu Tordesillas, welches sie nie verließ. Für die Welt ist sie todt, in öffentlichen Angelegenheiten wird sie nie erwähnt. Genauere

Nachrichten besitzen wir erst wieder aus den letzten Lebensjahren. Gachard beschreibt eine Episode, welche Bergenroth unbekannt geblieben ist, nach spanischen Autoren (insbesondere Cienfuegos). Um das Jahr 1550 machte in Spanien ein begeisterter Anhänger Loyola's, Franz von Borja, genannt der „heilige Herzog", großes Aufsehen durch seine eigene Bekehrung und sein frommes Wirken. Herzog von Gandia, einer der ersten Granden des Reiches und Großstallmeister der Kaiserin, hatte er deren Leichnam nach Granada überführen müssen und war von dem Anschauen desselben bei Oeffnung des Sarges zu dem Entschlusse getrieben worden, der Welt zu entsagen, um als armer Mönch des neugestifteten Ordens Jesu nur frommen Werken zu leben. Dieser religiöse Eiferer kam auf einer seiner vielen Missionsreisen 1552 nach Tordesillas, als gerade der Infant und nachmalige König Philipp bei seiner Großmutter zum Besuche weilte. Philipp ließ sofort den „heiligen Herzog", welcher der Königin wohlbekannt war, rufen, damit er versuchen solle, seine Großmutter zu den nothwendigsten religiösen Uebungen zurückzuführen, was seit langer Zeit nicht mehr möglich gewesen war. Borja hatte mehrere lange Unterredungen mit Johanna und brachte sie wirklich dazu, eine Beichte zu sagen, welche er ihr wörtlich vorsprach, nachdem er versichert, er sei ermächtigt, jede, auch die dem Papste selbst vorbehaltene Absolution, zu ertheilen, worauf sie dieselbe empfing. Mit Borja's Abreise aber schwand jeder Gedanke an die ihrem Ideenkreise gänzlich fern liegenden kirchlichen Uebungen. Sie fiel in die gewohnte Theilnahmlosigkeit zurück. Vergeblich versuchte der Marquis von Denia, wie er 1553 an den Kaiser schreibt, sie durch verschiedene Mittel zur Beichte zu bewegen. Ihr Widerstand war unbesiegbar. Bevor der junge Philipp 1554 zu seiner Vermählung mit der katholischen Maria nach England abreiste,

machte er noch einen letzten derartigen Versuch. Er schickte daher nochmals den frommen Borja nach Tordesillas, in Erinnerung seiner Erfolge vom Jahre 1552. Ein förmlicher Bekehrungsfeldzug wurde eröffnet. Borja stellte der Königin vor, wie unglücklich der Prinz sei, im Augenblicke, in dem er das große Werk unternehme, England zum katholischen Glauben zurückzuführen, die eigene Großmutter in den Banden der Ketzerei zu wissen.

Der Wahnsinn der letztern scheint zu dieser Zeit einen hohen Grad erreicht zu haben, und wird auch von Bergenroth nunmehr zugegeben. Sie glaubte bald sich, bald die Umgebung von bösen Geistern besessen, sie sah eine schwarze Katze die Seele ihres Vaters, des Gatten und sich selbst zerreißen, und tobte dann auf entsetzliche Weise. Dabei lebte sie vollkommen thierisch in Bezug auf alle Aeußerlichkeiten. Den erneuten Mahnungen Borja's zur Beichte entgegnete sie, daß sie zu derselben unvermögend sei, ehe ihre Frauen als Ketzerinnen verurtheilt würden. Dieselben verhinderten sie, Johanna, an allen Glaubensübungen. Borja fragte, wie sie leben könne ohne Messen, Sakramente und Heiligenbilder? Sie antwortete: „Ich hatte den heiligen Dominicus, Franciscus, Petrus und Paulus, meine Frauen spieen darauf, sie warfen Schmuz ins Weihwasser, stellten sich während der Messe in unanständiger Haltung vor den Priester und befahlen ihm zu lesen, was ihnen gefiel. Sie nahmen mir die Reliquien und das Crucifix fort, welches ich bei mir trug!" Darauf bat sie dringend, diese ketzerischen Hexen ins Gefängniß zu werfen. Borja ging auf den Wahnsinn ein, ließ die Frauen verschwinden, und erzählte der Königin, sie seien in den Kerker der Inquisition abgeführt, einen besongern, Nachdruck auf das Wort „Inquisition" legend, weil welches sie nie die Königin vor demselben große Furcht hege. lichen Angelegenher dem Infanten Philipp ein ausführliches

Programm zur Bekehrung der Königin vor, mit öffentlichen Gebeten, Wallfahrten und Teufelsbeschwörungen. Philipp genehmigte alles, bis auf die letztern, welche er erst im äußersten Nothfalle anzuwenden gestattete. Das Zimmer der Königin stattete man mit Heiligenbildern aus, las die Messe und Evangelien in der Zimmerthür, wenn die Königin sich weigerte an den Altar zu treten. Von diesem mußte man jeden Schmuck in Gold und feinen Stoffen entfernen, weil sie das für unpassend hielt und unvereinbar mit ihrer groben Kleidung. Als Philipp selbst erschien, um sich von ihr zu verabschieden, über welche Zusammenkunft leider kein Referat vorhanden ist, war Borja nach vielen Anstrengungen so weit gekommen, folgende Fortschritte bezeichnen zu können, welche ihm zu schönen Hoffnungen Veranlassung gaben: 1) Die Königin hatte erklärt im katholischen Glauben zu leben; 2) sie hatte einer Messe beigewohnt; 3) sie hatte zum großen Erstaunen ihrer Umgebung geduldet, daß man ihr Zimmer mit Weihwasser besprenge; 4) sie hatte die Lektüre der Evangelien angehört; und endlich 5) die Absolution empfangen. Zu einer Beichte war sie diesmal nicht zu bewegen gewesen.

Borja hatte zu seinem Vertreter einen geschickten Jesuitenmönch ausgesucht, welcher dauernd das kirchliche Leben der Königin leiten sollte. Nach kurzer Zeit indessen kam dieser zu der Einsicht, daß hier ein jeder fernere Versuch vergeblich sein würde, und zu der Behauptung, daß kein Priester mehr wagen dürfe die Sakramente zu ertheilen, selbst wenn die Königin dieselben verlangen sollte, ohne sich eines Sacrilegiums schuldig zu machen. Man stand daher von allen weitern Versuchen ab.

Die letzte Lebenszeit der Königin war entsetzlich. Wie schon gesagt, sank sie zu einem völlig thierischen Zustande herab. Wenn sie nicht den vorerwährten Rasereien nachhing,

deren vornehmster Gegenstand die bösen Frauen ihrer Umgebung und das Gespenst der schwarzen Katze waren, so verließ sie ihr Bett nicht mehr, welches alle Ausleerungen des Körpers empfing. Sie vegetirte in ihrem faulenden Kothe. Am 12. April 1555 erlöste sie der Tod von solch entsetzlichem Dasein.

Sandoval beschreibt nach Augenzeugen ihre letzten Momente. Drei Monate lang erfüllte sie Tag und Nacht das Haus mit dem fürchterlichsten Schmerzensgeschrei. Ihr Elend soll herzzerreißend gewesen sein; kein Verwandter, nur Priester und Diener umstanden das widerwärtige Todeslager. Im letzten Augenblicke aber erhellten sich ihre Vernunft und ihr Herz zu einem frommen Dankgebete für ihre Erlösung. Neunundvierzig Jahre hatte ihre Einschließung gedauert; mit geringer Unterbrechung hatte sie ihr dunkles Zimmer nie verlassen. So lebte und starb die Frau, welche zwei deutschen Kaisern das Leben gegeben, die Mutter des damals mächtigsten Monarchen der Welt, des Begründers jener Universalmonarchie, welche er selbst schon wieder zertrümmerte. Nur wenige Monate nach dem Tode der Mutter zog sich der gewaltige Fürst, müde von den Lasten seiner Weltbeherrschung, in das einsame Kloster von San-Juste zurück.

Bergenroth verfehlt nicht den Blick auf eine historische Perspective zu lenken, welche nach seiner Ansicht die Motive zu der traurigen Gefangenschaft Johanna's in logischer Folgerung enthält. Isabella sah unter ihrer ungläubigen und weich beanlagten Tochter das mit Hülfe der strengsten kirchlichen Disciplin geeinigte Spanien zerfallen; Ferdinand und Philipp stritten sich aus Eigennutz um die usurpirte Herrschaft und waren nur einig in der Fernhaltung Johanna's vom Regiment. Mutter, Vater und Gatte benutzten das vortreffliche Mittel, sie als wahnsinnig einzuschließen, um sie lebendig den Todten gleichzustellen. Karl V. endlich,

der Sohn und Erbe, wurde von Kindesbeinen an in der Anschauung erzogen, daß das Geschick nicht umsonst so viele Kronen auf seinem Haupte vereinigt habe; seine göttliche Mission sei es, die Völker der Welt vermöge des Glaubens zu einem ungeheuern Gemeinwesen zu verschmelzen. Er hielt den Wahnsinn seiner Mutter für eine segensreiche Schickung oder eine bequeme Erbschaft, und that das Seinige, den Glauben an ihn zu befestigen. Wie würde er sonst, fragt Bergenroth, seine Universalmonarchie haben aufrichten können? Diese Frage führt zu Conjecturen, die zwar müßig, die von den Jahrhunderten bereits überholt, aber dennoch nicht ohne Interesse sind, weil sie die Möglichkeit gewähren, sich eine so grundlegende Epoche, wie die Regierung Karl's V., unter gänzlich veränderten Voraussetzungen abgespielt zu denken. Johanna sei nun wahnsinnig gewesen oder nicht; gelebt hat sie mit wunderbarer Zähigkeit fast so lange als ihr Sohn Karl. Gesetzt, sie habe nicht allein, wie Bergenroth behauptet, die Fähigkeit, sondern auch die Macht gehabt, das Regiment persönlich zu führen, mit einem Herrschertalente etwa wie es ihre Mutter besaß — das Angesicht der Welt hätte in der That leicht ein anderes werden können. Würde der junge Karl im Jahre 1519 zum Deutschen Kaiser erwählt worden sein, wenn er nur Erzherzog von Oesterreich und Herr der Niederlande war? Die Geschichte der Wahl läßt darüber manchen Zweifel offen. Ohne Karl's ganz außerordentliche Machtstellung würde Friedrich der Weise die, zuerst auf ihn gefallene Wahl vielleicht nicht abgelehnt haben, würden die hohenzollernschen Kurfürsten nicht von dem Plane zurückgetreten sein, die Krone ihrem eigenen Hause zu erwerben. Die päpstlichen Kräfte waren Karl, Neapels wegen, durchaus feindlich. Leo X. glaubte mit dem französischen Könige auf dem römischen Kaiserstuhle in Deutschland und Italien sicherer zu regieren; die reforma-

torischen und humanistischen, die liberalen und nationalen Tendenzen dagegen jubelten dem jungen Enkel Maximilian's entgegen. Er wußte schnell genug dieselben zu enttäuschen und seinen Frieden mit der Curie zu machen. Wie anders konnten sich die Geschicke Deutschlands gestalten, wenn in der ungeheuern Flutströmung der Reformation ein nationaler Kaiser an seiner Spitze stand! Ohne die spanische Erbschaft konnte Karl dieser nationale Kaiser sein, um so leichter, wenn die Regentin seiner zukünftigen Staaten, wenn seine Mutter die religiöse Freiheit auf ihre Fahne schrieb! — Wie klein erscheint in der Folge der Weltbegebenheiten die Frage nach dem Wahnsinn einer einzelnen Frau! Und doch wie ungeheuer waren hier die Folgen! Die Frage selbst aber, ist sie gelöst oder nicht? Darüber werden endgültig wol erst neue archivalische Entdeckungen entscheiden können. Den gegentheiligen Auslegungen beider Parteien sind einige Schwächen nicht ganz fortzuleugnen. Das aber scheint mir über allen Zweifel festzustehen, daß Johanna nicht im Stande gewesen ist, einen Staat zu regieren, daß sie jedoch infolge fanatischen Glaubenseifers, übertriebener politischer Befürchtungen und der Roheit ihrer Zeit überhaupt, zwar nicht gefoltert worden, aber mehr hat erdulden müssen, als die Rücksicht auf den Staat und die Eigenthümlichkeit ihrer Krankheit erforderten!

So elend ist wol nie ein Weib gestorben,
Das zu so hohem Zweck geboren schien!

Radowitz.

Seine politischen Anschauungen und deren Einfluß auf Friedrich Wilhelm IV.

Von

Ferdinand Fischer.

In dem Leben der Gegenwart eilen Ereignisse und Zeitgenossen mit Dampfesschnelle vorüber, und großartige Erscheinungen und edle Persönlichkeiten sind oft schon im nächsten Jahrzehnt vergessen. Kaum ahnen die Ueberlebenden, wie kräftig und wohlthätig solche Persönlichkeiten auf die Entwickelung der Verhältnisse der Gegenwart eingewirkt haben, und von welcher Bedeutung sie für die Zukunft wurden. Zu diesen schnell vergessenen Persönlichkeiten gehört der Generallieutenant Joseph von Radowitz, der während seines Lebens einen so großen Einfluß auf die Geschicke Preußens ausübte, und der, wie Wenige, gefeiert und angefeindet, verehrt und gehaßt wurde. Einst der einflußreichste Katholik am preußischen Hofe, der Führer der politischen katholischen Partei, und zuletzt von den Ultramontanen angegriffen und verdächtigt; im sechszehnten Jahre unter den Fahnen Frankreichs auf dem leipziger Schlachtfelde kämpfend und im Besitze des Ordens der Ehrenlegion, und im Mannesalter derjenige, welcher am ernstesten vor Frankreich warnte und dem Rheingelüste der Franzosen gegenübertrat. Einst Gründer und Mitarbeiter der „Berliner Wochenschrift", Vertheidiger der Rechte des spanischen Infanten Karl, Vorkämpfer für die ständische Verfassung und dann Mitglied des deutschen Parlaments, Schöpfer der Dreikönigsverfassung und schärfster Gegner der olmützer Politik.

Trotz dieser äußern Wandlungen war sein Charakter fest, sein Denken consequent, sein Handeln energisch und das Wohl des Vaterlandes das unveränderte Ziel seines Strebens. Wohl haben seine Anschauungen durch die Ereignisse einer bewegten Zeit, durch den Umgang mit den Edlern der Zeitgenossen und durch die Erfahrungen, welche er in seinen verschiedenen Stellungen, namentlich vor 1848 in Frankfurt, gemacht hatte, Aenderungen erlitten, nicht aber seine Principien und seine Gesinnung. Zu allen Zeiten war er — um mich der Worte Bunsen's zu bedienen — ein edler und ehrlicher Mann.

Der Zweck dieser Abhandlung ist, die Wahrheit der Bunsen'schen Worte darzuthun und zu zeigen, daß Radowitz zu keiner Zeit seinen politischen Ideen und Anschauungen untreu wurde; dieselben nur im Laufe der Zeit ausbildete, vom Unkraut reinigte und zu einer dem Vaterlande gedeihlichen Reife brachte.

Weit entfernt ein vollständiges Bild dieses hochbegabten Mannes geben zu wollen, bezwecke ich nur, an seine politischen Anschauungen und seinen Einfluß auf seinen königlichen Freund zu erinnern, und so vielleicht ein Steinchen für die dereinstige Geschichte der Zeit Friedrich Wilhelm's IV. beizutragen.

Joseph von Radowitz war zu Blankenburg im Harze im Jahre 1797 geboren. Sein Vater, aus dem niedern Adel Ungarns stammend, war braunschweigischer Titularrath und nährte sich durch Weinhandel. Schon in der Schule übertraf Joseph von Radowitz alle seine Altersgenossen durch Gedächtnißkraft und schnelle Auffassung. Er besuchte die Militärschule in Braunschweig und später eine französische Militärschule. Noch nicht 16 Jahre alt, wurde er westfälischer Offizier und erwarb sich auf dem Schlachtfelde den französischen Orden. Bei der Auflösung des westfälischen

Königthums trat er in die Dienste des Kurfürsten von Hessen. Achtzehn Jahre alt, wurde er erster Lehrer der Mathematik und Kriegswissenschaften des Cadettenhauses zu Kassel, und ein Jahr darauf in beiden Wissenschaften Lehrer des Kronprinzen. Als der Kurfürst wegen seiner Geliebten, Emilie Ortlepp, einer berliner Dame von schlechtem Rufe, rohe Anforderungen an seine Gemahlin, die Schwester Friedrich Wilhelm's III., machte, ertheilte der junge Hauptmann der Kurfürstin den Rath, daß sie den Anforderungen nicht nachgeben möchte. Die Folge davon war sein Abschied und die Uebersiedelung nach Preußen, wo er, von der Kurfürstin empfohlen, sofort, und zwar im Generalstabe der Artillerie, und bald darauf auch als Mitglied der obersten Militärstudienbehörde und der Artillerieprüfungscommission und als Lehrer des Prinzen Albrecht angestellt wurde. Einunddreißig Jahre alt, war er schon Major und Chef des Generalstabes der Artillerie. Als Lehrer des Prinzen Albrecht hatte er in Potsdam Gelegenheit, mit dem Kronprinzen von Preußen näher zusammenzukommen, und die Bekanntschaft verwandelte sich sehr bald in ein Freundschaftsverhältniß, welches bis zum Tode von Radowitz fortdauerte. Unter den Männern, mit welchen der Kronprinz politisch übereinstimmte, war kein einziger, der ihm in künstlerischer und wissenschaftlicher Hinsicht in gleicher Weise wie Radowitz genügen konnte, und andere, wie Bunsen, Humboldt, Savigny, Heinrich von Arnim und Gans standen ihm in politischer Beziehung fern. Nur Radowitz theilte des Kronprinzen politische Ansichten und war ihm in der Liebe zur Kunst ebenbürtig, während er ihn an umfassendem Wissen überragte. Ihre gegenseitige Freundschaft wurde auch nicht durch die verschiedene Religionsauffassung gestört; vielmehr gab diese dem Umgange ein Interesse, welches den Prinzen anhaltend anzog.

Eine Folge dieses Umgangs war die Theilnahme Rado-

witz' an den Versammlungen in der Wilhelmsstraße und an der von den Freunden des Kronprinzen nach der Julirevolution zur Verbreitung conservativer Ideen gegründeten Wochenschrift, worin Radowitz zuerst seine politischen Ideen niederlegte. Außer den mathematischen und kriegswissenschaftlichen Arbeiten und außer den politischen Aufsätzen in der Berliner Wochenschrift gab er auch im Jahre 1834 eine Ikonographie der Heiligen heraus, die ihn in weitem Kreise der Katholiken in- und außerhalb Preußens bekannt machte. Aber auch der Hof, welcher ihn als preußischen Patrioten erkannt hatte und ihm um so mehr Vertrauen schenkte, als er durch seine Gattin, Gräfin von Voß, mit dem höheren altpreußischen Adel in Verbindung getreten war, zog ihn bei katholischen Fragen zu Rathe, und Radowitz war es, welcher Droste-Vischering zum Erzbischof von Köln vorgeschlagen hatte. Als nun jene Wahl so schwere Folgen hatte und die kölner Wirren von Baiern, Frankreich und Belgien unterstützt wurden, entstand zuerst am Hofe Mistrauen und Argwohn. Man beschuldigte Radowitz, daß er in Verbindungen mit den Jesuiten Belgiens und Roms stehe, und bezeichnete sogar als seinen letzten Zweck die Convertirung des Kronprinzen. Man verlangte seine Entfernung aus Berlin, und das höhere Beamtenthum, welches ihn als politischen Feind erachtete, unterstützte diese Anforderung. Der König gab nach, aber er suchte ihn zugleich zu entschädigen und seine Talente zu benutzen. Er ernannte den jungen Major zum Militärbevollmächtigten am Bundestage, eine Stellung, die vor ihm einem Generallieutenant anvertraut war. Diese Stellung blieb ihm bis zum Jahre 1848. Während der Zeit wurde er zum Generalmajor befördert und 1842 Gesandter in Baden. Auch nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. blieb Radowitz der vertrauteste politische Freund des Königs. Ihn frug er bei allen wichtigen Angelegenheiten um Rath

und ertheilte ihm die Aufträge, die ihm am meisten am Herzen lagen. Dreimal: 1840, 1847 und Anfang März 1848, war er in Wien, um des Königs Pläne wegen größerer Einheit Deutschlands durchzuführen.

Gleich nach der Märzrevolution legte Radowitz alle seine Aemter nieder, um als unabhängiger Mann im Parlament für das Zustandekommen des deutschen Verfassungswerkes wirken zu können. Zugleich veröffentlichte er eine Schrift: „Deutschland und Friedrich Wilhelm IV.", worin er zeigte, daß der König schon vor dem März 1848 den nationalen Ideen Rechnung getragen habe. Von dem westfälischen Kreise Arnsberg, welcher dem Einflusse der Geistlichkeit unterworfen war, als Abgeordneter nach Frankfurt gesendet, gehörte er zu den begabtesten Mitgliedern der Paulskirche. Er schloß sich der Partei des Café Milani an, welche Vereinbarung der Verfassung mit den Fürsten forderte, und sehr bald wurde er das Haupt dieser Partei, bei welcher sich Schwerin und Vincke, freilich aber auch Beisler, Lasaulx und Bally betheiligten. Trotz seines Einflusses auf die Partei war er doch nicht immer mit ihr einverstanden. Ihm stand das Wohl der Nation, ihr Ansehen nach Außen und ihre Einheit im Innern höher als der Parteizweck. Diese patriotische Gesinnung ist in allen seinen im Parlament gehaltenen Reden die Grundlage, gleichviel ob er vor den Rheingelüsten Frankreichs oder vor der Aufopferung von 600000 Deutschen in Posen warnt, ob er für die sofortige Erschaffung einer deutschen Flotte als Zeichen deutscher Einheit oder für die Umgestaltung der deutschen Kriegsverfassung unter Erhaltung der Eigenthümlichkeiten der verschiedenen deutschen Armeen spricht, oder ob er, nach Erlaß der österreichischen Verfassung vom 4. März 1849, die Ausschließung der österreichischen Monarchie aus dem engern deutschen

Bundesstaate und das Ausscheiden der österreichischen Abgeordneten aus dem Parlament mit beredten Worten fordert.

Die Reichsverfassung nahm er mit Vorbehalt wegen Zustimmung der deutschen Fürsten an und stimmte für die Ernennung Friedrich Wilhelm's IV. zum deutschen Kaiser. Ob Radowitz trotzdem einen Einfluß auf die Ablehnung der deutschen Krone ausgeübt hat, ist unbekannt geblieben. Seit dem 23. April 1849 finden wir ihn in Berlin, wo er mit dem Könige vom frühen Morgen bis späten Abend anhaltend arbeitet, um den Entwurf zu einer deutschen Verfassung zu Stande zu bringen und unter Ausschließung Oesterreichs einen kräftigen Bundesstaat unter Preußens Leitung hervorzurufen. Von dieser Zeit an war er es, welcher die äußern Angelegenheiten Preußens leitete. Zu diesem Zwecke wurde er zum Generallieutenant ernannt und seit 1850 zum Mitgliede der interimistischen Centralgewalt zu Frankfurt, sowie zum Leiter des Verwaltungsrathes der Unionsstaaten. Am 27. September 1850 wurde er Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Was er in der Zeit vom 23. April 1849 an erstrebt, wie er gekämpft hat und unterlegen ist, darauf komme ich weiter unten. Für jetzt nur, daß er trotz seines innigen Verhältnisses zu dem Könige und trotz der Uebereinstimmung mit dem Prinzen von Preußen, der Hof- und Beamtenpartei unterlag. Vergeblich hatte er seit länger als sechs Monaten zur Aufrechterhaltung der Union die Rüstung des Heeres gefordert, und da ihm auch noch am 2. November 1850, wo die Heere Oesterreichs, Baierns und Würtembergs und selbst Rußlands an den Grenzen Preußens gerüstet wurden, die Mobilmachung der Armee von der Mehrzahl der Minister abgeschlagen worden war, so bat er um seine Entlassung. Der König nahm sie an und schrieb ihm: „Ich danke Ihnen aus meinem tiefsten Herzen für Ihre Amtsführung, sie war die meisterhafte und geistreiche Ausführung meiner Gedanken

und meines Willens. Und beide kräftigten und hoben sich an Ihrem Willen und Ihren Gedanken, denn wir hatten dieselben. Es war trotz aller Tribulation eine schöne Zeit, ein schöner Moment meines Lebens, und ich werde dem Herrn, den wir beide bekennen, und auf den wir beide hoffen, solange ich lebe, dankbar dafür sein."

An die Stelle von Radowitz trat Manteuffel und schloß den traurigen Vertrag von Olmütz. Radowitz ging ins Exil nach England, angeblich um über den Bau der Röhrenbrücken mathematische Studien zu machen. Später kehrte er nach Erfurt zurück. Da sich der König nach seinem persönlichen Umgange sehnte, so rief er ihn nach Berlin und ernannte ihn zum Director des Militärstudienwesens. Geistig und körperlich ermattet lebte er noch ein Jahr und starb am 25. December 1853. Sein Tod wirkte erschütternd auf den König. Er verlor in ihm nicht blos den treuen Rathgeber und schöpferischen Staatsmann, sondern auch den Freund, welcher Verständniß für seine Pläne und Hoffnungen für sein Wünschen und Streben hatte.

Radowitz vereinte schnelle Auffassung und scharfes Denken mit seltenem Gedächtniß, reicher Phantasie und Schöpfungsgabe. Sein Wissen war umfassend, und kein Zweig der Wissenschaften und Künste war ihm ganz fremd, in vielen aber war er Meister, so in der höhern Mathematik und in der Musik, in den theologischen Wissenschaften und in der Kriegswissenschaft, in der Philosophie, Geschichte und Politik, in der Architektik und Redekunst. Seine mathematischen und kriegswissenschaftlichen Schriften werden von Kennern gerühmt, seine geschichtlichen und politischen Schriften zeigen, wie gründlich und tief er in die Geschichte eingedrungen und wie genau er mit dem Leben der Gegenwart und den Bedürfnissen der Völker vertraut war. Seine kleinen Aufsätze erstrecken sich über alle Zweige des menschlichen Wissens,

und nirgends ist Lücke, nirgends Oberflächlichkeit. Aehnliches gilt von seinen Leistungen in den Künsten. Seine Beredsamkeit überwand selbst den Haß der Parteien, sein Stil ist nicht selten mit dem Goethe'schen verglichen worden. Mit der Architektik war er nicht minder vertraut als sein königlicher Freund, in seinen Mußestunden beschäftigte er sich mit Componiren, und seine Ikonographie ergibt, wie sehr er in die Kunstgeschichte eingedrungen war.

Seine Phantasie und sein tiefes Gemüth hatten früh in ihm ein lebendiges Interesse für Kirche und Religion erweckt. Sein Vater stammte aus einer katholischen Familie, seine Mutter war protestantisch, und in dem Glauben der Mutter war er erzogen worden. Als nun aber der Knabe den Soldatenstand ergriff und auf einer französischen Militärschule ausgebildet werden sollte, hielt es der Vater für vortheilhafter, daß der Sohn bei der Religion seiner Familie blieb, und bekannte sich Radowitz in seinem funfzehnten Jahre zum Katholicismus. Bei einem energischen Charakter, wie dem seinen, konnte ein solcher Schritt nicht ohne Folgen auf seine geistige Richtung und sein ganzes Leben bleiben. Er suchte nach Gründen zur innern Rechtfertigung, und sie fehlten ihm nicht. Das protestantische Leben des ersten Jahrzehnts unsers Jahrhunderts konnte damals wenig Befriedigung gewähren; denn entweder war es durch blinden Orthodoxismus erstarrt, oder durch encyklopädische Weisheit verflacht. Wohl war durch Schleiermacher Wärme und Frische in den Protestantismus gekommen; aber diese Richtung war noch nicht so weit ins Volk gedrungen, daß sie in den Religionsunterricht übergegangen wäre. Die nüchternen Lehren des damaligen Rationalismus konnten dem phantasiereichen Knaben nicht genügen, während er durch den Cultus der katholischen Religion, der mit der romantischen Richtung jener Zeit so sehr übereinstimmte, ergriffen wurde. Vielleicht

mochte auch der französische Priesterstand, dem damals die große Aufgabe geworden war, das Christenthum wieder heimisch zu machen, durch seine Frische und Lebendigkeit auf das jugendliche Gemüth eingewirkt haben; denn mit Innigkeit nahm er die ihm bisher neue Religionsanschauung in sich auf und war bemüht, diese Anschauung durch die Schärfe seines Geistes zu begründen. Für ihn war es eine unumstößliche Wahrheit, daß der über alles Zeitliche und Oertliche hinausreichende Organismus der römischen Kirche die sichtbare Kirche Gottes sei, und daß das Haupt der Kirche auf dem Stuhle Petri sitze. Das Christenthum ist ihm die Wahrheit. Sein Leben, seine Erscheinung, seine Wirklichkeit ist die Kirche. Die Kirche ist ihm der Leib der Wahrheit, in ihr allein wird dieselbe erkennbar. Ihre Lehre ist die wahre, weil sie aus dem Heiligen Geiste gegeben ist.

Nicht zu verwundern war, daß der junge Mann seine kirchlichen Ideen auch auf seine politischen Anschauungen übertrug. Es war in der Zeit nach den Befreiungskriegen ein reges Leben in der katholischen Kirche. Die Verfassung des vergangenen Jahrhunderts und die Noth und Unterdrückung der ersten Zeit des gegenwärtigen, hatten edle Geister auf längst zurückgelegte Zeiten hingewiesen und ihnen die Sehnsucht nach denselben hervorgerufen. Die Phantasie eines Châteaubriand und Schlegel's und seiner Genossen malte die mittelalterlichen Zustände mit dichterischen Farben aus. Bald fanden sich auch begabte Geister, welche die politischen Ideen des Mittelalters auf die moderne Zeit übertrugen. Die Grafen Bonald und Maistre lehrten Unbeschränktheit des Königs, alleinige Berechtigung des Adels zu Staatsämtern und das Schiedsamtsrecht des Papstes in politischen Angelegenheiten, sowie die Nothwendigkeit der Vergrößerung seiner weltlichen Macht. Sie zeigten das

Atheistische der Volksherrschaft und das Verdammungswürdige jedes Widerstandes in der Religion und im Staate.

Fast gleichzeitig mit diesen Männern lehrte Haller, daß das Recht der Herrschaft ein ursprünglich eigenes sei, und sich auf das Eigenthum des Herrschenden an dem zuerst von ihm in Besitz genommene Lande gründe. Die Herrschergewalt sei keine andere, als die des Familienhauptes oder des Grundherrn. Von der Natur, d. h. durch Gottes Gnade, besäße der Herrscher seine Gewalt, und habe er nur die Pflichten der Gerechtigkeit und des Wohlwollens. Neben dem Fürsten stehe der Adel, er sei eine nothwendige Folge der Verschiedenheit äußern Vermögens und innerer Kräfte. Aus ihm wären vorzugsweise die Stände zu bilden, diese vertreten aber nicht das Volk, sondern nur sich selbst, wenn sie auch freilich die natürlichen Beschützer des Volkes wären. Sie wären zusammenzurufen, wenn der Herrscher ihren Rath verlange oder die Bewilligung von Steuern bedürfe.

Diese Schriften mußten auf den Jüngling, welcher sich der katholischen mittelalterlichen Richtung hingegeben hatte, und der in seinem Scharfsinne die Macht fand, dieselben zu vertheidigen, großen Einfluß üben und mußten seinen romantischen Geist zu ähnlichen staatlichen Principien hinleiten. Ihm, welcher zum Theil im fremden Lande seine Erziehung erlangt und unter fremder Fahne gedient hatte, fehlte in jener Zeit das Verständniß für die nationale Idee, und ebenso wenig konnte er eine Liebe zu seiner neuen Heimat in Hessen hegen, wo die staatlichen Verhältnisse so verworren waren, und wo der Regent sittlich so tief stand. Er sehnte sich nach einem Ziele, welches er seinem Leben zur Aufgabe stellen konnte, und er glaubte es durch jene Schriften gefunden zu haben. Hierzu kam, daß die Principien jener Schriften, soweit sie sich nur irgend mit protestantischen Grundsätzen vereinigen ließen, auch an den Höfen Kassels

und Berlins Anerkennung erlangten. Selbst Friedrich Wilhelm III. hatte von Laibach aus in der Erklärung der Heiligen Allianz vom 12. Mai 1821 ausgesprochen: „daß nützliche und nothwendige Veränderungen in der Gesetzgebung und der Verwaltung nur von dem freien Willen und der einsichtsvollen und wohlerwogenen Ueberzeugung derjenigen abhängen könnten, welche Gott für die Macht verantwortlich gemacht habe.“

Daß Radowitz diese Ideen theilte, ergibt sich unzweifelhaft aus seinen Aufsätzen und Schriften bis zum Jahre 1840. In denselben will er den Staat nach oben und unten auf das durch die göttlichen Gebote gesetzte und in der Geschichte manifestirte Recht gründen. Dem Herrscher weist er den vollen Genuß aller Rechte zu, die aus dem Eigenthum des beherrschten Landes fließen, und beschränkt, ebenso wie Haller, die Ausübung dieser Rechte nur durch die Pflicht, das Recht jedes Dritten unangetastet zu lassen, und seine Macht zur Aufrechthaltung der göttlichen Ordnung in den menschlichen Dingen zu verwenden. Jede Revolution ist ihm ein Abfall von Gott, während er einen Aufstand und eine gewaltsame Thronveränderung als eine Uebertretung des göttlichen Gebots erachtet. Die Raubritterzeit ist ihm lieber als die Gegenwart, wo der Staatsabsolutismus durch modernes Officiantenthum oder despotischen Radicalismus ausgeübt wird. Als Staatsabsolutismus erscheint ihm ebenso die parlamentarische Regierung wie der bonapartische Despotismus, welche nicht aus Gottes Gebot, sondern aus dem Zeitlichen und Nützlichen herzuleiten sind, und der Verwaltung eine uneingeschränkte Macht gewähren. Er haßt die Partei des Juste-Milieu. „Sie habe“, sagt er, „die Vorrechte der höhern Stände vernichtet und alle durch Sitte und Gesetz gestellte Schranken niedergerissen, und wolle jetzt der socialen Bewegung entgegentreten.“ Aehnliche

Grundsätze leiten ihn auch bei der Beurtheilung der äußern Politik. Er misbilligt die englische Reformbewegung, tadelt England, daß es im Jahre 1830 bei der Revolution in Frankreich auf dessen Seite getreten sei, und würde es für besser gehalten haben, wenn die europäischen Mächte jede Verhandlung mit Frankreich abgebrochen hätten. „Soll wirklich", so sagte er, „das monarchische Princip in Europa aufrecht erhalten werden, so sind die Regierungen verpflichtet oder wenigstens berechtigt, jede Veränderung hiervon abzuwehren, und dürfen nie geschehen lassen, daß eine gelungene Revolution eben hierdurch legalisirt werde und eine hieraus hervorgegangene Regierung in die Reihe der andern trete."

Es ist nicht unbekannt, daß ähnliche Ideen im Jahre 1830 auch von dem Kronprinzen von Preußen ausgesprochen wurden.

Inzwischen war Radowitz in Preußen heimisch geworden. Er selbst nennt es, „sein eigentliches Vaterland, seine einzige Heimat, die Stätte so vieler Freuden und Leiden, so vieler Wohlthaten". Mehrfach erkennt er an, daß seine Treue auf Leben und Tod, seine strengste Pflichterfüllung und unwandelbarste Hingebung Preußen gehöre.

Es konnte nicht fehlen, daß sich mit diesem Bewußtsein auch die Aufgabe seines Lebens änderte. Die Principien, von denen er ausgegangen war, blieben zwar dieselben, aber sie verloren nach und nach den abstracten Charakter. Sein Augenmerk richtete sich auf die gegebenen Verhältnisse seines neuen Heimatslandes, dessen Gedeihen und Erkräftigung er um so mehr erstrebte, als er mit dem künftigen Regenten des Landes in engster Verbindung stand. Schon im Jahre 1839 machte er das Geständniß, „daß die bedingungslose, enthusiastische Abneigung gegen jede andere Auffassung der socialen und politischen Ordnung, wie er sie sonst hatte, mehr zurückgetreten sei". Es war dies auch ganz natürlich,

nicht blos war er älter und ruhiger geworden, sondern er hatte auch in dem Umgange mit den bedeutendsten Männern Berlins die Ansichten Anderer ehren gelernt und hatte endlich durch seine Stellung in Frankfurt einen freiern und sichern Blick in die äußern Verhältnisse erlangt. Insbesondere war ihm in Frankfurt die Stellung Preußens zu Deutschland und zu den europäischen Großmächten klar geworden. Er hatte erkannt, wie gefahrdrohend Frankreich und Rußland für Preußen und Deutschland werden könnten. Während jenes Land nach dem linken Rheinufer und der italienischen Hegemonie strebte und der Nationaleitelkeit nur durch neue Eroberungskriege genügen konnte, ging Rußlands Streben nach der Leitung Deutschlands und war es der natürliche Gegner Oesterreichs und Preußens. Prophetisch sagte Radowitz im Jahre 1839, „daß Rußland selbst das Wiederaufrichten eines jungen Napoleonischen Hauses zusagen könnte". Er fürchtete damals eine Vereinigung Frankreichs und Rußlands und glaubte, daß gegen eine solche Combination nur die Vereinigung der Centralmächte mit England schützen könne. Die Schwäche Oesterreichs erkannte er schon zu jener Zeit und glaubte, daß der josephinische Geist kirchlich und politisch den Organismus der Regierung durchfressen und die Masse der Regierenden und Regierten durch und durch inficirt habe und zwar ohne allen Gegensatz einer guten Partei. In den deutschen Angelegenheiten herrsche in Oesterreich eine, aller höhern Ideen ermangelnde Negativität; in den auswärtigen aber ein von Zaghaftigkeit und Bequemlichkeit eingegebenes Schaukeln. Selbst der letzte Rest von Oesterreichs Hegemonie würde mit Metternich's Tode schwinden.

Die nationale Idee ist bei Radowitz in jener Zeit vor 1840 noch nicht zum Durchbruche gelangt, doch hält er dafür, daß im Interesse von Preußen die Hegemonie zu er-

streben sei, und zu diesem Zwecke müsse nicht blos die Besorgniß vor preußischer Arrondirungslust beseitigt; sondern auch den deutschen Cabineten die Ueberzeugung verschafft werden, daß Preußen in der Mannichfaltigkeit der Territorien, die ihm so viele Berührungspunkte mit dem übrigen Deutschland geben, seine politische Aufgabe finde. Die Neigungen der Cabinete genügen aber noch nicht, vielmehr bedürfe Preußen zur Schaffung einer wahren Suprematie der öffentlichen Meinung. Deutschland müsse sich gewöhnen, in allem, was sein leibliches und geistiges Wohl betreffe, Preußen voranschreiten zu sehen, es müsse daher Preußen vor allen andern nach deutscher Gemeinschaft in allen wesentlichen Dingen, insbesondere nach gemeinsamem literarischen Verkehr und gemeinsamen Institutionen, Münzen, Maßen und Gewichten streben und dafür sorgen, daß jeder Deutsche sein gekränktes Recht auch gegen die Gewalt seines Staates verfolgen könne. Aus diesem Grunde tadelt er mit schweren Worten die Stellung, welche Preußen bei dem katholischen Streite und in der hannoverischen Sache angenommen habe. Nach seiner Ansicht mußte der Bund die hannoverische Frage vor sein Forum ziehen und dem Könige von Hannover aufgeben, die Anordnungen seines Vorgängers, soweit sie mit der Bundesgesetzgebung vereinbar waren, streng anzuerkennen.

Mit dem Jahre 1840 trat durch den Tod Friedrich Wilhelm's III., durch die Erklärung der Stände in Königsberg und durch die kriegerische Stellung Frankreichs ein Wendepunkt für Preußen ein. Die Apathie verschwand. In den Stadtverordnetenversammlungen, auf den Provinziallandtagen, in der politischen Literatur und in den socialen Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft schien ein neues Leben eingedrungen zu sein. Vom Rhein bis zur Memel regte sich ein Streben nach Beseitigung des Staatsabsolutismus, des

Feudalismus und der Beamtenherrschaft und ein Ringen nach freiern und nationalen Zuständen. Aber freilich tauchten auch republikanische und zerstörende sociale Elemente hervor, welche sehr bald im Volke Verbreitung fanden. Radowitz theilte mit den Bessern der Zeit die Abneigung gegen den Staatsabsolutismus; aber er wollte ihn nicht durch eine parlamentarische Regierung, sondern durch eine Ständeverfassung beseitigen, und er hoffte dadurch auch die revolutionären Kräfte zu besiegen. Was er wollte, und wie er sich die Gestaltung neuer Staatsverhältnisse dachte, ist von ihm in seinen „Gesprächen über Staat und Kirche" niedergelegt, einer Schrift, hervorragend durch Klarheit, Objectivität und reinen Stil.

Längst schon hatte er die Periode seines Lebens hinter sich, in welcher er den Staat auf patriarchalische Verhältnisse gründen und dem Regenten nur die Gewissenspflicht der Gerechtigkeit und des Wohlwollens auflegen wollte. Dagegen stützte sich auch noch jetzt seine staatliche Anschauung auf seine religiösen Ansichten. In dem Glauben an Gott liegt für ihn auch der Glaube an Offenbarungen und Wunder, und er beschränkt diese Offenbarungen nicht blos auf Glaubenssätze, sondern nimmt an, daß die göttliche Seite des Rechts in den Offenbarungen und in dem Erscheinungsreiche göttlicher Willensacte liege. Die Quelle des Rechts findet er daher nicht innerhalb des Menschengeistes. Die Anerkennung des Rechtes ist für ihn der höchste Zweck des Staates. Diese Anerkennung bildet das positive historische Recht. Weder einem Einzelnen noch dem Ganzen gesteht er die Befugniß zu, in die Rechte anderer einzugreifen; denn einen solchen Eingriff sieht er als Absolutismus an, gleichviel ob er von einem Regenten oder einer Beamtenherrschaft oder einer Abgeordnetenkammer ausgehe, ob er durch Gesetze oder durch Gewaltthätigkeit erfolge. Er will den Absolutis-

mus weder in der Erscheinung des monarchischen Despotismus noch in der Volkssouveränetät. Beide Erscheinungen würden ihm nur dann gerechtfertigt erscheinen, wenn das Recht menschlichen Ursprungs wäre; denn nur dann könnte es durch den Willen des absoluten Herrschers oder den des Volkes zur Geltung gelangen. Gegen die absolutistische Willkürherrschaft, welche er als Ausartung der wahren und rechtlichen Staatsordnung ansieht, gleichviel ob sie als politisches Imperatorenthum, oder als Beamtenregiment und Bevormundung jeder freien Regung ihre Verkörperung erhält, erklärt er sich mit Bestimmtheit. Dem Landesherrn vindicirt er die alleinige Gewalt bei der Handhabung des innern und äußern Friedens; aber wie dessen eigenes Recht unantastbar ist, so darf auch er nicht die Rechtssphäre der Unterthanen durch Gesetzgebung oder Verwaltungsmaßregeln angreifen. Will er in dieses Rechtsgebiet der Unterthanen eingreifen, dann bedarf es dazu der Beistimmung derer, welchen die Opfer und Rechtsveränderungen zugemuthet werden. Darum sind Stände nothwendig. Dem germanischen nationalen Charakter, durchdrungen von der Freiheitsidee, die in der Heilighaltung jedes einzelnen Rechts wurzelt, entspricht die ständische Verfassung, deren Wesen die Vertretung der Rechte ist, während das Repräsentativsystem eine Vertretung der Meinungen voraussetzt. Bei jener kommen nur die in Betracht, welche Rechte besitzen, und ihre Wirksamkeit erstreckt sich nur so weit, als man etwas von ihnen verlangt. Das Streben der Stände geht auf Erhaltung des Besitzes, während die Repräsentanten danach streben müssen, dem herrschenden Zeitgeiste und der wechselnden schwimmenden Meinung Rechnung zu tragen und die Regierung in ihre Mitte zu ziehen. Der constitutionelle Staat ist nichts als ein Staatsabsolutismus, der für sich die unbeschränkte Gewalt in Anspruch nimmt und Rechtsverletzungen gestattet,

wenn sie nur im Namen irgendeiner, dem momentanen Zeitgeiste entsprechenden Meinung erfolgen. Radowitz wünschte daher auch nicht eine Vertretung des Gesammtwillens, sondern eine der positiven und rechtlichen Elemente. Er stützt sie auf den Besitz, welcher stets mit der gesellschaftlichen Macht verbunden sein wird, und zergliedert nach ihm das zu einem Staate vereinigte Volk in seine organischen Bestandtheile.

Drei Formen des Besitzes gibt es. Sie beziehen sich auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und sind der corporative Besitz, der Familienbesitz und der individuelle. Die rechtliche Anerkennung des vorhandenen Besitzes und der damit verbundenen Macht ist die Bedingung eines freien Rechtsstaats, und sie ist es auch, welche die Ständeverfassung rechtfertigt. Der Schwerpunkt der politischen Gesellschaft ist der große Grundbesitz. Mit dem Eigenthum eines solchen Besitzes will Radowitz den Adel verbinden. Die Geburt ist ihm kein Zufall, sondern Fügung des göttlichen Willens; aber das Kriterium des Adels hängt ihm nicht ausschließlich von der Geburt ab, sondern auch die Aristoi des Landes zählt er dazu, Männer, welche in höhere Dienstverhältnisse gelangt sind, und solche von sonstigen Verdiensten. Ihnen will er den persönlichen Adel verleihen und neben demselben ein städtisches Patriciat einführen. Die Unterwühlung des aristokratischen Princips hält er für den Grund der Kämpfe der Gegenwart. Von der Aristokratie schließt er die Plutokratie aus. Sie gewährt ihm keine staatliche Grundlage, da die Wirkung des größern Reichthums lediglich größerer Genuß ohne sociale und politische Gegenleistung ist und somit die unterste Stufe des zersplitterten Egoismus einnimmt. Von seinem königlichen Freunde verlangt er, daß er aus dem verderblichen Dunkel des absoluten Staates heraustrete und sich mit seinen Rechten und Pflichten dem Volke offen gegen-

überstelle. Ohne Rücksicht soll er aussprechen, wo die Grenzen seiner Befugnisse gezogen werden, der Centralisation und dem Verwaltungsdespotismus soll er entsagen und die rechtmäßigen Stände in ihre volle Wirksamkeit einsetzen, jedoch auch zugleich erklären, daß sie die Vertreter aller positiven Rechte, nicht aber die Wächter seiner Regierung und noch weniger seine Mitregenten sind.

Diese Anschauungen gewähren einen Schlüssel zur innern Geschichte Preußens. Nicht ein Jahr war seit dem Erscheinen der „Gespräche über Staat und Kirche" vergangen, als Friedrich Wilhelm IV. sein Patent vom 3. Februar 1847 erließ, die Stände seiner Monarchie zusammenrief und bei der Eröffnung des Vereinigten Landtages ohne Rückhalt seine Rechte und Verpflichtungen verkündigte, die Stände in die ihnen gesetzten Schranken verwies und Gehorsam um Gottes und des Gewissens willen verlangte.

Radowitz war der Ansicht, daß der Versuch, den der König durch das Edict vom 3. Februar 1847 und die Zusammenberufung des Vereinigten Landtages gemacht hatte, ein mislungener sei, mislungen um deshalb, weil er verspätet, weil die klare Erkenntniß des Ziels und der Mittel gemangelt habe, und weil auch die Wahl eines entsprechenden Ministeriums, das in sich und mit dem Könige einverstanden gewesen wäre, unterblieben sei. Er glaubte, daß dem Edict Gesetze, welche den Ansprüchen des preußischen Volkes und seinem Interesse und Bedürfnisse entsprachen, vorausgehen mußten, und daß auch nach außen eine andere Politik zu verfolgen gewesen wäre. Er hielt dafür, daß wenn Preußen im Innern vorgehen wollte, eine Absonderung von Rußland, ein Abstreifen der österreichischen Fesseln, eine enge Allianz mit England und vor allem ein enges Zusammenwachsen mit Deutschland nöthig gewesen wäre. Aber nicht blos der mangelnden Vorbereitung gab Radowitz die

Schuld des verfehlten Vereinigten Landtages; sondern er hielt auch dafür, daß das Edict vom 3. Februar 1847 wirkliche Blößen dargeboten habe, und daß auch bei der Behandlung des zusammengetretenen Landtages vielfach gefehlt worden sei.

Seit dem Sommer 1847 wuchs in Preußen die Unzufriedenheit der Regierten. Die Wogen der Aufregung stiegen immer höher, Gehässigkeit und Mistrauen traten dem Könige entgegen, die Opposition wurde kühner, die Autorität schwächer und der Ruf nach Repräsentativverfassung lauter. Die Bewegung der Gemüther beschränkte sich auch nicht blos auf Preußen, sie verbreitete sich von Paris aus durch den größern Theil von Europa. Demokratische Parteien erhoben sich Hand in Hand mit den constitutionellen, und schon loderte im Herbste in der Schweiz das Feuer auf. Radowitz erkannte die drohende Gefahr. Er sah ein, daß die Beamtenherrschaft in Preußen nicht mehr zu halten sei, und forderte zum Schutz der Monarchie die Bildung einer conservativen Partei, welche die Principien in Kirche und Staat vertrete, ohne mit der Regierungspartei identisch zu sein, vielmehr von ihr unabhängig auf einem festen System stände und der revolutionären Partei in Kammern und Presse entgegenwirke. Zugleich sah er aber selbst ein, daß zur Bildung einer solchen Partei eine Repräsentativverfassung nöthig sei. Nur bei dieser Verfassung würde die Opposition eine Gegenopposition schaffen. Auch erkannte er, daß eine Einheit der deutschen Nation nur zu ermöglichen wäre, wenn eine Gesammtvertretung des Volkes beim Bunde geschaffen würde, diese aber nicht möglich sei, solange im Süden eine Repräsentativverfassung, im Norden die Ständeverfassung existire. Bekanntlich sprach auch Friedrich Wilhelm IV. dieselbe Ansicht in seinem Patent vom 18. März 1848 aus, in welchem er erklärte, daß eine Bundesrepräsentation die constitutionelle Verfassung aller deutschen Länder nothwendig erheische, da-

mit die Mitglieder jener Repräsentation ebenbürtig nebeneinandersäßen.

Inzwischen waren die Regierungen bemüht, die ersten Keime der liberalen Bewegung zu ersticken und in der Schweiz trotz der Besiegung des Sonderbundes die neue Verfassung zu hintertreiben. Vom Könige wurde Radowitz deshalb nach Wien und Paris gesendet, und als bald darauf im Februar die französische Revolution ausbrach, erfolgte eine abermalige Sendung nach Wien. Seine Bemühungen waren vergeblich. Vor seinen Augen entstand in Wien der Aufstand und wenige Tage darauf kam gleiche Nachricht von Berlin. Von allen Seiten tönte der Ruf nach Repräsentativverfassung und deutscher Einheit, und die Stände des Vereinigten Landtages sprachen selbst das Todesurtel über die Ständeverfassung aus. Für Radowitz' politische Anschauung und Auffassung konnte die durch einen einzigen zündenden Funken in ganz Europa hervorgerufene Bewegung und der allgemeine Ruf nach Repräsentativverfassung nicht ohne Einfluß bleiben. Sein tiefes religiöses Gefühl ließ ihn in den gewaltigen Erscheinungen des Frühjahrs 1848 den göttlichen Willen erkennen, und sein streng sittlicher Charakter zwang ihn zum Bekenntniß seines Irrthums. Er selbst spricht sich dahin aus, „daß man sehr oft nach großen politischen Umwälzungen zu der Einsicht gelange, daß die Erscheinungen, die man bekämpft habe, nicht blos das Erzeugniß vereinzelter Irrlehrer und selbstsüchtiger Parteiführer seien, sondern daß sie wirklich aus einer allgemeinen Umwandlung in den Gefühlen und Meinungen des lebenden Geschlechts hervorgingen; daß ein historischer Entwickelungsproceß thätig gewesen sei, der unabwendlich zu gewissen Resultaten hinleite".

Nach wie vor ist ihm das Recht des Einzelnen, wie des Staates kein Werk menschlichen Willens und Meinens, sondern eine Entwickelung göttlicher Willensacte. Diese treten

entweder unmittelbar hervor in den Offenbarungen an die Menschheit und in dem Gewissen der einzelnen oder mittelbar in den Naturprocessen des geschichtlichen Verlaufes. Die Form der Regierung kann nach seiner jetzigen Anschauung nur aus dem lebendigen Quell der Wirklichkeit und aus dem geschichtlichen Leben eines bestimmten Volkes und einer bestimmten Zeit entnommen werden.

In diesem Sinne faßt er den altständischen Staat mit seiner historischen Gliederung auf. Er ist in dem politischen Bewußtsein des Volks verloren gegangen, und diesem Bewußtsein unterwirft er sich trotz der ihm bis ans Ende seines Lebens verbliebenen Sympathie für die Ständeverfassung, welche ihm stets als sicherste Bürgschaft für Freiheit und Ordnung erschienen ist. Ihm ist aber das todte Beharren bei vorhandenen, subjectiv erwünschten Zuständen und die Ableugnung historischer Entwickelung ein falscher Conservatismus, und bei der Beurtheilung der angemessenen Form des Staates in gegebenen Momenten kommt es ihm allein auf die Abwägung einerseits der Verhältnisse der Vergangenheit zu denen der Gegenwart, andererseits auf die der materiellen Bedingungen zu den Ideen an. Nur diejenige Form, die aus dem Zusammenwirken aller dieser Elemente geboren wird, ist die naturgemäße, organische und daher relativ dauerhafte, und nur durch die Anerkennung derselben kann eine Bewegung abgeschlossen werden. Darum erscheint ihm, trotz seiner entgegengesetzten Sympathien, die durch die allgemeine Meinung geforderte Repräsentativverfassung auch für Preußen eine Nothwendigkeit und zwar um so mehr, als die Riesenfragen der Zeit über den Pauperismus, das Proletariat, die Solidarität des Unglücks und das Verhältniß des Kapitals zu der Arbeit noch unentschieden wären und als etwas Eingreifliches und Gedeihliches nur dann

möglich, wenn alle diejenigen zugezogen würden, welche die Opfer zu bringen hätten.

Radowitz verlangte nun aber für Preußen nur eine parlamentarische Gesetzgebung, nicht eine parlamentarische Regierung. Preußen müsse eine starke, freie, moralische Spitze haben. Die preußische Monarchie, hervorgegangen aus Intelligenz und Waffen und wenig naturwüchsig, bedürfe einer centralisirten Regierung. Was ihr an materieller Stärke abgehe, habe sie durch stete Bereitschaft aller Staatskräfte zu ersetzen, Finanzen und Heer müßten stets verfügbar sein. Nöthig sei daher eine starke Regierung und stetes Zusammengehen mit den Regierten. Zu den Formen des Staates müßte der Geist hinzutreten. Vertrauen und Erkenntniß von unten, moralische Autorität von oben. Dem Könige gegenüber müsse das Land vertreten werden und die Wirksamkeit der Gesammtvertretung eine doppelte sein, eine directe legale und eine indirecte moralische. Die erstere bestehe in der Theilnahme an der Gesetzgebung und in der Bewilligung dessen, was aus den Taschen der Staatsangehörigen fließt, und zwar wünschte Radowitz, daß die ordentlichen Bedürfnisse auf eine längere Zeit, die außerordentlichen Ausgaben dagegen für jede Sitzungszeit bestimmt würden. Die indirecte moralische Wirksamkeit bezieht er auf die äußere Politik und verlangt, daß der König nicht gegen die wahre öffentliche Meinuug seines Volkes handle. Die Verfassung sollte die Mittel vervielfältigen und verbürgen, daß sich die öffentliche Stimme frei und rein kundgebe, aber Zwang nach der einen oder andern Seite hin dürfe sie nicht anordnen, ohne die preußische Monarchie zu zerstören. Wird dies alles beobachtet, dann erscheint ihm die constitutionelle Monarchie nicht als eine Verneinung des ständischen Systems, sondern als eine Fortbildung und natürliche Vollendung.

Radowitz ist es auch vorzugsweise zu danken, daß der

König die Verfassung beschwor. Ihm selbst war sie als göttlicher Willensact unantastbar, und zu jener Zeit, wo die Reaction bereits vollständig gesiegt hatte, erklärte er: „Jeder, wer es auch wäre, vom Könige bis zum letzten Unterthan, sei an die Verfassung gebunden und habe hierüber nicht blos gegen die Welt, sondern auch gegen den ewigen Richter Rechenschaft abzulegen.“ Um nun aber die Verfassung gegen zerstörende Elemente und gegen feindliche extreme Parteien nach beiden Seiten zu sichern, um Preußen nicht blos nach Außen materielle und moralische Stärke zu verschaffen, sondern auch um im Innern das monarchische Element durch Vertrauen zu erkräftigen und die oppositionellen, kirchlichen und nationalen Elemente zu beruhigen, forderte er zweierlei. Zunächst sollte sich Preußen, welches die katholische Kirche freigegeben habe, nicht mehr als eine protestantische Macht erachten. Seine Stellung und Aufgabe sei durchaus keine protestantische, überhaupt gar keine kirchliche, sondern eine auf die politische Einigung der Nation ausschließlich gerichtete. Andererseits dürfe aber auch der preußische Katholik als solcher keine politische Parteistellung eingehen. Katholische Vereine sollten über den politischen Parteien stehen, nicht politische Parteien bilden.

Vor allem fordert nun aber Radowitz zur Sicherung der Verfassung, daß sich Preußen an die Spitze von Deutschland stelle. Schon seit 1840 hatte er die Ehre, Würde und Wohlfahrt des großen Vaterlandes als Ziel des politischen Strebens erachtet und erklärt, daß die großen nationalen Empfindungen und Interessen alle Parteien einigen würden. In seinem tiefen Gemüthe war nicht blos Raum für religiöse Empfindungen und für den Ruhm der Fahne, welcher er geschworen hatte, sondern auch für die Größe und Wohlfahrt seiner Nation. Er selbst sagt von sich, „daß er erst Deutscher, dann Preuße sei“. Schmerzlich empfand er es,

daß im Jahre 1815 der nationalen Forderung keinerlei Rechnung getragen, daß nur Quadratmeilen und Seelen als Ziel gestellt, nur Protokolle und Verträge als Mittel gewährt worden wären, und daß der Deutsche Bund das Product dieser Gedanken und die Verkörperung bloßer negativer Tendenzen sei.

Zu Frankfurt als Militärbevollmächtigter und bei seinen Sendungen an die deutschen Höfe hatte er nicht selten Gelegenheit gehabt, die Erbärmlichkeit des innern nationalen Staatslebens und die Abhänigkeit nach Außen zu erkennen. Dynastische Interessen und Souveränetätsschwindel, vom Auslande und Metternich unterstützt, hatten das äußere Ansehen Deutschlands so geschwächt, daß selbst das winzige Dänemark seinen gerechten Anforderungen trotzte. Je tiefer Deutschland moralisch gefallen war, desto lebendiger war in dem Gemüthe von Radowitz die Sehnsucht nach der Erhebung des Vaterlandes zu einer würdigern Stellung, und seit 1848 um so mehr, als ihm dies als der einzige Weg erschien, um die Revolution zu schließen und eine dauernde Ordnung für Deutschland zu gründen.

Von den einzelnen deutschen Staaten forderte er, daß sie die Repräsentativverfassung annehmen und sich unter den Gesammtstaat stellen sollten. Was jeder Einzelstaat als einzelner vollkommen zu leisten vermöge, sollte Sache seiner eigenen Regierung verbleiben. Was er gar nicht, oder nur unvollkommen leisten könne, das müsse auf die parlamentarische Gesammtvertretung und die Centralgewalt übergehen. Jeder Deutsche müsse in gewissen Beziehungen unter der Centralgewalt, in andern Beziehungen unter der einzelnen Staatsgewalt, in keiner Beziehung aber unter beiden zugleich stehen.

Nach Außen sollte allein die Centralgewalt den Gesammtstaat vertreten. In strenger Consequenz verweigerte er da-

her den Einzelstaaten die Annahme und Sendung ständiger Gesandten.

Die Centralgewalt wollte er weder einer Trias noch einem Directorium überlassen, und einen Dualismus hielt er für unmöglich. Das Directorium würde, wie Radowitz behauptet, nie etwas Anderes sein als der Ausdruck der Sonderinteressen der Committenten. Mit demselben sei ein deutsches Parlament nicht möglich, denn ein parlamentarischer Bundesstaat und eine Regierung, die in so verschiedenen Richtungen auseinandergehe, wären unvereinbar. Noch weniger sei eine Trias zu wünschen. Der dritte Körper würde sich das eine mal an Oesterreich, das andere mal an Preußen, am meisten aber ans Ausland anlehnen und den Rheinbund in seiner gefährlichsten Gestalt wieder hervorholen.

Der Bundesstaat, aus Monarchien zusammengesetzt, bedürfe der einheitlichen Centralgewalt, und diese könne nur dem mächtigsten Regenten überlassen werden. Zwei Geschlechter und Staaten wären, indem der Bau des alten Reiches zusammensank, über die andern zusammengewachsen, und zwar so, daß sie Glieder der europäischen Lebenssphäre geworden wären; Oesterreich sei aber aus Deutschland herausgewachsen, Preußen hinein. Die österreichische Verfassung vom 4. März 1849, die preußische Uebergabe seiner östlichen Länder an den Bund wären keine willkürlichen Handlungen, sondern die Kundgebung längstbestehender Thatsachen. Beide Staaten könnten nicht gleiche Stellung zu Deutschland einnehmen. Der Zug der deutschen Nation gehe nach staatlicher Einigung, und der Zug der österreichischen Regierung nach centralisirter Monarchie; daher könne auch nur Preußen die Centralgewalt anvertraut werden. Seine Aufgabe sei, sämmtliche rein deutsche Staaten in einem Bundesstaat mit gemeinschaftlichem Parlament und einheitlicher Centralgewalt zu vereinen. Um den Bedürf-

nissen der Einheit und der ebenso berechtigten Sicherheit der Einzelstaaten zu entsprechen, müsse in der Centralgewalt die Executivgewalt von der Legislation getrennt werden und nur jene allein von dem Reichsvorstande, also der Krone von Preußen ausgeübt werden. Diese müsse dagegen einem Fürstencollegium zustehen, in welchem sämmtliche deutsche Staaten durch sechs Stimmen zu vertreten wären. Das Fürstencollegium sollte das Recht der Fürsten, das Staatenhaus das Recht der Staaten schützen und der Bundesstaat durch Centralgewalt und Volkshaus geeint werden. Es sind dies die Principien, welche das Fundament der Dreikönigsverfassung bilden.

Eine kurze Zeit hatte Radowitz gehofft, daß die österreichische Monarchie mit dem Bundesstaate einen Gesammtstaat bilden könnte, von dem das Deutsche Reich das eine Glied und die österreichische Monarchie das andere wären. Nach Außen sollte eine völkerrechtliche Gemeinschaft bestehen, an welche sich Dänemark, die Niederlande, Belgien und die Schweiz anschließen könnten, und welche bestimmt wäre, den Kern und Schwerpunkt der europäischen Staaten zu bilden. Nach Innen sollten zwei gesonderte staatliche Verbände bestehen, von denen jeder sein eigenes Leben führen und sich nur so weit mit dem andern durch Verträge zu einigen hätte, als es sein Vortheil mit sich brächte.

Oesterreich verweigerte die Annahme einer solchen Union, und auch in Preußen fand sie wenig Anklang. Radowitz mußte den Plan aufgeben, aber um deshalb war für ihn das Project des Bundesstaates noch nicht gefallen, da dieser nach seiner Ansicht zugleich mit dem Bunde von 1815 bestehen konnte. Unter seiner Leitung kam zwischen Preußen, Hannover und Sachsen die sogenannte Dreikönigsverfassung, das Bündniß vom 26. Mai 1849 und das neue Wahlgesetz zu Stande, und sämmtliche deutsche Staaten mit Ausnahme

Oesterreichs wurden durch die Collectivnote vom 28. Mai 1849 zur Theilnahme aufgefordert.

Es waren dies nicht träumerische Projecte, deren Ausführung praktisch nicht möglich war, vielmehr waren die Zeitumstände so günstig, daß es zur Durchführung nur eines energischen Handelns bedurfte.

Die Nationalversammlung hatte den 15. Juli als den Tag bestimmt, wo der Reichstag zusammenkommen sollte. Dieser Tag mußte festgehalten werden. Die Zusammenberufung mußte durch Preußen erfolgen und zwar für alle Lande, welche nach dem Beschlusse der Nationalversammlung zum deutschen Bundesstaate gehören sollten. Radowitz hegte diese Ansicht. Er hielt dafür, daß Hannover und Sachsen und alle kleinen Staaten, eingedenk der Erfahrung der letzten Zeit, keinen Widerstand leisten, daß vielleicht selbst Baiern und Würtemberg, welche sich zur Zeit weder an Oesterreich noch an Frankreich lehnen konnten, nachgeben würden, und daß doch wenigstens Norddeutschland zur Einigung gelangen könnte. Auch waren Oesterreich und Rußland im Jahre 1849 die einzig möglichen Gegner und im Juli dieses Jahres nicht zu fürchten. Oesterreich hatte damals den Kampf mit Italien und Ungarn zu führen, und in seinen übrigen Landen war der Gärungsstoff so vorherrschend, daß noch im Frühjahre 1849 der Belagerungszustand in Prag erklärt werden mußte. Rußlands Schwäche war aber Radowitz, wie sich aus seinen Schriften vielfach ergibt, sehr wohlbekannt. Wenn Preußen seine Armeen gerüstet hätte und sich, im Bewußtsein seiner Macht, vor dem Bunde mit äußern, revolutionären Kräften nicht scheute, dann hatte es damals von Außen nichts zu fürchten.

Leider theilte der König nicht die Ansicht seines Freundes. Er wollte nicht Oesterreich den Kampf um seine Existenz erschweren und deutsche Dynastien gefährden, und noch

weniger wollte er mit revolutionären Elementen in Verbindung treten. Seine Ansichten wurden von der Hof- und Regierungspartei unterstützt. Sie verwarf die Unionsverfassung, und am allerwenigsten wollte sie einen Kampf dafür wagen. Man hielt dafür, daß die Verfassung durch die in ihr begrenzte Machtvertheilung die Interessen Preußens und durch ihre parlamentarische Gestaltung das monarchische Princip gefährde. Man glaubte, Preußens Aufgabe sei, in Allianz mit Rußland und Oesterreich die Revolution zu erdrücken. Zur Erreichung dieses Zweckes benutzte man das strenge Pflichtgefühl des Königs, welcher übersah, daß die Pflichten der Menschen nicht auf den Staat zu übertragen sind.

Radowitz konnte gegen den königlichen Willen nicht durchdringen. Der günstige Zeitpunkt wurde versäumt. Venedig ergab sich, mit Sardinien wurde Friede geschlossen, Ungarn mit Hülfe der Russen besiegt, Preußens König zu einem Zusammentreffen mit dem jungen Kaiser veranlaßt, und ohne daß Oesterreich den Bundesstaat bewilligte, ein Interim verabredet, wonach beide Staaten gemeinschaftlich die Centralgewalt provisorisch übernehmen sollten.

Dem Fürsten Schwarzenberg genügte dies noch nicht. Im Bündnisse mit Rußland wollte er Preußen demüthigen und die erstrebte Centralgewalt unmöglich machen. Schon nahmen im Herbst 1849 Baiern und Würtemberg eine feindliche Stellung gegen Preußen ein, und Hannover und Sachsen waren sichtlich bemüht, den Abfall vorzubereiten. Vergeblich hatte Radowitz in der Kammer in glänzender Rede und unter enthusiastischem Beifalle erklärt: „Preußen werde nach dem Bundesstaate ringen, sei es im Vereine mit allen deutschen Staaten oder mit vielen oder mit wenigen“, vergeblich waren alle deutschen Staaten, außer Baiern, Würtemberg, Hessen, Homburg und Liechtenstein, beigetreten, vergeblich der Verwal-

tungsrath des Bundesstaates bereits seit dem Sommer 1849 thätig, vergeblich endlich zum 20. März 1850 der Reichstag nach Erfurt berufen und von ihm die Verfassung angenommen worden.

Radowitz hatte Preußen bei der Interimsregierung vertreten und war später als Nachfolger Bodelschwingh's Vorsitzender im Verwaltungsrath und Leiter des Erfurter Reichstages. In allen diesen Stellungen war er in energischer Weise bemüht, seine nationalen Absichten durchzuführen; aber ihm fehlte die Machtstellung, seinen kühnen Plänen wurde von der Regierungspartei entgegengearbeitet, von ihr jeder energische Vorschlag zurückgewiesen und die Ausführungen seiner Pläne soviel wie möglich hingezogen. Dieses Hinziehen schwächte im Volke die Theilnahme und Sympathie und entzog Radowitz auch diesen Bundesgenossen.

Immer entschiedener traten die Gegner auf. Man hätte vielleicht Preußen, wie Radowitz sagt, eine engere Verbindung mit einigen deutschen Regierungen zugestanden; aber daß die Union auch in ihrem verringerten Umfange immer noch den Gedanken einer nationalen Einigung des ganzen Vaterlandes darstellte und Preußen der Zukunft anvertrauen wollte, was ihm die Gegenwart verweigerte, das war es, was ihm so viele Feinde erregte. Hannover und Sachsen traten aus dem Bündnisse, der Fürstencongreß zu Berlin ging unverrichteter Sache auseinander, die beiden Hessen waren im Begriff abzufallen. Von Oesterreich war die alte Bundesversammlung trotz des preußischen Protestes nach Frankfurt berufen und Dänemark dazu eingeladen worden. Die preußischen Militärconventionen wurden für bundeswidrig erklärt, der Verlegung badenscher Truppen nach Preußen von Oesterreich und Hannover Hindernisse entgegengesetzt, und die kasselsche Regierung zum Bruche ihrer Verfassung ermuntert.

Um dieser feindlichen Stellung energisch entgegenzutreten,

hatte Radowitz schon im Jahre 1850 die Aufstellung einer Armee von 60000 Mann bei Erfurt verlangt. Sie hätte damals genügt, um Hessen vom Abfall abzuhalten und die feindlichen Schritte Baierns und Würtembergs sowie den Zusammentritt des Bundestages zu verhindern. Später forderte er Mobilisirung im Verhältnisse zum Fortschritt der feindlichen Rüstung und Zusammenziehung von Corps in Westfalen, an der Nahe, in der Nähe von Frankfurt und in Thüringen. Leider hatte Stockhausen an der Stelle des energischen Strotha das Kriegsministerium übernommen, und da er jener Partei angehörte, welche lediglich eine Allianz mit Oesterreich und Rußland erstrebte, so war er von Anfang an in eine feindliche Stellung zu Radowitz getreten. Nur mit Hülfe des Königs gelang diesem die Armirung der schlesischen und sächsischen Festungen und die Zusammenziehung zweier schwachen Brigaden in Kreuznach und Wetzlar; dagegen wurde aber am 1. October, als bereits bei Aschaffenburg ein bairisches Corps zusammengezogen war, und Oesterreich stark rüstete, die ausgediente Mannschaft, also ein Drittel der preußischen Armee, entlassen und die ausrangirten Cavaleriepferde verkauft. Diese schwachen Rüstungen mußten außerhalb Preußens das Bewußtsein erwecken, daß die herrschende altpreußische Partei nicht ernstlich einen Krieg beabsichtige, und eine natürliche Folge hiervon war, daß die Ansprüche der Gegner immer höher stiegen. Vergeblich machte Radowitz Aussöhnungsvorschläge, wobei er allerdings stets Anerkennung der Union verlangte. Die Antwort war die Vereinigung Oesterreichs, Baierns und Würtembergs zu Bregenz, wonach 200000 Mann gegen Preußen aufgestellt werden sollten. Auch jetzt hatte Preußen trotz aller Warnungen und Vorstellungen von Radowitz noch nicht an ernstliche Rüstung gedacht. Nur eine Brigade war bei Paderborn, zwei andere bei Erfurt zusammengezogen

worden; aber sie waren nicht auf Kriegsfuß gesetzt, ihre Bataillone zählten die Hälfte der Kriegsstärke, und die Cavalerieregimenter hatten nur 400 Pferde. Unter solchen Umständen konnten natürlich die diplomatischen Verhandlungen keine Wirkung haben. Unverrichteter Sache war Graf Brandenburg von Warschau zurückgekehrt. Oesterreich und Rußland verlangten unbedingte Anerkennung des Bundestages und gänzliches Aufgeben der Verfassung vom 28. Mai 1849. Offen hatte man mit dem Kriege gedroht.

In der That, die Gefahr, durch das Verfahren Stockhausen's hervorgerufen, war dringend. 130000 Mann Oesterreicher konnten binnen wenigen Tagen Breslau und Berlin bedrohen, 25000 Mann standen zwischen Nördlingen und Augsburg, 20000 Mann konnten aus Tirol nacheilen. Die bairischen Truppen hatten die Grenze Hessens bereits überschritten. Unter diesen gefahrdrohenden Umständen fand die Ministerialconferenz vom 2. November statt, welcher der König und der Prinz von Preußen beiwohnten. In derselben verlangte Radowitz mit größter Entschiedenheit sofortige Mobilisirung der ganzen Armee, ein Manifest des Königs an die Nation und augenblickliche Einberufung der Kammern. Obwol ihm der Prinz von Preußen beistimmte, so unterlag er doch der Partei Stockhausen-Manteuffel. Die Mehrzahl im Ministerrathe war der Ansicht, das Object sei zu gering, um einen solchen Preis einzusetzen; man müsse die Gelegenheit benutzen, um aus der von Radowitz herbeigeführten Situation herauszukommen, und müsse den Krieg, der gefährlich und aufreibend werden könne, vermeiden. Olmütz und Dresden waren die Folgen dieser unglücklichen Conferenz.

Radowitz selbst legte noch an demselben Tage sein Amt nieder und ging nach England, um womöglich eine Allianz mit diesem Lande zu bewirken. Dort fand er keine günstige

Stimmung. Man war seit der schleswigschen Sache Preußen abgeneigt und faselte vom preußischen Ehrgeiz. Anders dachte freilich Palmerston; aber seine damalige Stellung erlaubte ihm nicht, gegen die Tories aufzutreten.

Erfolglos und mit gebrochenem Herzen kehrte Radowitz zurück und hielt sich von da an von jeder politischen Thätigkeit fern. Wenn er auch vorahnend auf eine künftige Erhebung Preußens hoffte und den dereinstigen Krieg mit Oesterreich für unvermeidlich hielt, und wenn er auch fest überzeugt war, daß einst Preußen an den treulosen Dynastien in Deutschland Vergeltungsrecht ausüben würde, so waren doch seine Pläne gescheitert und seine Hoffnungen für die nächste Zeit durch den Sieg der Manteuffel-Stockhausen'schen Partei und durch Olmütz, Dresden und den Zusammentritt des alten Bundestages zertrümmert.

Nur kurze Zeit überlebte er seine und des Vaterlandes Niederlage. Obwol er sein Ziel nicht erreicht hatte, war doch sein Leben kein vergebliches gewesen.

Den Vereinigten Landtag, die eidliche Bestärkung der Constitution und die Festhaltung derselben in reactionären Zeiten hat Preußen zum großen Theil Radowitz zu verdanken. Aber auch die deutsche Nation ist wenigen Staatsmännern so viel Dank schuldig als Radowitz; denn wie die Reichsverfassung dem deutschen Volke ein Mahnruf zur Einheit geworden ist, so wurde die Dreikönigsverfassung für die preußische Regierung die Mahnung, das Streben nach der Centralgewalt nicht aufzugeben. Sie war das Testament, welches Friedrich Wilhelm IV. seinen Nachfolgern hinterließ, und welches durch den Sieg von Königgrätz und Sedan zur Verwirklichung gelangte.

Die Pest des heiligen Karl Borromeo.

Von

Max Lossen.

> La Peste ... che fu chiamata, ed è tuttavia, la Peste di San Carlo. Tanto è forte la carità!
>
> *Manzoni*, I Promessi Sposi, Cap. 31.

Bei dem Auftreten der Cholera im vorigen Jahre hat gewiß mancher sich der großen Epidemien vergangener Jahrhunderte erinnert und eine Vergleichung angestellt zwischen dem sittlichen und ökonomischen Verderben, das diese zu begleiten pflegte, und den so schnell verwischten Folgen einer wenn auch noch so starken Epidemie unserer Tage. Aber gerade weil Hunger und Verbrechen das gewöhnliche Gefolge namentlich der Pest bildeten, verdienen Ausnahmen besondere Beachtung. Zu den merkwürdigsten gehört die mailänder Pest von 1576, weil es in ihr einem einzigen Manne, dem Erzbischof Karl Borromeo, gelang, durch sein Beispiel die Leiden zu mildern und die gewöhnlichen Folgen zu verhüten.

Im Sommer 1575 zeigten sich zuerst ungefähr gleichzeitig an den entgegengesetzten Enden des italienischen Sprachgebiets, in Trient und auf Sicilien, die zu jener Zeit auch in Europa wohl bekannten Symptome der orientalischen Pest: Drüsengeschwulste an den Weichen, unter den Achseln und hinter den Ohren, begleitet von großer Erschlaffung, Uebeligkeit und Kopfweh, das sich oft zum Delirium steigerte, dann große Pestbeulen am ganzen Leibe, die einen ekelhaften Geruch verbreiteten.

Zum Glück waren gerade diese Beulen manchmal das Anzeichen der nur allzu seltenen Genesung. Nach Sicilien kam die Pest, wie bestimmt versichert wird, Ende Mai durch einen Korsaren, der mit anderer Beute auch pestinficirte Wolle aus der Berberei gebracht hatte. Denn da man im Islam die Pest als eine Strafe Gottes mit fatalistischer Ergebung hinnahm, so blieb sie nicht auf ihre asiatische Heimat beschränkt, sondern erschien bald da, bald dort, wo Türken herrschten. Die sicilischen Küstenstädte wurden der Reihe nach ergriffen, am ärgsten Messina, wo der Korsar seine Ladung gelöscht hatte: die Zahl der dort Gestorbenen wird ohne Zweifel übertrieben auf 60000 angegeben. Auf dem Festlande scheinen die Verheerungen nicht groß gewesen zu sein: Neapel blieb ganz verschont, und der Kirchenstaat wehrte durch zeitig angewandte Absperrung der Seuche den Eintritt. Als diese im Sommer 1576 in Oberitalien um sich griff, war sie in Unteritalien bereits erloschen; ein directer Zusammenhang der Krankheit an beiden Orten ist nicht erkennbar; jedoch meinte man damals, das Jahr 1575 auf 1576 habe überhaupt Witterungsverhältnisse gehabt, welche die Entstehung der Seuche begünstigten: starken Wechsel übermäßiger Hitze mit heftigem Regen, einen sehr milden Winter und vorherrschende Südwinde. Geheime Ursachen fand jene Zeit in Kometen und Constellationen. Man hat gemeint, der unerhörte Zusammenlauf von Menschen zur Feier des Jubeljahres 1575, oder auch vorhergegangene Nothjahre hätten zur Entstehung beigetragen; doch fehlt dafür der Beweis. — Wie die Pest im Jahre 1575 nach Trient kam, vermag ich nicht anzugeben; sie soll dort im Verhältniß zur Bevölkerung furchtbar gehaust haben. Von Trient kam sie nach Verona und wol auch nach Mantua. Auch nach Venedig brachte sie ein Tridentiner, am 25. Juni 1575. Dieser starb nach wenigen Tagen, und da man die Krank-

heit nicht sofort erkannt, daher auch nicht verhindert hatte, daß seine Kleider verkauft wurden, so breitete sie sich alsbald in verschiedenen Stadttheilen aus. Die meisten Erkrankten starben binnen vier Tagen. Doch blieb die Seuche meist unter dem geringen Volk und gewann, dank den gewöhnlichen Vorkehrungen, keine große Ausdehnung, sodaß man bis zum 1. März 1576 noch nicht 4000 an ihr Gestorbene zählte. Anfang Januar glaubte man sie ganz erloschen, bis mit der wärmern Jahreszeit, infolge der Gewissenlosigkeit der Krankenwärter und Todtengräber, welche inficirte Sachen beiseitegeschafft hatten, anstatt sie zu verbrennen, wieder neue Fälle vorkamen, noch immer aber nur unter den ärmern Klassen. Deshalb wurde die Frage, ob man es mit der wirklichen Pest, oder nur mit pestartigen, durch Armuth und Unreinlichkeit entstandenen Fiebern zu thun habe, von Aerzten und Laien, mit gelehrter Berufung auf griechische, römische und arabische Autoritäten, heftig discutirt. Im Juni berief der Senat zwei der berühmtesten damaligen Aerzte, die Professoren Mercuriale und Capodivacca aus Padua, um in aller Form vor Doge und Senat mit den venetianer Aerzten, welche im Gegensatz zu ihnen größtentheils die Krankheit für wirkliche Pest erklärten, darüber zu disputiren. Zu ihrem eigenen Unglück ließen sich die Venetianer von den hochangesehenen und selbst zu opferwilliger Behandlung und Pflege der Erkrankten erbötigen paduaner Professoren überreden, daß es nach der bisherigen Entwickelung der Krankheit an der für die wirkliche Pest verlangten übeln Beschaffenheit der Luft mangle, und darum Ansteckung durch Berührung nicht zu befürchten sei. Man ließ die sonst bei der Pest beobachteten Maßregeln — strenge Absperrung der Erkrankten und Verdächtigen von den Gesunden, sorgfältige Desinfection oder Verbrennung von Kleidern, Wäsche und Hausrath — außer Acht, sodaß nun

mit einem mal die Seuche mit reißender Schnelligkeit in allen Stadttheilen und allen Ständen um sich griff, und bald aller menschlichen Hülfe spottete. Die paduaner Professoren, eben noch vergöttert, jetzt mit Hohn und Haß behandelt, verließen die Stadt, nachdem auch von ihren Gehülfen mehrere gestorben waren; auch von den venetianer Aerzten, die nur noch gegen schweres Geld der Kranken sich annahmen, fiel eine große Zahl, man behauptet 58, von März bis September der Seuche zum Opfer. Doge und Senat zeigten zwar persönlichen Muth, und ließen es an vernünftigen Anordnungen nicht fehlen, aber es war niemand da, der sie ausgeführt oder befolgt hätte. Wer fliehen konnte floh ins paduaner und trevisaner Gebiet; Ehegatten, Aeltern und Kinder ließen einander im Stich; nichts galten mehr die Bande des Blutes, noch Sitte und Gesetz. Die Rechtspflege hörte auf; für die Sterbenden fand sich, außer einigen Kapuzinern, kein Geistlicher. Während einiger Monate herrschte der Abschaum der Menschheit in der verödeten Stadt, denn nur dieser ließ sich bereit finden, als Kranken- und Leichenträger zu dienen. Sie drangen in die Häuser, verübten Raub und Unzucht, schonten selbst die Leichen nicht. Aber auch unter ihnen wüthete der Tod, und wiewol man selbst entlassene Verbrecher anstellte, fehlte es bald an Händen, sodaß die Leichen oft tagelang in den Häusern liegen blieben, und ein unerträglicher Gestank die Luft erfüllte. Schließlich verzehrte das Uebel sich selbst durch sein Uebermaß. Es waren so viele gestorben oder geflohen, daß der Senat unter den übrigen wenigstens die äußere Ordnung wiederherstellen konnte. Bei einer Bevölkerung von etwa 200000 Seelen zählte man über 51000 Gestorbene, davon allein 43025 in der eigentlichen Pestzeit vom 1. März 1576 bis zum 1. März 1577 (mit diesem Tage fing in Venedig das Jahr an). Zwar füllte sich die verödete Stadt

rasch wieder, weil alle Löhne infolge der mangelnden Arbeitskräfte gewaltig stiegen und viel fremdes geringes Volk herbeilockten; aber die Sitten waren mehr als je verwildert; man strebte nur noch nach Geld und Genuß. Dies ist der gewöhnliche Zustand einer von der Pest heimgesuchten Stadt; daß es in Mailand damals anders ging, verdankte man ausschließlich dem Erzbischof Karl Borromeo.

Im mailänder Gebiet hatte man im Frühjahr 1576 auf die Nachricht, daß die Pest in der Nähe sich zeige, strenge polizeiliche Verordnungen erlassen, um Einschleppung zu verhüten. In dem Ort Paruzero bei Arona, der schon im März angesteckt wurde, ohne daß wir erfahren wie, wurde alsbald strengste Quarantäne angeordnet. Da bis Ende Juli kein weiterer Ort ergriffen wurde, durfte man hoffen, das Uebel localisiren zu können. Im Juli war man in Mailand noch so unbesorgt, daß man Don Juan d'Austria's damalige Anwesenheit und bevorstehende Uebernahme der niederländischen Regierung mit rauschenden Festlichkeiten beging. Aber schon vor Ende des Monats hielt die Pest ihren Einzug in Borgo di Rancate, einer Vorstadt von Mailand. Eine Frau hatte sie, aus Melegnano flüchtend, dorthin gebracht; nach Melegnano aber war sie mit mantuaner Reisenden gekommen. Auf die Nachricht hiervon hatte zwar der mailänder Gesundheitsrath den nahen Ort alsbald absperren lassen, aber schon zu spät. Von Anfang August an dehnte sich dann die Seuche in der Stadt rasch weiter aus: nach dem Gehöfte de Comini, von da in die Vorstadt degli Ortolani (am 11. August); am 23. August endlich in dem Bezirk Porta Comasina der innern Stadt, wo sie von da ab am stärksten blieb; seitdem rasch nacheinander in allen andern Stadtvierteln und ebenso nach und nach in etwa 120 größern oder kleinern Ortschaften des Herzogthums.

Solange man noch Hoffnung hatte das Uebel im Keim

zu ersticken, bewahrten die weltlichen Behörden die Besonnenheit: Häuser, wo sich Ansteckung zeigte, wurden sofort gesperrt, Erkrankte nach dem großen Pestlazareth San-Gregorio vor der Porta orientale gebracht; eine Anzahl Nobili, wie früher bereits zur Beaufsichtigung der Thorwachen, so jetzt zur Sorge für Reinigung und Reinhaltung der Straßen und Häuser, sowie als Sanitätspolizei verordnet, und eine ganze Reihe von Verfügungen erlassen, die diesem Zwecke dienten. Aber man darf gewiß sein, daß alle diese Vorkehrungen hier sowenig als in Venedig standgehalten hätten, gegen ein Uebel, das durch sein Uebermaß und die Nutzlosigkeit aller Gegenmittel die Energie des Willens lähmte, durch seine Scheußlichkeit das Gefühl abstumpfte, wären hier nicht Todesfurcht und Ekel durch ein noch mächtigeres Gefühl, die Liebe zu Gott und den Mitmenschen, überwunden worden. Die äußern Verhältnisse lagen in Mailand kaum günstiger als in Venedig. Auch hier mag die Einwohnerzahl etwa 200000 erreicht haben; zog dort die große Hafen- und Handelsstadt viel schlechtes Volk herbei, so waren hier zahlreiche Handwerker und Fabrikarbeiter, denn Mailand war damals für alle Industriezweige, namentlich aber Seide und Tuchwaaren, der erste Platz. Diese lebten von der Hand in den Mund und waren von dem Augenblick an, daß die Stadt als angesteckt von allen Käufern und Fremden gemieden wurde, brotlos. Außerdem erschwerte die Vielheit der Obrigkeiten die Durchführung von Anordnungen, welche unbedingt einen einheitlichen Willen und große materielle Macht voraussetzten. Die höchste Gewalt in Mailand hatte als Stellvertreter des spanischen Königs der Gouverneur, damals Don Antonio Guzman, Marquese von Ayamonte, ein stolzer, vornehmer Herr, nicht übelgesinnt, der aber keine größere Sorge hatte, als darauf zu achten, daß die Autorität seines Königs nicht geschmälert werde, sowie daß Philipp II. für seine bestän-

digen Kriege aus Mailand wie aus allen andern Provinzen des großen Reiches beständig Geld und Soldaten bekomme. Erst das Jahr zuvor hatte die Stadt, zu allen andern Lasten, die ihr von der spanischen Regierung schon auferlegt waren, eine Contribution von 200000 Scudi auf zehn Jahre vertheilt, zum Kriege gegen die Ketzer und Ungläubigen auf sich nehmen, und deshalb Mehl, Fleisch, Wein, Miethe u. s. w. mit neuen Steuern belegen müssen, die alle jetzt nicht einbringbar waren. Die Stadt verlangte darum, der Gouverneur und der diesem beigeordnete geheime Rath sollten die bevorstehenden Kosten auf die königliche Kammer nehmen; aber auch sie hatte kein Geld. Die ärgerlichen Streitigkeiten wurden schließlich dem Könige selbst zur Entscheidung vorgelegt, jedoch war bei Philipp's Regierungssystem zu erwarten, daß diese sobald nicht erfolgen werde; einstweilen unterzog sich daher die Stadt der Beschaffung der Geldmittel.

Neben diesen Differenzen war zu befürchten, daß auch die alten Mishelligkeiten zwischen dem Erzbischof und den weltlichen Behörden Schwierigkeiten machen würden. Erzbischof von Mailand war seit 1560 der Cardinal Karl Borromeo, aus einem der vornehmsten mailänder Adelsgeschlechter. Neffe des Papstes Pius' IV., hatte er auf die mächtige und glanzvolle Stellung eines päpstlichen Nepoten verzichtet und im Jahre 1565 von seinem erzbischöflichen Stuhl persönlich Besitz genommen, um zunächst an sich dann in seiner Kirche die Reformdecrete des Trienter Concils durchzuführen. Kein Bischof hat so vollständig und so rein den Geist des Tridentinums in sich gleichsam verkörpert wie Karl Borromeo. Die Acten seiner zahlreichen Diöcesan- und Provinzialsynoden wurden alsbald gedruckt, überall begehrt und zum Muster genommen. Gesammelt sind sie oft und noch im vorigen Jahrhundert wiederholt nachgedruckt worden,

sodaß man sie wol als das Lehrbuch der katholischen Restauration bezeichnen kann. Karl selbst wurde schon von Zeitgenossen der Lehrmeister der Bischöfe genannt. „Wir ältern Bischöfe", sagt sein Biograph, der Cardinal Augustin Valerius, „empfingen von ihm Vorschriften, hielten es für schimpflich seine Ermahnungen nicht zu befolgen."

In der Zeit, die uns beschäftigt, war Karl kaum 38 Jahre alt, jedoch durch übermäßige Arbeit und Ascese vorzeitig gealtert. Seine Correspondenz umfaßte die ganze damals katholische Welt. Die Nachfolger seines Oheims auf dem päpstlichen Stuhl, Pius V. und Gregor XIII., die ihm hauptsächlich ihre Erhebung verdankten, suchten und befolgten auch nachher gern und oft seinen Rath.. Und sowenig wie die höchsten und allgemeinsten Interessen der katholischen Kirche, entgingen die kleinsten seiner eigenen Diöcese seiner Aufmerksamkeit. Er war unermüdlich in Visitationen der Pfarren und Klöster, besonders besorgt für streng kirchliche Erziehung seines jungen Klerus; wie er die Geistlichkeit in häufigen lateinischen Ansprachen zu ermahnen pflegte, so predigte er gern und gut dem Volke in der Muttersprache. Dem Geiste der Zeit gemäß legte er auf öffentliche Andachtsübungen, feierliche Processionen, Reliquienverehrung, Gebrauch von Rosenkranz, Weihwasser und Agnus Dei einen übertriebenen Werth. Daß dieser Bischof, den die ganze katholische Welt verehrte und feierte, zugleich mailänder Bürger war, erhöhte die Sympathien des Volkes für ihn. Das gemeine Volk in Mailand hing mit Begeisterung an ihm; der Adel, dessen angeborener Sinn für frohen Lebensgenuß und Festlichkeiten damals bereits mit spanischer Prunksucht gepaart war, grollte zwar manchmal dem strengen Sittenprediger, wagte jedoch nie offene Widersetzlichkeit, während zahlreiche vornehme Frauen dem frommen Bischof wie einem Heiligen öffentlich ihre Verehrung zu bezeigen pflegten.

Daß er allein es wagte, wenn auch zuweilen mit Unrecht, den übermüthigen Spaniern entgegenzutreten, erhöhte bei dem mailänder Volk, das die fremden Unterdrücker haßte, seine Beliebtheit. Für den Erzbischof selbst war der Anspruch, die geistliche und die weltliche Jurisdiction über die Geistlichen, sowie die geistliche über die Laien ohne jede staatliche Beschränkung auszuüben, ein integrirender Bestandtheil der tridentinischen Restauration. Dabei ließ er sich das Recht nicht nehmen, aus eigener Macht die Grenze zwischen dem geistlichen und dem weltlichen Gebiet zu bestimmen, wie die Gouverneure ihrerseits eifersüchtig darüber wachten, daß die königlichen Hoheitsrechte in ihrer Person geachtet blieben. Ayamonte's Vorgänger waren daher in mancherlei Competenzstreitigkeiten mit dem Erzbischof gerathen, namentlich wegen des königlichen Placet für erzbischöfliche Verordnungen an Laien, und der letzte von ihnen, Requesens, wiewol persönlich fromm, klug und friedliebend, deshalb sogar feierlich vom Erzbischof gebannt worden. Damit, daß Gregor XIII., als Requesens zum Statthalter der Niederlande ernannt war, hinter Borromeo's Rücken diese Excommunication aufhob, war der Anlaß zu Streitigkeiten nicht beseitigt, und Ayamonte, wiewol nicht minder devot als sein Vorgänger, hatte diese geerbt.

Es war deshalb für die Stadt vielleicht ein Glück, daß der Gouverneur jetzt der Pest aus dem Wege ging. Wie es scheint, kam er diese ganze Zeit über nur vorübergehend einigemal aus Vigevano, wohin ihm der spanische Hofstaat gefolgt war, nach Mailand. Karl dagegen, der, als die Pest in Mailand ausbrach, gerade in Lodi zur Beerdigung des dortigen Bischofs verweilte, eilte auf die Unglücksbotschaft sofort nach der Stadt zurück, wo ihn das geängstete Volk mit Freuden empfing. Die Adelichen waren großentheils schon nach allen Seiten nach ihren Schlössern auf dem

Lande geflüchtet; auch wer sonst konnte, suchte den Mauern zu entrinnen. Es wird behauptet zwei Drittel der Bewohner hätten die Stadt verlassen. Die Regierung für Stadt und Land war für die Pestzeit an den aus einem Präsidenten (dem Senator Girolamo Monte), zwei Aerzten und vier Magistratspersonen bestehenden Gesundheitsrath übergegangen. Diesem ordnete jetzt der Erzbischof einen Geistlichen, der königliche Senat zwei weitere Senatoren bei, sodaß die nöthigsten sanitarischen Vorschriften wenigstens allgemein verbindlich waren. Für die Beschaffung von Geld und Lebensmitteln und von all dem, was der Gesundheitsrath als nöthig bezeichnete, sorgte das aus zwölf Mitgliedern und einem Präsidenten bestehende Provisionstribunal, ein Ausschuß des Rathes der Sechzig, zu welchem nur Nobili gehörten. Dieses Tribunal brachte nach und nach, theils durch freiwillige, theils durch Zwangsdarleihen der Bürger, denen man Steuern verpfändete, so viel Geld auf, daß die Stadt während der Epidemie Ausgaben über $1\frac{1}{2}$ Mill. Lire (nach heutigem Geldwerth etwa gleich $7\frac{1}{2}$ Mill. Francs) bestreiten konnte. Die beiden Behörden — Sanitäts- und Provisionstribunal — wählten dann für die Menge von Functionen, welche infolge der Seuche zu besorgen waren, in den sechs Stadtvierteln eine Anzahl Nobili, die gemeinschaftlich mit bezahlten Commissaren, mit den Aerzten und den Pfarrern oder erzbischöflichen Vicaren allmählich die ganze Stadt mit einem Netz von verschiedenen Aemtern überspannten.

Da Armuth und Unreinlichkeit die schlimmsten Pestleiter waren, so galt es vor allem, gegen sie einzuschreiten. Der Erzbischof hatte den glücklichen Gedanken, die gewerbmäßigen Bettler, soweit sie nicht zur Stadtwache oder zum Krankendienst brauchbar oder willig waren, drei- bis vierhundert an der Zahl, einige Miglien vor der Stadt in einem großen Gebäude, Santa-Maria della Vittoria, zu vereinigen, wo

sie mit Hülfe der weltlichen Gewalt unter die strengste klösterliche Zucht der Kapuziner gestellt wurden. Aus den Teppichen und Decken des erzbischöflichen Palastes wurden ihnen Kleider gemacht, sodaß sie aussahen wie verschiedene Compagnien Soldaten. Ihr Unterhalt wurde größtentheils durch Almosen bestritten, die der Erzbischof sammeln ließ. Er selbst schenkte nach und nach fast alles Mobiliar seines Palastes und überhaupt was er hatte, bis auf sein Bett, den Armen in den Hospitälern und in der Stadt, verschärfte dagegen für sich noch seine gewöhnliche Ascese. Das Beispiel seiner Wohlthätigkeit befolgten die andern, sodaß man das, was von Privaten während der Pest geleistet wurde, höher schätzte als die städtischen Ausgaben.

Die ersten Erkrankten waren, wie bemerkt, sobald man die Natur der Krankheit erkannte, nach dem Pestlazareth San-Gregorio gebracht worden. Dies ist, wie den Lesern von Manzoni's „Verlobten" bekannt ist, ein großer klosterähnlicher Bau, damals mit 388 Zellen. In ihnen lagen die armen Kranken, ihren Schmerzen und Fieberphantasien, dem Hunger und dem ekelhaftesten Schmuz fast hülflos preisgegeben. Denn im ersten Schreck vor der Ansteckung fanden sich weder Wärter zu ihrer Pflege, noch Geistliche zur Spendung der Sakramente bereit. Den Transport der Kranken und Verdächtigen und das Einscharren der Todten besorgten Menschen aus der Hefe des Volkes, meist Deutsche oder Schweizer, die Monatti, bei deren Namen schon der Mailänder jener Zeit erschauderte. Man glaubte, sie seien so an Schmuz und ansteckende Krankheiten gewöhnt, oder auch durch Geheimmittel geschützt, daß sie die Berührung der Pestkranken nicht zu scheuen brauchten. Aber nicht dies, sondern die Aussicht auf reichen Lohn oder auch auf ungestrafte Verübung aller Laster und Verbrechen lockte sie. Auch einen Priester und einige Wärter fand der Erzbischof in

dem zu seiner Diöcese gehörigen Theil des Cantons Tessin, die zur Pflege der Pestkranken in San-Gregorio erbötig waren, und von dem Priester wenigstens wissen wir, daß nicht Gewinnsucht, sondern christliche Liebe ihn herführte. Er erlag später selbst der Seuche und wurde dann durch einen andern Schweizer ersetzt, der ebenso furchtlos der Ansteckung Trotz bot. In Mailand und anderwärts bewährte sich damals Furchtlosigkeit als ein sehr wirksames Präservativ gegen die Pest.

Bei Kanonisten wie Juristen war es eine alte Streitfrage, ob der Träger eines geistlichen oder weltlichen Amtes verpflichtet sei, auch während der Pestzeit dasselbe zu verwalten. Karl löste dieselbe nicht nur für sich, sondern auch für seinen Klerus durch sein Beispiel. Zunächst folgte ihm die Pfarrgeistlichkeit, anfangs meist widerwillig und theilweise durch Strafen gezwungen, dann sogar mit einem gewissen Wetteifer. Von den Ordensgeistlichen weigerten sich anfangs viele, mit Berufung auf ihre Obern; bis sie der Erzbischof durch eine begeisternde Ansprache so entflammte, daß ihrer 28 auf einmal sich erboten in San-Gregorio und den später errichteten Barackenlazarethen geistliche Dienste zu leisten. Am meisten wirkte das Versprechen Karl's, jedem Geistlichen, der erkranke, selbst die Sakramente zu spenden: denn deren Seelsorger sei er. Von den Ordensgeistlichen zeichneten sich besonders die damals noch nicht sehr verbreiteten Kapuziner aus. Ihnen übertrug der Gesundheitsrath später auch die weltliche Gewalt in den Lazarethen; es lebte noch lange in der Erinnerung der Menschen, wie einer von ihnen, der Bruder Paulus von Salò am Gardasee, selbst bewaffnet und gefolgt von Schergen, in San-Gregorio umherging, um Zucht und Ordnung zu halten und jeden Frevler oder Widerspenstigen sofort zu Stockschlägen oder Schlimmerm zu verurtheilen. Bruder Paulus war übrigens nicht nur ein strenger, sondern zugleich ein milder und gerechter Mann.

Ueber den Jesuitenorden beklagte sich der Erzbischof, daß ihm das Leben seiner Mitglieder zu kostbar gewesen sei, um bei diesem Anlaß aufs Spiel gesetzt zu werden. Doch fanden sich auch aus ihm manche Einzelne, die gern bereit waren sich im Dienst der Pestkranken zu opfern.

Als erst einmal der Eifer entflammt und der Nachahmungstrieb durch Karl's Beispiel geweckt war, stellten sich fast alle menschlichen Regungen in den Dienst der guten Sache: neben der reinsten Christenliebe, Ehrgeiz und Gewinnsucht. Frauen und Männer aus allen Ständen fanden sich zur Krankenpflege bereit. Auch von den Nobili, denen man gestattet hatte, Frauen, Kinder und Dienerschaft aus der Stadt zu schicken, folgten so viele der Aufforderung des Magistrats und der Ermahnung des Erzbischofs, daß man jederzeit alle Aemter dem Bedürfniß entsprechend besetzen konnte.

Da die Zahl der Erkrankungen täglich wuchs, genügte San-Gregorio bald nicht mehr. Gleich anfangs hatte man in der streng cernirten und von Soldaten bewachten Vorstadt degli Ortolani, wo nur wenige Häuser standen, (nach dem Vorschlag eines novareser Arztes, Lafranco Bonipertico, der sich schon in Paruzero ausgezeichnet hatte) 250 Baracken errichtet, wohin die Erkrankten gebracht wurden. Als dann in allen Stadtvierteln Pestfälle vorkamen, wurde nach einem von dem Erzbischof und dem Collegium der Aerzte gemeinschaftlich gemachten Plan vor jedem der sechs Hauptthore auf erhöhtem Terrain ein ganzes Barackendorf, jedes von mehrern hundert Hütten, theils aus Stroh, theils aus Bretern, zur Aufnahme von je einem oder zwei Kranken oder Verdächtigen, errichtet. Man schied soviel als möglich nach Stand und Geschlecht; Wohlhabende durften sich ihre Baracken selbst besser ausstatten. In den Baracken wie in San-Gregorio waren die Kranken, die Verdächtigen, die Reconvalescenten streng geschieden. Jede dieser Abtheilungen

hatte ihre besondern Geistlichen, Wärter und Monatti, damit alle Gelegenheit der Ansteckung verhütet würde. In der Mitte einer jeden Abtheilung, erhöht und von überall her sichtbar, wurde ein großes Crucifix oder eine nach allen Seiten offene Kapelle errichtet, wo täglich Messe gelesen wurde. Um kleine Kinder, deren Mütter erkrankt oder gestorben waren, aufzuziehen, wurde ein besonderer Raum für Ammen, und Ziegen als deren Stellvertreterinnen, bestimmt. Inficirte Wäsche und Hausrath wurden entweder verbrannt oder in besondern Waschhäusern gewaschen und desinficirt.

Die Zahl der Genesenden war leider gering. Mercuriale führt als Beweis, weshalb er die Pest des Jahres 1576 nur unter die mittlern rechnen könne, auch den an, daß etwa ein Zehntel genesen sei, während bei großen Epidemien kaum Ein Erkrankter aus hundert davonkomme. Mit Recht hieß daher die Reconvalescentenabtheilung das Paradies. Glücklicherweise war der Fall, daß jemand zweimal die Pest bekommen hätte, unerhört, sodaß Genesene die besten Krankenwärter und Monatti abgaben. Genesene wie Verdächtige mußten in den Lazarethen eine strenge Quarantäne durchmachen, ehe man sie in ihre Wohnungen zurückkehren ließ; auch dort blieben sie noch einige Zeit internirt.

Den ganzen September hindurch war die Seuche im Zunehmen; die Menschen starben täglich zu Hunderten; wer nicht fliehen konnte, hielt sich innerhalb seiner Wände. Frauen und Kindern war vom Gesundheitsrath verboten, das Haus zu verlassen. Auf den Straßen sah man fast nur noch die Karren der Monatti, die hier einen Kranken und alle seine Hausgenossen in die Lazarethe; dort Todte, oft haufenweise und unbekleidet übereinandergeworfen, zu den Begräbnißplätzen hinter denselben brachten. So strenge

Aufsicht auch Kapuziner, Deputirte und Commissare zu halten suchten, so wurde doch von den Monatti und andern genug Unfug und Roheit in den Häusern und Lazarethen verübt. Manchmal warf man Kranke zusammen mit Todten auf Einen Wagen. Borromeo erinnerte nachmals (zum Beweise wie Gott manchmal das Verlangen nach den Sakramenten belohne) selbst an einen Fall, wo man einen schwer Kranken in der Nacht zu den Todten hinter San-Gregorio geworfen hatte, der am andern Morgen, als der Priester dort vorüberging, ehe man die Leichen in die große Grube einscharrte, noch Kraft genug hatte, um die Spendung der Eucharistie zu bitten.

In dieser schrecklichsten Zeit der Seuche drohte auch der Verdacht, der im Jahre 1630 so traurige Folgen gehabt hat, dieselbe sei durch Vergiftung hervorgerufen, sich der Gemüther zu bemächtigen. Die Vermuthung, dieser Argwohn sei damals böswilligerweise, um Haß gegen die Spanier zu entflammen, verbreitet worden, ist nicht unwahrscheinlich. Zum Glück fand der Verdacht wenig Glauben. Gegen allerlei abergläubische Mittel, Amulete, Ringe oder Zettel mit gewissen Buchstaben oder Versen (in denen auch die heiligen drei Könige eine Rolle spielen, die in Süddeutschland noch heute gegen die Pest angerufen werden), erließ Karl damals eine Verordnung. Doch verstand jene Zeit den Begriff Aberglauben anders wie wir heute: alles galt als abergläubisch, durch dessen Hülfe ein Eingreifen der höllischen Gewalten erzielt werden sollte; daß man aber diese wirklich durch allerlei Amulete und Zeichen zu einem Eingreifen in die menschlichen Geschicke bestimmen könne, bezweifelte kaum jemand; — andererseits erwartete man ebenso ein directes Eingreifen der himmlischen Mächte, der Heiligen, und was man that, dies zu veranlassen, galt nicht als Aberglaube, sondern als Frömmigkeit. Der Erzbischof selbst hatte bei

Ausbruch der Seuche nichts Eiligeres zu thun, als vom Papst möglichst weite Vollmacht für reichliche Ablässe zu erlangen, worunter man damals viel weniger den Nachlaß der Sündenstrafen verstand, als den der Sünden selbst. Es handelte sich namentlich darum, daß jeder Priester von allen, auch den in der Bulle In Coena Domini reservirten Sünden lossprechen könne, und daß Reuigen, die ohne Beichte stürben, auch ohne priesterliche Absolution der vollkommene Ablaß zutheil werde. Für alle den Pestkranken geleisteten Dienste, in genau bezeichneter Stufenfolge, wurde vollkommener oder unvollkommener Ablaß bewilligt.

Als Ende September noch immer kein Abnehmen der Krankheit zu merken war, ordnete der Cardinal auf die erste Octoberwoche drei allgemeine große Bußprocessionen an. Der Gesundheitsrath machte anfangs Einwendungen mit Hinweis auf die Gefahr der Ansteckung, aber Karl war ohnehin der Ansicht, man vertraue allzu viel auf blos menschliche Mittel. Vom Geiste des Jahrhunderts unterstützt, setzte er seinen Willen durch, sodaß nicht nur der Magistrat an den Processionen theilnahm, sondern sogar der Gouverneur dafür in die Stadt kam. Karl selbst ging bei den Processionen im langen Bußgewande, einen Strick um den Hals, barfuß, die Augen auf ein Crucifix in der Hand geheftet; in gleichem Aufzug folgten ihm sein Domkapitel, der übrige Klerus und viele Laien; voran gingen Geiselbrüder, die sich geiselten und dabei laut Misericordia riefen. Diesen Ruf wiederholten dann Frauen und Kinder, die an den Fenstern standen, und das ganze Volk. Bei der letzten Procession, wobei man die Hauptreliquien der Stadt mitführte, trug Karl selbst ein Kreuz mit dem angeblichen Nagel vom Kreuz des Erlösers, der im Dom aufbewahrt wurde und seitdem ein Gegenstand besonderer Verehrung für die Mailänder geworden ist. Die letzte Procession ging durch alle Stadt-

theile, über die Brücken des ehemaligen Stadtgrabens, wo Karl schon vorher große Crucifixe hatte errichten lassen. Am Schlusse der Processionen predigte der Erzbischof selbst; damals zuerst nicht vom Altar aus, sondern von der Kanzel herab. Solche Processionen, mit vierzigstündigem Gebet verbunden, fanden später noch mehrmals statt. Wiewol man jedem vorschrieb, Berührung dabei zu vermeiden, waren sie offenbar ein sehr gewagtes Unternehmen; als Karl's Neffe, der Erzbischof Friedrich Borromeo, im Jahre 1630 dasselbe nachahmte, nahm die Seuche sofort gewaltig zu. Weil aber Karl's Processionen ohne Schaden abliefen — man fand sogar, daß in den nächsten Tagen die Erkrankungen sich etwas verminderten, — so waren die moralischen Folgen eher günstig. Denn jetzt war das Volk noch mehr als zuvor überzeugt, daß der Erzbischof, der die Processionen veranlaßt hatte, ein von Gott auserwähltes Werkzeug sei, dessen Wort man blindlings vertrauen könne. Man glaubte, er sei durch besondere Gnade Gottes vor Ansteckung geschützt, manche dachten freilich auch durch Geheimmittel; in der That brauchte er jedoch kein anderes Präservativ als, gleich vielen andern, einen in Essig getauchten Schwamm in einer durchlöcherten Holzkapsel, die er in der Hand trug, dann manchmal etwas Wohlriechendes im Munde. Er selbst und alle Geistlichen, die mit Erkrankten zu thun hatten, ließen sich einen großen weißen Stab vorantragen, damit jeder sich vor Berührung hüte; wer Angesteckte versehen hatte, mußte jedesmal sieben Tage Quarantäne halten. Allen Geistlichen war kurze Kleidung vorgeschrieben; nur mit Stola und Chorhemd spendeten sie die Sakramente. Sogar die Senatoren erschienen ohne den Mantel, das ehrende Abzeichen ihres Standes. Es war in Karl eine eigenthümliche Mischung von kluger Vorsicht, Gottvertrauen und Aberglauben. Während er sich und seine Geistlichkeit in allen Fällen, wo das Amt nicht verlangte, daß sie sich einer

Gefahr aussetzten, an die strengsten Vorsichtsmaßregeln band, war er überzeugt, daß bei Ausübung der Amtspflicht Niemand Gefahr laufe. So bestand er darauf, daß die Priester den Kranken die Communion nur mit der Hand reichten und auch die Letzte Oelung spendeten. Er selbst versah mehrere Pfarrer, die während der Epidemie starben, ging dabei sogar in deren Schlafzimmer, was als besonders gefährlich galt. In der Diöcese spendete er später Pestkranken sogar die Firmung, denn er wollte in dieser Zeit keine Obliegenheit seines bischöflichen Amtes versäumen.

Am erstaunlichsten zeigte sich sein Einfluß während der allgemeinen Quarantäne, die anderwärts vergeblich versucht, in Mailand aber streng durchgeführt wurde. Als auch im October die Pest nicht nachließ, beschloß der Gesundheitsrath sämmtliche Einwohner der Stadt, die nicht von Amts wegen auf der Straße oder in den Lazarethen zu thun hatten, in ihren Häusern Quarantäne halten zu lassen. Jeder erhielt Befehl sich zu der am 29. October beginnenden Schließung der Häuser mit den nöthigen Lebensmitteln zu versehen. Dies war in jener Zeit für Keinen leicht; denn nur mit der größten Mühe konnten Deputirte des Provisionstribunals Lebensmittel nach Mailand schaffen, da die Nachbarstädte sich möglichst abschlossen, am meisten Pavia, während Casalmaggiore durch hochherzige Freigebigkeit sich auszeichnete. Für die zahlreichen Armen Mailands aber war Selbstbeköstigung geradezu unmöglich. Während sechs Monaten hatte die Stadt gemäß genau geführter Listen ungefähr 50000 Arme zu unterhalten. Sie löste diese Aufgabe glücklich. Die durch freiwillige Armenpfleger an den Thüren täglich vertheilten Portionen waren freilich sehr gering; aber die Wohlthätigkeit der reichern Nachbarn ersetzte das Mangelnde. Die zweite Gefahr, daß der erzwungene Müßiggang Laster erzeuge, beseitigte der Erzbischof dadurch, daß er es verstand,

für einige Wochen der ganzen Stadt ein Stück von seinem religiösen Geist einzuhauchen. An weithin sichtbaren Stellen der Straßen wurden Altäre errichtet, wo täglich Messe gelesen wurde; siebenmal des Tages gaben die Glocken von den Pfarrkirchen das Zeichen zu gemeinschaftlichem lautem Gebet und Gesang, wozu alle an den Fenstern erschienen. Der Erzbischof hatte für diesen Zweck eigene Andachtsbücher vertheilen lassen. Nachdem bereits vor Beginn der Quarantäne zu allgemeiner Beichte und Communion aufgefordert worden war, gingen während derselben täglich Geistliche von Thür zu Thür, um dort Beichte zu hören und die Communion auszutheilen; Karl selbst spendete auch die Firmung. Außerdem war er Tag und Nacht, von Dienern mit Lebensmitteln begleitet, unterwegs, um überall zu ermahnen, zu trösten und zu helfen. Die ganze Stadt schien ein einziges großes Kloster. Das weltliche Regiment führten in dieser Zeit als Stellvertreter des mit seinen Spaniern in Vigevano verweilenden Gouverneurs der berühmte Kriegsheld Gabrio Serbelloni und der Senatspräsident Rainoldo, denen als Mailändern das Volk lieber gehorchte als den Fremden. Sie hatten unbeschränkte Gewalt über Leben und Tod, und die an allen Straßenecken errichteten Galgen stellten jedem rasche Justiz vor Augen. Die Stadt blieb ruhig, sodaß es der Bewachung durch deutsche Kriegsknechte, die vom Gouverneur beabsichtigt, aber mit Erbitterung zurückgewiesen worden war, nicht bedurfte. Die Quarantäne konnte sogar nach Ablauf der vierzig Tage noch zweimal, jedoch mit Erleichterungen, erneuert werden. Solche verlangte besonders der Cardinal; denn er fürchtete Schädigung des religiösen Lebens durch zu lange Entwöhnung vom Kirchenbesuch, und sorgte dafür, daß Frauen und Kinder ihren ersten Ausgang zum Besuch einer Kirche und zur österlichen Beichte benutzten.

Zu Anfang des Jahres 1577 war die Kraft der Seuche

gebrochen. Einzelne Fälle kamen jedoch noch das ganze Jahr hindurch vor, theilweise dadurch veranlaßt, daß die Monatti und Andere inficirte Sachen entwendet oder nicht angezeigt hatten. Die strengsten Strafen wurden von der weltlichen Obrigkeit, vom Erzbischof aber die Excommunication auf solche Vergehen gesetzt. Bald konnten alle Barackenlazarethe bis auf eins beseitigt werden. Im October 1576 während der schlimmsten Zeit hatten, gemäß einer damals allgemein befolgten Sitte, der Gouverneur und der Rath der Sechzig ein Gelübde gemacht: nach Beendigung der Pest die Kirche des heiligen Sebastian neu aufzubauen; das Fest des Heiligen, der 20. Januar 1578, wurde daher dazu bestimmt, feierlich die Befreiung der Stadt von der Pest zu proclamiren. Man war erstaunt und erfreut, daß sich deren Anblick trotz der überstandenen Leiden kaum verändert hatte. In allem waren 17329 Menschen an der Pest gestorben (im Herzogthum weitere 8000), aber auch nicht weniger als 5300 Kinder in dieser Zeit geboren worden. Und nicht nur glich sich die Abnahme der Bevölkerung rasch wieder aus, sondern, was wichtiger, auch die gewöhnlichen schlimmen sittlichen Folgen traten nicht ein. Karl Borromeo verlangte freilich zu viel, wenn er meinte, es müßten von jetzt ab, in Erinnerung an die Pest, aller Luxus mit Kleidung und Wagen bei den Frauen, alle weltlichen Schauspiele und Turniere, besonders aber der damals mit großem Aufwande und vielen Ausschweifungen begangene Carneval für immer wegfallen; er vermochte dies kaum für das erste Jahr durchzusetzen. Dennoch sagte er später selbst, alles in allem sei der moralische Nutzen der Pest größer gewesen als der Schaden. Gewiß ist, daß der sittliche und politische Geist der Bevölkerung durch das glänzende Bestehen der schweren Prüfung gehoben war, sodaß er länger als anderwärts der spanischen Corruption widerstehen konnte.

Anmerkung.

Als Quellen zu vorstehender Skizze benutzte ich von den Biographen Borromeo's besonders Bascapè (De Vita et Rebus gestis Caroli S. R. E. Cardinalis Libri septem. Carolo a Basilicapetri auctore. Ingolstadii 1592) und Giussano (Vita di S. Carlo Borromeo .. dal Dottore Gio. Pietro Giussano. Roma 1610), die beide der mailänder Pest, welche sie selbstthätig mit erlebt haben, ein ganzes Buch widmen. Giussano sagt von sich selbst, er habe im wesentlichen Bascapè's Geschichte in die seine aufgenommen, sie aber dann aus eigenen Erlebnissen und aus dem, was man später, namentlich durch den Kanonisationsproceß erfuhr, ergänzt. Das ist in der Hauptsache richtig, jedoch ist auch manchmal bei der Uebertragung aus der todten Sprache, worin Bascapè schreibt, in die lebende Giussano's die Bestimmtheit und Correctheit der Zeichnung verwischt und der Farbe beim Ausmalen zu viel Recht gegeben worden. Viele interessante Einzelnheiten aus der in Mailand verwahrten umfangreichen Correspondenz Karl's und aus den Kanonisationsacten hat Oltrocchi in seinen Anmerkungen zu der lateinischen Bearbeitung des Giussano mitgetheilt (De Vita et Rebus gestis S. Caroli Borromei, L. VII quos . . . . . Balthassar Oltrocchi notis uberrimis illustravit. Mediolani 1751). — Wichtig sind weiter die in den obenerwähnten Acta Mediolanensis Ecclesiae mitgetheilten Instructionen und Hirtenbriefe Karl's aus der Pestzeit; sowie die Verordnungen, welche er auf seinem fünften Provinzialconcil (1579) auf Grund der gemachten Erfahrungen für künftige Pestfälle erließ. In der That hat sein Neffe Cardinal Friedrich bei der Pest von 1630 sich hauptsächlich an sie gehalten.

Von städtischer Seite lag mir der sehr detaillirte und zuverlässige, jedoch ohne rechte Ordnung und Uebersicht geschriebene Bericht Besta's vor (Vera narratione del successo della peste di Milano. Anno 1576 da Giacomo Filippo Besta. Milano 1578). — Die Einrichtung der Pestlazarethe ist am besten ersichtlich aus den Aufzeichnungen des obengenannten Kapuziners Fra Paolo Bellintano, welche Oderici herausgegeben hat (I due Bellintani da Salò in der Raccolta di cronisti e documenti storici Lombardi ined. II., 253. Milano 1857). — Der von Oltrocchi, Verri und Cantù benutzte und gerühmte Bericht des Dominicaners Bugato, sowie Centorio's Cinque libri degli Avvertimenti waren mir leider nicht zugänglich. — Ueber die mailänder localen Verhältnisse findet der Leser reichliche Auskunft in Manzoni's Verlobten. Cesare Cantù hat in seinem Commentar zu diesen (Sulla Storia Lombarda del secolo XVII. Milano 1832) nachgewiesen, mit welcher historischen Treue Manzoni jene Zeit geschildert hat. Cantù's Buche, das einen besondern Abschnitt über die Pest hat, verdanke ich vielfache Anregung und Belehrung.

Für das, was außerhalb Mailands für die Pest von Interesse ist, benutzte ich zur allgemeinen Orientirung über Venedig besonders Natale Conti und Morosini, nebst den Notizen in Galliciolli's Memorie venete; dann die Vorlesungen, welche Mercuriale im Januar 1577 in Padua gehalten hat (De Pestilentia Hieronymi Mercurialis Lectiones a Hieronymo Zaccho exceptae. Venetiis 1577). Ueber Sicilien die Informatione del pestifero et contagioso morbo nell Anno 1575 et 1576 da Giovan Filippo Ingrassia. Palermo 1576.

Die

Kriegsgeschichte der deutschen Oper.

Von

W. H. Riehl.

I.

Seit zweihundert Jahren ist die Geschichte der Oper die Geschichte eines unablässigen Kampfes, eine Kriegsgeschichte. Dieser Kampf bewegte und bewegt sich keineswegs blos auf musikalischem oder ästhetischem Felde, er umfaßt zugleich auch einen fortwährenden Widerstreit nationaler Gegensätze, ja sogar der socialen Cultur. Sein Ende ist nicht abzusehen, außer mit dem Ende der Oper selber. Denn der ungelöste und meines Erachtens auch niemals zu lösende Zwiespalt liegt in dem zwitterhaften Wesen der Oper, welches schlechthin ihre Eigenthümlichkeit bedingt.

Ich will die großen geschichtlichen Züge dieses Kampfes betrachten, soweit er insbesondere auf deutschem Boden gefochten worden ist.

Hier begegnet uns aber sofort eine Schwierigkeit. Die Oper ist die vergänglichste Kunstgattung, ihre Werke veralten am raschesten. Ich darf darum selbst bei musikgebildeten Lesern nur eine geringe Kenntniß der ältern Opern voraussetzen; und selbst der Forscher von Fach, wenn er auch die alten Partituren studirt, vermag sich doch keineswegs überall ein klares Bild zu entwerfen, wie diese Werke dramatisch gewirkt, wie sie vor den Lampen Leben gewonnen haben.

Wo sind die Opern Lully's hingekommen? Händel's Opern werden wieder gedruckt, aber gewiß nicht mehr ge=

spielt; die Opern des großen Alessandro Scarlatti sind verschollen, während die Klaviersätze seines viel unbedeutendern Sohnes Domenico wieder hervorgezogen werden; Hasse's, Hiller's, Benda's Werke sind längst von den Bühnen verschwunden. Was ist noch übriggeblieben aus dem reichen Opernschatze des 18. Jahrhunderts, daß es auf unsern Bühnen lebendig wäre? Ziehen wir die Hauptwerke Gluck's und Mozart's ab, so bleibt nur noch ein kleines Häuflein zerstreuter Opern, und zwar höchstens eine Probe dieses und jenes Meisters. Als ganzer Autor steht nur noch Mozart auf den Bretern.

Aber auch im 19. Jahrhundert hat dieses Veralten rasch um sich gegriffen. Fast die ganze Schule Mozart's ist verschwunden; Winter, Weigl, Paer, Spontini, Méhul sind verschollen bis auf wenige Werke. Selbst der größte Theil der Opern Rossini's ist unserer unmittelbaren Kenntniß entrückt. Bezeichnend genug werden von einer großen Zahl weiland berühmter Opern nur noch die Ouverturen gedruckt und gespielt, das heißt, das am wenigsten opernhafte Stück der Oper, der reine Instrumentalsatz. Man kann sagen, die ungeheuere Mehrzahl der Opern berühmter Meister, welche wirkliche Repertoirestücke waren, hat sich nicht über 30 — 40 Jahre behauptet, — eine ziemlich kurze Unsterblichkeit!

Ganze Gattungen der Oper sind ausgestorben. Die komische Oper kränkelt an der Schwindsucht. Sie hat auf der einen Seite der großen romantischen Oper, auf der andern der Posse Platz gemacht. Für die eigentlich komische Oper haben wir kaum mehr eine theatralisch gerechte Bühne, dazu auch keine Darsteller und kein Publikum. Die ältern Werke dieser Art verschwinden, weil uns das Textbuch ungenießbar geworden ist, die neuen kommen nicht auf, weil den Musikern der leichte Humor fehlt.

Durch all dieses ist das Studium selbst der neuern Geschichte der Oper und ihrer dramatischen Wirkung im höchsten Maße erschwert.

Es besteht auch keine Aussicht, daß etwa durch Wiederbelebung älterer Werke, wie wir sie in der Instrumentalmusik täglich gewinnen, diese mangelnde Kenntniß gebessert werden sollte. Wir können eine verschollene Orchestersuite von Bach, ein Kirchenwerk von Palestrina wieder aufführen im Concertsaal; aber man versuche es einmal mit einer Oper von Händel oder Scarlatti im Theater! Die Musiker, und mehr noch die Theaterdirectoren, haben eine ganz entschiedene und nicht ungerechtfertigte Abneigung gegen historische Experimente mit der Oper angesichts des modernen Publikums. Sie wissen oder sie fühlen recht gut, daß gerade bei der Oper die Mode eine größere Rolle spielt als bei irgendeiner andern Kunstgattung.

Und doch war diese nämliche Oper, die so vergänglich ist, die so rasch veraltet, allezeit vom höchsten Einfluß auf den musikalischen, überhaupt auf den Kunstgeschmack der Zeitgenossen. Ja sie zündete augenblicklich gewaltiger als die Concertmusik, der eine längere Dauer beschieden ist. Und jene dramatischen Werke, die so rasch dem Veralten unterliegen, sind zum Theil Meisterwerke gewesen, an welche Genien ersten Ranges ihre beste Arbeit gesetzt haben!

Man könnte meinen, was ich da vom flüchtigen Leben der Oper sage, das gelte vom Drama überhaupt, also auch vom gesprochenen. Allein doch nicht in gleich hohem Grade. Wir sehen heutzutage Shakspeare's Stücke auf unserer Bühne, wir sehen ab und zu ein Werk von Calderon, und selbst die „Antigone“ und den „Oedipus“ des Sophokles. Es haben sich unsere Bühnen bemüht, sogar die alte Form der theatralischen Einrichtung, soweit sich's mit unserm modernen Theater verträgt, dabei wieder nachzuahmen. Aber, was wichtiger

ist: das Wiedererwecken der ältern Dramatik ist zu zeiten keineswegs blos ein historisches Experiment gewesen. Seit Shakspeare auf der neuern deutschen Bühne erschienen ist, datiren wir einen Umschwung unsers dramatischen Geschmackes, ja eine Revolution in Geist und Form unserer ganzen Poesie. Calderon, da die ältern Romantiker ihn wieder auf die deutschen Breter brachten, übte einen entscheidenden Einfluß auf die ganze romantische Schule. Könnte man sich Aehnliches bei einer Wiederbelebung älterer Opern denken? Würde etwa das moderne Musikdrama neue Anhänger gewinnen, wenn wir die „Alceste" des alten Musikdramatikers Lully wieder aufführten? Man würde eine unerträgliche Caricatur, eine Satire erblicken, die aber nicht lustig, sondern langweilig wäre. Vielleicht ließe sich eine Händel'sche Oper im Concertsaale singen; auf der Bühne gewiß nicht. Das Höchste, was wir also erreichen könnten, wäre die Aufführung einzelner dieser Werke oder ihrer Fragmente außerhalb des Theaters und ohne Action, das heißt wir müßten dieselben als Opern vernichten, um sie als reine Musik zu retten, und auch dies wäre doch wieder nur ein Experiment für Kenner.

So bewegen wir uns schon zwischen einer Fülle von Widersprüchen, sobald wir auch nur das Material zur Geschichte der Oper ins Auge fassen.

Denn selbst das reine Bibliothekmaterial zum historischen Studium für den einsamen Forscher ist höchst mühsam zu beschaffen. Die alten Opernpartituren waren und blieben zum großen Theile Manuscript. Es waltet hier eine eigenthümliche Ungerechtigkeit des Schicksals. Die französische Oper des vorigen Jahrhunderts, oft bis zu den unbedeutendsten Operetten herab, ist uns in genügenden Partiturstichen erhalten und von den ältern deutschen Liederspielen besitzen wir wenigstens gedruckte rohe Klavierauszüge, von den Werken der alten

Meister des italienischen Stils dagegen meist nur Handschriften. Denn Paris war früher schon ein Centrum des Opernwesens, wie Deutschland und Italien kein ähnliches aufzuweisen hatten, also lohnte selbst eine Partitur von Desaides und Philidor den Stich; das deutsche Liederspiel konnte als Hausmusik in Typen gedruckt werden; anders aber stand es mit der heroischen Oper der Italiener in Deutschland, welche doch die herrschende dramatische Signatur des Zeitalters darstellte. Sie war als Gattung überall verbreitet, haftete aber im Einzelnen am Orte. Sie wurde in der Regel nur für die Bühne eines bestimmten Hofes geschrieben und verbreitete sich nur ausnahmsweise weiter.

Dadurch ist es uns außerordentlich erschwert, selbst bei fleißiger historischer Forschung, einen Ueberblick über die Gesammtleistung auch nur der Hauptmeister zu gewinnen. Wer kennt z. B. die Werke Scarlatti's, Leo's, Jomelli's, Graun's, Hasse's in dem Maße, daß er sie gruppiren könnte nach Perioden, daß er den Fortgang der Entwickelung des Meisters darstellen könnte? Wie wenig zugänglich sind selbst die ältern Opern Gluck's, die er noch in italienischer Manier geschrieben hat. Und sogar die Partitur seiner deutschen, so volksthümlich anmuthigen und originellen komischen Oper, der „Pilgrime nach Mekka", gehört zu den seltensten Werken musikalischer Bibliotheken. Jedermann spricht von den epochemachenden Liederspielen Hiller's, aber wie schwer ist es vollständige Partituren derselben zu erhalten!

So steht hier vor uns eine Fülle bekannter Namen, mit denen aber nur die allerwenigsten eine genaue Anschauung ihrer Werke verknüpfen. „Name ist Schall und Rauch!" Es gilt das gleiche Wort freilich auch von einer großen Zahl berühmter musikalischer Namen aus dem Gebiete der Kirchen- und Concertmusik, aber doch nicht in dem Maße wie bei der Oper.

Nehmen wir nun noch hinzu, daß uns die alten Partituren wesentlich nur eine Kenntniß des musikalischen Theiles der Oper vermitteln, daß dagegen unsere Kunde von der scenischen Darstellung äußerst allgemein und dürftig ist, so steigert sich die Schwierigkeit, und wir sehen gründlich ein, daß wir es hier nicht blos mit veralteten, sondern auch mit verschollenen Gebilden zu thun haben. Wer kann sich heutzutage die Wirkung einer Piccini'schen Oper im Gegensatze zu einer Gluck'schen deutlich vorstellen? Jedermann spricht von dem Streite der Gluckisten und Piccinisten; die meisten haben eine ungefähre Kenntniß der Gluck'schen Oper; wenige vielleicht eine Kenntniß einzelner Streitschriften beider Parteien; die allerwenigsten aber werden sich ein ungefähres aus der Quelle geschöpftes Bild von der Bühnenwirkung Piccini'scher Werke im Gegensatze zu den Gluck'schen machen können. Und doch sind Piccini's Opern vereinzelt auch noch im Anfange des 19. Jahrhunderts über deutsche Bühnen gegangen.

Aber wir brauchen gar nicht so weit zurückzugreifen. Die im Anfange dieses Jahrhunderts so überreich gepflegte deutsche Schauspieloper kennt die jüngere Generation fast nur noch von Hörensagen. Wir besitzen nicht mehr die ästhetische Anspruchlosigkeit, welche Vorbedingung zum Genuß jener Werke war, wir haben auch keine Schauspieler mehr, die eine ordentliche Arie singen können, und wenn wir Mozart's hierher gehörige „Entführung" von Opernsängern vortragen hören, die eben keine Schauspieler sind, so gewinnen wir keineswegs den ursprünglich beabsichtigten Gesammteindruck des Bretzner-Mozart'schen Stückes. Selbst die Tradition der echten Rossini'schen Oper, in der unsere Väter ja noch schwelgten, ist für uns nahezu erloschen. Man sagt: unsern deutschen Sängern fehlt die Gesangstechnik, eine Rossini'sche Oper (mit Ausnahme des „Tell") wirkungsvoll aus-

zuführen. Aber es ist nicht blos dies. Der ganze theatralische Plan, der ganze Bühneneffect dieser Opern ist uns fremd geworden, und wir würden, wenn wir sie auch von den tüchtigsten Coloratursängern hörten, kaum mehr das Verständniß ihnen entgegenbringen, was unsere Väter noch für sie besaßen. In der Oper spitzt sich die Technik dreier Künste zu, und nichts veraltet rascher als zugespitzte Technik.

So erscheint die Geschichte selbst der neuen Oper, vergleichbar dem Stammbaume eines großen Geschlechtes. Da gibt es Namen und Jahrzahlen die Fülle; aber mit den wenigsten dieser Namen vermögen wir eine genaue Vorstellung zu verbinden. Die äußerlichste Form der geschichtlichen Ueberlieferung ist uns erhalten, die innere Geschichte, das persönliche Leben ist verrauscht.

Am dauerhaftesten unter allen Künsten arbeitet die Poesie, am vergänglichsten sind die Schöpfungen der Schauspielkunst. Dieser zunächst aber in der Gefahr des Veraltens und Vergehens steht die Musik, weil sie an eine stets sich erneuernde Reproduction durch Dritte, durch Musiker, gebunden ist. Unter allen musikalischen Gebilden aber ist wiederum die Oper das vergänglichste, denn hier muß der darstellende Musiker selbst zum Schauspieler werden.

II.

Drei Nationen Europas sind epochemachend in der Geschichte der neuern Tonkunst: die Deutschen, die Italiener und die Franzosen. Sie kämpften miteinander um die musikalische Hegemonie. Hier beginnt schon die Kriegsgeschichte. Während aber jene Hegemonie anfangs lange Zeit bei den Italienern war, ist sie — das dürfen wir wol ohne Nationaleitelkeit sagen — zuletzt zu den Deutschen übergegangen.

Seit Händel und Bach waren wir Meister geworden über die andern im Kirchensatze, seit Bach und Haydn begann unser durch Beethoven vollendetes Uebergewicht in der Instrumentalmusik, seit Gluck und Mozart in der Oper. Dieser Kampf wurde aber im Theater am heftigsten und zugleich am äußerlichsten gefochten, weil die Oper nicht blos Musik ist, sondern auch Poesie, weil sie die Ueberlieferungen einer nationalen Bühne in sich schließt. Und da können wir sagen: Obgleich die Deutschen vor dem Forum der höchsten kunstgeschichtlichen Kritik zuletzt auch in der Oper Sieger geblieben, so sind sie doch im Verlaufe des Kampfes gerade bei dieser Kunstgattung am schlimmsten weggekommen, sie haben den Sieg am theuersten erkauft.

Betrachten wir die Stellung der drei Musiknationen in der Kriegsgeschichte der musikalischen Dramatik.

Die Oper ist von Haus aus italienisch, wie schon ihr Name besagt. Als Prunk- und Schaustück der Höfe dringt sie aus Italien nach Deutschland im 17. Jahrhundert. Die Franzosen ließen sich zwar auch schon 1647 Opern, Sänger, Decorationen und Orchester aus Italien kommen, allein damals bereits im Vollgefühle ihrer nationalen Eigenart, fanden sie auf die Dauer doch kein Gefallen an dieser Ausländerei; sie begehrten wenigstens französische Texte. Und obgleich es bald nachher ein Florentiner, Lully, war, der die nationale französische Oper begründete, so mußte sich dieser Italiener doch dem dramatischen Geschmacke beugen, wie derselbe durch die Tragödie Corneille's bereits feststand. Er mußte nicht nur französische Texte seiner Musik unterlegen (und bedeutende Poeten, wie Quinault und Pierre Corneille, gingen ihm dabei zur Hand), sondern die ganze italienische Opera musikalisch dramatisch ins Französische übersetzen, in seine Tragédie mise en musique.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts besaßen wir

Deutsche weit größere Componisten als die Franzosen, aber die damalige französische Oper war epochemachender als die deutsche, denn jene ging ihre eigenen nationalen Wege, vorab als volksthümliche Operette. Italiener, welche auf der pariser Opernbühne Wurzel fassen wollten, mußten sich dem französischen Geschmacke beugen. Das erfuhren Piccini und Sacchini so gut wie später Cherubini und Spontini. Und so ging es fort bis auf die neueste Zeit; wie denn selbst Rossini in Paris bei seinem „Tell" zuletzt ein gut Theil französisch denken und sprechen lernen mußte. In Sachen ihrer Bühne waren die Franzosen allezeit selbstherrisch, eigensinnig und hielten streng auf das nationale Herkommen. Ein Deutscher und ein Italiener, Gluck und Piccini, fochten den berühmtesten musikalisch-dramatischen Principienstreit auf der französischen Bühne, und die Franzosen fassen ihn heute noch nicht als einen internationalen, sondern als einen häuslichen Krieg und behaupten, daß jene beiden Fremden ihrem musikalischen Taufscheine nach eigentlich Franzosen gewesen seien.

In Deutschland stand es leider ganz anders. Zwar soll nicht vergessen sein, daß schon im 17. Jahrhundert Heinrich Schütz den Versuch einer deutschen Oper machte; allein seine „Daphne" war doch auch nur aus dem Italienischen übersetzt, und im Anfange des 18. Jahrhunderts blieb die deutsche Oper, welche Reinhard Kaiser in Hamburg gründete, doch nur ein abgerissener Versuch. Rasch wurde dagegen Deutschland überflutet von der italienischen Oper. Wir verdeutschten sie nicht, sondern nahmen sie mit Haut und Haar, wir empfingen sie nicht blos aus der Hand der Italiener, sondern holten uns auch die Italiener und Italienerinnen dazu. Und diese Herrschaft der italienischen Oper in Deutschland geht durch den größten Theil des 18. Jahr-

hunderts, sie erstreckte sich an einzelnen Orten noch bis ins neunzehnte.

Wenn wir darum in der Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts auf die leidige Ausländerei der Deutschen zu reden kommen, wenn wir von der Herrschaft des welschen Geschmackes, von dem Mangel eines künstlerischen Nationalgefühles sprechen, dann denken wir in erster Linie an unsere Oper im alten Heiligen Römischen Reiche. Es ist in der That ein Phänomen, daß eine künstlerisch productive Nation wie die deutsche so lange mit Werken, gedichtet und gedacht in fremder Sprache und ausgeübt von Fremden, übersättigt werden konnte. Für die protestantische Kirche setzte man in mächtigem, sprödem deutschen Stil, im Instrumentalsatze ringt sich die eigenste deutsche Art zur Herrschaft empor, im Hause erklingen schlichte, oft trockene, aber doch deutsche Lieder: wo jedoch ein Fürst Geld genug besaß, um eine große Oper zu unterhalten, da berief er italienische Kapellmeister nach Deutschland; und wo ein deutscher Kapellmeister sich auf der Opernbühne geltend machen wollte, mußte er italienischen Text in italienischen Melodien illustriren. Ein so deutscher und mannhafter Geist wie Händel beugte sich in seinen Opern den Italienern; dem italienischen Einflusse aber entrann er hier nur, indem er zuletzt die Oper selbst aufgab und sich zum Oratorium wandte. Hasse und Graun schrieben ihre Opern wie geborene Italiener. Und wir haben bis auf die neuere Zeit einzelne künstlerisch hochbegabte Männer zu verzeichnen, die sich in Deutschland ganz in den italienischen Opernstil versenkten. Ich erinnere an Simon Mayer und Stunz, an Meyerbeer in seiner frühern Epoche und andere.

Die italienisch-deutsche Hofoper des vorigen Jahrhunderts war übrigens nicht blos italienisch gedichtet, componirt

und gesungen, sie sollte auch ganz nach italienischer Bühnensitte gegeben werden. Der Italiener will bekanntlich eine neue Oper für den Carneval, für die Saison. Das neue Werk wird dann so oft als möglich hintereinander gegeben. Diese Sitte wurde auch in Deutschland im vorigen Jahrhundert eingebürgert, selbst im protestantischen Norden, wo es gar keinen Carneval gibt. Man bildete sich einen Carneval ein, um die Oper nur ja zur rechten Jahreszeit zu haben, als ob man in Venedig und nicht in Berlin lebte.

Der Italiener wählte sich für seine Oper Stoffe aus der antiken Geschichte und Sage. Sie waren für ihn national, wie es die Kunst der Renaissance in Italien gewesen ist. Wir nahmen diese Stoffe herüber; das begreift sich angesichts des damals überhaupt herrschenden Geschmacks. Aber minder begreiflich ist es, daß wir uns zugleich einreden ließen, heroische Opernstoffe aus der deutschen Sage und Geschichte seien barbarisch und musikwidrig. Wenn die ewigen Römer und Griechen dem deutschen Opernpublikum zu langweilig wurden, dann griff man wol zu Türken, Persern und Indianern, aber beileibe nicht zu vaterländischen Helden. Diese taugten höchstens für die Prügelscenen der musikalischen Burleske.

Welch erhebenden Einfluß hatte es dagegen für unser Drama, daß gleichzeitig Goethe im „Götz“, daß Lessing in „Minna von Barnhelm“ zu deutschen Stoffen sich aufschwangen, daß Schiller in den „Räubern“ und in „Cabale und Liebe“ seine großen dramatischen Sittenbilder auf deutschen Boden stellte! Eine ähnliche Wirkung durch die Texte der Oper war undenkbar. Es würden aber auch die deutschen Stoffe wenig genutzt haben, da der größte Theil der deutschen Zuhörer die italienischen Verse des Textes doch nicht verstand.

Nun stelle man sich aber einmal die umgekehrte That-

sache vor, man denke sich das Undenkbare: eine deutsche Opernbühne während des Carnevals in Mailand oder Venedig! Der Italiener würde gesagt haben, eine solche Maskerade sei selbst für den Carneval zu stark. Denn die Oper sei von Haus aus italienisch; wozu also die unverständliche fremde Maske? Und der Franzose würde ähnlich geurtheilt haben, wenn ihm deutsche Künstler in Paris hätten deutsch singen und spielen wollen. Dagegen ließ er sich deutsche Symphonien gern und frühe schon gefallen.

III.

Der Kampf, welcher sich trotzdem gegen die italienische Oper in Deutschland erhob und schrittweise zu unserer Befreiung führte, machte vier Phasen durch.

Anfangs beugte man sich widerstandslos; und wo man sich nicht beugen wollte, da ging man, wie Händel zuletzt, wie Bach von Anfang an gethan, der Oper überhaupt aus dem Wege.

In der zweiten Epoche schuf man einen thatsächlichen Gegensatz gegen die italienische und die gleichfalls bereits mitherrschende französische Oper. Das geschah durch Gluck und Mozart. Sie verdeutschten das Beste der italienischen und französischen Oper und schufen dadurch eine deutsche Oper, ohne daß der nationale Kampf zu einer förmlichen, principiellen Entscheidung gekommen wäre. Gluck sprach auch schon die Grundgedanken der ästhetischen und nationalen Doppelströmung der Oper klar und schneidig aus, aber bezeichnend in der Form von Vorreden. Er bediente sich der italienischen und französischen Sprache, um für die deutsche Sache zu streiten.

In der dritten Periode begann die offene ästhetische und nationale Gegnerschaft auf deutschem Boden. Der Streit

wurde nun erst gemeinfaßlich, volksthümlich. Weber gegen Rossini bezeichnet diese Phase. Der höher Gebildete in Deutschland folgte dem deutschen Meister, die große Masse des genußsüchtigen Publikums huldigte dem Italiener. Der nationale Kampf war erklärt; aber angesichts des Geschmacks der Menge mußte man sich noch auf der Defensive halten.

Endlich in der letzten Phase dieses Kampfes, in welcher wir gegenwärtig stehen, haben wir die Offensive ergriffen. Diese Periode knüpft sich vorab an Richard Wagner's Namen. Früher suchte man nur den deutschen Charakter der Oper zu retten, die Möglichkeit einer deutschen Oper darzuthun; jetzt soll unsere ganze Kunst erst recht deutsch werden durch die Oper. Das ist die volle Offensive. Allein abgesehen von allen Uebertreibungen wurde dieselbe doch schon darum bedeutungsloser wie früher, weil die Franzosen und vollends die Italiener selbst inzwischen ermattet sind und überhaupt jene allerseits überströmende productive Fülle des Opernschreibens nicht mehr existirt wie im vergangenen Jahrhundert.

IV.

Zu Gluck's Zeiten mußte der Franzose noch als ein Verbündeter des Deutschen gelten im Opernkampfe gegen den Italiener. Allein aus dem Verbündeten wurde rasch ein Gegner, und wir hatten es nun mit zwei Widersachern zu thun statt mit einem. Neben der italienischen Ausländerei bedrohte uns die französische. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts stand die Sache so: die reichen deutschen Fürstenhöfe unterhielten eine große italienische Oper; die kleinern ärmern dagegen, welche dazu die Mittel nicht besaßen, begnügten sich mit französischen Operetten und im Nothfall sangen und spielten die hohen Herrschaften selber

französisch auf ihrer eigenen Bühne. Was der Güte dieser Aufführungen abging, das ersetzte ihre Masse. So ist der Einfluß der französischen komischen Oper in Deutschland sehr früh bereits tiefgreifend genug gewesen. Aber bedeutsamer wurde die Wirkung der großen Prunk- und Schauoper der Franzosen, wie sie in Paris seit Ludwig XIV. sich so glänzend entfaltet hatte, und im Wendepunkte des 18. und 19. Jahrhunderts zu einer neuen, mitunter sehr beachtenswerthen Blüte kam. Die Revolutionszeit und die Napoleonische Aera hatten den Franzosen kein großes Drama gebracht, wohl aber in den Werken Cherubini's, Méhul's, Paer's, Spontini's und anderer manche gute Oper. Wie Paris damals die Weltstadt war, so huldigten diese Meister auch sämmtlich einer kosmopolitischen Mischung der drei nationalen Stile. Trotzdem förderten sie mächtig die Abhängigkeit der deutschen Opernbühne vom französischen Repertoire. Die Thore waren geöffnet, durch welche nachgehends die moderne Sonntagsoper einziehen konnte. Statt der Bravour der Sängerinnen der italienischen Oper kam die Bravour der Orchester, des Regisseurs, des Maschinisten. Die Oper als ein Prunkstück für die große Masse des Publikums, ausgerüstet mit dem mannichfaltigsten Wechsel der Scenerie, mit überreizten dramatischen Effecten, mit dem Flitter des französischen Ballets, ging durch alle Länder. Es ist bemerkenswerth, wie wir selbst in den Jahren nach den Befreiungskriegen, wo in Deutschland sonst so ausgesprochene Deutschthümelei herrschte, auf der Opernbühne uns noch überwiegend dem französischen und italienischen Geschmacke beugten.

Unsere deutschen Romantiker, Spohr, Weber, Marschner voran rangen sich freilich daneben empor; allein unsere Opernbühne im Ganzen blieb kosmopolitisch; die heimische Oper (mit wenigen Ausnahmen) gehörte dem Kenner, die fremde war volksthümlich.

So blieb es auch, als seit den dreißiger Jahren die französische Neuromantik auf unserer musikalischen Bühne Boden gewann. Dies geschah epochemachend durch Auber, Rossini und Meyerbeer. Wir haben hier einen Franzosen, einen Italiener und einen Deutschen. Aber der Italiener wie der Deutsche mußte zu einem guten Theil französisch componiren, um den rechten neuromantischen Ton zu treffen. Unsere anspruchslos deutschen Spielopern verblassen vor der Sinnenblendung dieser französischen Effectstücke. Und wie damals das deutsche Lesepublikum mit französischen Romanen überschüttet wurde, die Schauspielbühne mit französischen Komödien, so überwucherte der französische Geschmack in der Oper. Unser Schauspielrepertoire ist inzwischen wieder deutscher geworden als das Repertoire der Oper, und ich behaupte, jede große Sonntagsoper, seien Text und Musik noch so deutschthümlich gestaltet, schmeckt auch heute noch nach Paris — als dramatisches Ganzes und kraft der äußerlichen Effecthascherei.

So zeigt die Geschichte der Oper in Deutschland einen fortwährenden Widerstreit mit der Geschichte unserer innern nationalen Erhebung, namentlich der Erhebung durch die wieder deutsch gewordene, zum Selbstbewußtsein gekommene Literatur.

Auch vergesse man nicht, daß während des ganzen vorigen Jahrhunderts die Textbücher der ungeheuern Mehrzahl unserer ernsten Opern — übersetzt oder im Original — aus Italien kamen. Haben sich doch auch zu unserer Zeit noch namhafte deutsche Tonsetzer ein Libretto für theueres Geld aus Frankreich verschrieben, um es übersetzen zu lassen und dann zu componiren, weil sie den deutschen Textdichtern durchaus mistrauten. Die deutsche komische Oper wendete sich allerdings schon vor hundert und mehr Jahren zu deutschen Texten. Aber hier fand sie in unserer Literatur die

schwächsten Vorbilder, denn das Lustspiel ist selten unsere starke Seite gewesen und im 18. Jahrhundert vielleicht am wenigsten. Die Bücher der deutschen komischen Oper jener Zeit waren in der That denn auch meist plumpe Nachahmungen ausländischer Komödien, wobei namentlich Molière und Holberg als arg mishandelte Vorbilder herhalten mußten. Für die nationalliterarische Stellung der Oper war durch diese Texte nichts gewonnen.

Wenn nun das ganze deutsche Opernwesen des vorigen Jahrhunderts in stetem Gegensatze zur deutschen Literatur sich bewegte, so darf es uns nicht wundernehmen, daß die Denker und Schriftsteller sich von der Oper abwandten und dieselbe fast ganz beiseiteliegen lassen. Freilich kümmerte man sich damals literarisch überhaupt nicht viel um die Musik, und wer seine Kenntniß von den großen deutschen Musikern seit Bach bis Beethoven aus den Werken der gleichzeitigen großen deutschen Schriftsteller schöpfen wollte, der würde blutwenig erfahren, und das Wenige wäre obendrein häufig verkehrt. Aber man sollte doch meinen, bei der Oper wenigstens sei, durch ihre Verbindung mit dem Drama und der Bühne, der Anlaß näher gelegen, daß die Reformatoren der Literatur auch auf die ruhmwürdige Bewegung, die durch unsere deutschen Tonmeister geschaffen wurde, näher eingegangen wären. Und doch war dies keineswegs der Fall.

Nun kann man sagen, bei der Instrumental- und Kirchenmusik sei der Schaden dieses Ignorirens durch die Literatur nicht allzu groß gewesen.

Denn sichern Schrittes gingen die Componisten hier ihren eigenen Weg; diese Kunst war damals wirklich noch eine Welt für sich. Und so bewundern wir es jetzt als ein Zeugniß für den räthselhaft geheimen Zusammenhang der Geistesströmungen der Epoche, daß Haydn und Mozart in

ihren Symphonien und Quartetten gleichzeitig demselben Ideale classischer Schönheit nachstrebten wie Lessing und Goethe, ohne persönlich oder literarisch in irgendwelchem nähern Rapport zu stehen.

Allein was wir hier als keinen Mangel empfinden, das wurde doch bei der Oper, die Gedicht und Musik zugleich ist, zum entschiedenen Nachtheil. Die Aesthetik des Dramas schärft der Oper das Gewissen, Oper und Literatur können und dürfen sich nicht dauernd ignoriren. Durch die Vereinsamung bildete sich allmählich eine wunderlich aparte Aesthetik der Oper aus, welche die Musiker sich selber autodidaktisch aufbauten. Und wenn wir in der neuesten Zeit bei Richard Wagner einer Theorie der Oper, ja der Künste überhaupt begegnen, die mit unserer ganzen kunstwissenschaftlichen Bildung seit Lessing und Winckelmann im vollkommensten Widerspruche steht, so ist ein solches Phänomen nur eben wiederum dadurch begreiflich, daß fast die ganze Geschichte der Oper in Deutschland von den kunstphilosophischen Zeitgenossen fortwährend ignorirt worden ist.

V.

Wir sahen, daß die Ausländerei auf unserer Opernbühne häufiger als irgendwo anders in deutscher Kunst die Oberhand gewann. Ward uns denn nicht aber ein Ersatz darin gegeben, daß gerade wiederum durch unsere großen Opernmeister die deutsche Kunst auch rückwirkend einen unermeßlichen Einfluß auf andere Nationen geübt hat? War es nicht Gluck, der in Paris den deutschen Geist zur Geltung brachte? Sind nicht in Paris so tüchtige Meister, wie Cherubini, Méhul, Boieldieu unter deutschem Einflusse erst das

geworden, was sie überhaupt waren? Können wir uns nicht rühmen, daß Cherubini, der geborene Italiener, welcher in Paris ein Franzose wurde, durch das Studium der deutschen Meister doch zuletzt vielmehr einer der Unsern geworden ist? Mozart und Weber haben denn doch auch auf der französischen Bühne die Spuren ihres Einflusses hinterlassen. Die Italiener verhielten sich am sprödesten; allein selbst Rossini bekannte, daß er bei deutschen Cassikern viel gelernt habe.

Dies Alles ist nicht zu bestreiten. Allein man muß hier einen Unterschied machen zwischen der Musik und der Oper. Mozart und Beethoven brachen sich bei den Franzosen Bahn durch ihre Instrumentalwerke, um dann weit langsamer und lückenhafter auch mit ihren Opern Eingang zu finden. Die deutsche Oper mußte erst nach französischem Geschmacke umgewandelt, wol gar verstümmelt werden, um das Bürgerrecht der französischen Bühne zu gewinnen; wir richteten dagegen die deutsche Bühne ganz eigens für die französische und italienische Oper ein. Die deutschen Symphonien und Quartette eroberten sich ihren Platz in Paris, die deutsche Oper fand dort nur beschränkte Duldung. Im December 1870 feierten französische Kunstfreunde in ihrer von den Deutschen belagerten Hauptstadt den hundertjährigen Geburtstag Beethoven's. Man schickte uns nachgehends die Festrede als ein — etwas zweifelhaftes — Zeugniß, daß der politisch-nationale Kampf die internationale Geistesbruderschaft der Kunst nicht zerrissen habe. Wir hätten zum Gegengeschenk einen dicken Pack deutscher Theaterzettel aus den Kriegstagen schicken können, welcher bewies, daß die französische Oper damals ebenso breit auf der deutschen Bühne wucherte wie zu Friedenszeiten — von Boieldieu, Auber und Gounod bis zu Jacques Offenbach herab, den wir den Franzosen gern zum Nationaleigenthum überlassen.

Dagegen werden wol nicht viele deutsche Opern im belagerten Paris aufgeführt worden sein.

Noch unerfreulicher für Deutschland gestaltet sich das Bild bei einem Blick auf die Gesammtheit der Nationen, auf die Opernbühne der gebildeten Welt und ihren nationalen Import und Export. Seit anderthalb hundert Jahren haben zuerst die Italiener, dann die Franzosen die ganze gebildete Welt massenhaft mit ihren Opern überschwemmt. Es sind die Werke einzelner weniger deutscher großen Meister allerdings dann wieder zurückgegangen zu den nicht germanischen Völkern, aber sie haben dort doch nur immer vor einem auserwähltern Publikum Beifall gefunden, während Italien und Paris den musikalischen Bühnengeschmack der Massen beherrschten. Die Oper ist aber von Haus aus romanisch; wir vertieften — und zersprengten! — sie, indem wir sie verdeutschten, aber der breiteste, wenn auch oberflächlichste Welterfolg verblieb demnach den zwei romanischen Musikvölkern.

Die alte Abneigung hochgebildeter Deutscher gegen die Oper ist darum schon aus nationalen Gründen kein Wunder.

Wir sollen uns freilich nicht national abschließen, wol gar vereinsamen in der Kunst, wir sollen und können dies am wenigsten zumal in der Musik, die ihrem Wesen nach eine internationale Sprache redet. Allein auch hier gilt wieder ein sehr bestimmter Unterschied.

Man rühmt es, wenn deutsche Meister zur rechten Zeit die Werke einer andern Nation studirt und den fremden Einfluß auf sich haben wirken lassen. Es gereichte uns zum Segen, daß deutsche Maler zu Rafael's und Michel Angelo's Werken wallfahrteten; daß der Poet und der bildende Künstler in der Antike, die uns ja auch national fremd ist, den Kanon idealer Schönheit suchte. Wir anerkennen sogar den glättenden, schmeidigenden Einfluß der französischen

Literatur im vorigen Jahrhundert. Nur das Ueberwuchern dieses Einflusses sammt allen Einseitigkeiten französischer Manier mußte Lessing bekämpfen.

Allein es ist von vornherein ein großer Unterschied, ob wir eine gleichzeitig in derselben Gattung concurrirende Nation übermächtig bei uns werden lassen und uns ihrem fremden Wesen gefangen geben, oder ob es die historisch verklärten und geläuterten Einflüsse einer abgeschlossenen, zeitlich entlegenen Cultur sind, die der heimische Meister selbständig aufnimmt und verarbeitet. Niemand hält die überwiegende Lektüre der Griechen und Römer auf unsern Gymnasien für Ausländerei oder den Abglanz der Antike in Goethe's doch wieder so echt deutscher „Iphigenie“. Ohne das Studium der alten Italiener würde Cornelius nicht der Reformator der deutschen Malerei geworden sein, ohne das Studium der altitalienischen Kirchenmusik wäre jene Erweiterung der Harmonie und Modulation nicht gewonnen worden, welche seit Mendelssohn's Tagen unsere Musik bereichert hat. Allein es ist da ein großer Unterschied zwischen alt und neu. Die Mängel einer fremden zeitgenössischen Kunst bestricken uns leichter als ihre Vorzüge; die Schwächen alter Kunst dagegen sind uns vielmehr ein warnendes Exempel. So wäre heutzutage das eifrige Studium der Opern Scarlatti's, Durante's, Leo's, Francesco Majo's den deutschen Operncomponisten dringend zu empfehlen, während man vor hundert Jahren vor demselben warnen mußte. Die einfache Größe, die melodische Klarheit, der sichere Aufbau ihrer besten Arien bietet gerade das, was uns fehlt, und eine Gefahr, daß wir wieder im Ganzen dem Schablonenwesen der altitalienischen Oper verfallen könnten, ist nicht entfernt mehr vorhanden. Die heutigen Franzosen können Bach und Mozart jetzt ohne Bedenken bei sich einbürgern, während sie gegen Wagner so mistrauisch sind wie wir gegen die effectvollen

französischen Maler der Gegenwart. In der Kunst haben es eben die Todten ganz naturgemäß besser wie die Lebenden, vorausgesetzt daß sie nur den Tod recht lange überdauert haben.

Bei dem internationalen Austausch der Kunstwerke kommt es übrigens vorab darauf an, was wir geben und nehmen. Es ist ein großer Unterschied, ob eine fremde Nation sich bei uns einbürgert durch Meisterwerke, wie wir sie in solcher Art und Güte gar nicht besitzen, oder durch Modewerke des Tages. Vorab gibt es eine Weltliteratur in allen Künsten, die wir fast als ein Gemeingut der Nationen betrachten. Wenn Shakspeare zeitweilig die deutsche Poesie beherrschte, so dachte niemand an eine Verleugnung der deutschen Nationalität zu Gunsten der englischen. Nun waren aber die ausländischen Opern, welchen das deutsche Publikum so lange den Vorzug gab, nichts weniger als „Weltliteratur", während die ersten deutschen Meisterwerke der musikalischen Bühne, vom Auslande oft so spröde abgelehnt, diesen Charakter in der That behaupteten.

Die italienische Opernbühne war zu aller Zeit am meisten engherzig national und überdies abschließend gegen die Geschichte der Kunst, nur der Lebende hatte recht. Es ist dagegen ein Ruhm des deutschen Theaters, daß es neben heimischen Werken auch fremde fortwährend zur Anschauung bringt und mit dem modernen Repertoire ein historisches verbindet. Wir wollen diesen Ruhm einer künstlerischen Universalität behaupten, in welcher die Kraft der Selbstverjüngung deutscher Kunst mitbegründet ist. Allein das Behagen an fremder Mittelmäßigkeit, wie es länger als ein Jahrhundert die Schmach unserer Opernbühne war, hat mit dieser echten Universalität nichts zu schaffen.

VI.

Uebrigens droht uns neuerdings ein entgegengesetztes Extrem, — abschließende, theoretisirende Deutschthümelei; denn die Geschichte der Oper bewegt sich in grellen Widersprüchen, sie ist eben eine Kriegsgeschichte.

Wir haben, wie ich oben bemerkte, im Kampfe gegen die italienische und französische Oper zuletzt die Offensive ergriffen. Aber beim Angriffe überstürzt man sich gern. Viele möchten jetzt namentlich die italienische Musik vollständig von unserer Bühne verbannen. Ja noch mehr, wir beginnen ungerecht zu werden gegen unsere besten ältern Meister. Eine doctrinäre Schule, welche sich besonders deutsch nennt, wittert bei jenen überall Ausländerei. So hört man häufig: Gluck sei ein halb französischer, halb deutscher Dramatiker, Mozart als Operncomponist halb Italiener, halb Deutscher; die rein deutsche Oper habe überhaupt erst später sich selbst gefunden, sie beginne etwa mit Beethoven's „Fidelio" oder mit Weber's „Freischütz". Das ist eine durchaus unhistorische Auffassung. Wir müssen nämlich unterscheiden zwischen Gluck's und Mozart's Opernmusik und dem Gesammtgebilde ihrer Opern, wie es mitbedingt ist durch den Text und die, theilweise gar nicht deutschen Theater, für welche sie geschrieben waren. Gerade in dem italienischen „Don Juan" zeigt Mozart ganz eminent deutschen Geist und deutsche Kraft. Die Art und Weise, wie er das italienische Textgebilde musikalisch verdeutscht, wie er in den Arien die süße, formenschöne italienische Melodie aufnimmt, um sie ganz originell zu vertiefen und neu zu gestalten, ist ebenso epochemachend gewesen für unsere national-musikalische Entwickelung und ebenso hoch zu schätzen, wie etwa die Aufnahme antiker Formen und Anschauungen

in die deutsche Poesie durch Klopstock, Schiller und Goethe. Aehnliches gilt von Gluck. Er folgt den Ueberlieferungen der französischen Bühne, um sie als ein deutscher Meister zu beherrschen. Dabei entschlüpft seinem Stil wol manche französische Wendung wie Mozart manche italienische. Allein wir bemerken sie kaum; der keusche, schlichte, naturwahre, gedankenklare Gesammtcharakter seiner Musik ist und bleibt eben doch echt deutsch.

Wir gewannen die deutsche Oper überhaupt nicht durch eine gewaltsame Katastrophe, durch schroffe Gegnerschaft gegen die ausländische; sie wuchs vielmehr aus derselben hervor. Dieser Proceß ging so langsam und unmerklich, daß der Romanismus der Oper selbst bei unsern deutschesten Meistern noch lange nachklingt, wenn sie katholische Kirchenmusik schreiben, die eben auch vor hundert Jahren opernhaft war, oder Concertarien. Haydn's spätere Symphonien und Quartette haben gewiß nichts Italienisches mehr, seine großen Oratorien ebenso wenig, aber sein Arienoratorium „Tobias", sein „Stabat Mater", seine Messen tragen allerlei italienische Signatur des Stiles, so gut wie seine „Ariadne". Selbst bei Beethoven's italienischen Arientexten spricht die Musik noch ein wenig italienisch mit. Trotzdem rechnen wir aber alle diese Werke doch mit gutem Grund zu den Schätzen echt deutscher Kunst. Denn der feinere und unbefangene Beobachter spürt hier gerade überall die wachsende Verdeutschung einer italienischen Grundform, in leisen Uebergängen. Nur ist Geist und Wesen der Musik bereits deutsch, Einzelheiten sind noch italienisch; bei Hasse dagegen waren Einzelheiten wol auch schon deutsch, die Hauptsache — das Kunstideal — ist noch italienisch.

Indem ich so den deutschen Charakter der Operncomponisten Mozart und Gluck rette, gebe ich allerdings auf der andern Seite ihre Opern in gewissem Grade preis. Das

Bühnenensemble derselben war zwitterhaft, es steht mitten-inne zwischen den verschiedenen Forderungen des nationalen Geschmacks; und gerade diese Doppelnatur tritt hier um so stärker hervor, je mehr die Tonmeister von deutschem Geiste erfüllt und getragen waren. Das gehört nun einmal mit zur Kriegsgeschichte der Oper.

VII.

Der nationale Kampf, welcher seit bald zweihundert Jahren auf der Opernbühne gefochten worden ist, hat also nicht blos zu Gegensätzen, sondern, zugleich auch zu seltsamen Allianzen geführt. Die Nationen entzweiten sich, um sich zu verlieren, zu suchen, zu vermischen.

Auch die Operncomponisten verloren und suchten häufig persönlich ihre Nationalität. Vielleicht zeigt keine andere Kunstgattung etwas Aehnliches, wenigstens nicht in gleich ausgedehntem Maße. Es gibt eine lange Liste von Meistern der Oper, bei denen wir kaum bestimmt angeben können, welcher Heimat sie künstlerisch angehörten, und es sind berühmte Namen darunter. So ist Lully, der Italiener, der Begründer der national-französischen Oper gewesen. Piccini und Sacchini, die Italiener, gelten zugleich für Typen von französischen Modecomponisten ihrer Zeit, Gluck gegenüber. Um diesen streiten sich aber wieder die Deutschen und Franzosen. Hasse, der Deutsche, war als Musiker durchaus Italiener, und obgleich man ihn stereotyp den „Sachsen“ nannte, hatte er in der Kunst doch seine Heimat jenseit der Alpen. Salieri war funfzig Jahre in Wien, ohne daß er ordentlich deutsch sprechen lernte, aber seine besten Opern reihte man zur Gluck'schen Schule. Von Ferdinand Paer weiß kein Mensch recht zu sagen, ob er mehr Franzose oder

mehr Italiener war. Cherubini wurde in Paris zum Franzosen, aber der Componist der „Medea" und des „Wasserträger" kommt uns fast genau wie ein Deutscher vor. Simon Mayer verleugnet als Componist durchaus seine deutsche Heimat, er ist künstlerisch aufgegangen und — untergegangen als Italiener. Meyerbeer, der Deutsche, wird zuerst ganz Italiener in der Kunst, dann mischt sich bei ihm französische, deutsche und italienische Art so, daß ein bestimmter nationaler Charakter seiner Musik gar nicht festzustellen ist. Das geht fort bis in die neueste Art. Der deutsche Offenbach ist der Schöpfer einer durch ihre Frivolität so ganz besonders charakteristisch-französischen Musikposse, in welcher wir das rechte Sinnbild der Liederlichkeit des zweiten Napoleonischen Kaiserthums erkennen.

Es geht da fast wie auf einem Carneval: Maske um Maske. Paris, welches doch die geringste musikalische Originalität aufweisen kann, bewirkte den buntesten Tausch der Nationalitäten, denn es hatte das einflußreichste Theater. Früher stand es ähnlich mit Italien. In Deutschland ist dagegen sehr selten ein Franzose oder Italiener deutsch geworden.

VIII.

Bisher beschäftigte uns die Streitfrage, ob die Oper in Deutschland jemals national gewesen oder geworden sei. Ich füge eine zweite Frage hinzu: War die deutsche Oper jemals volksthümlich?

Schon 1728, als die hamburger Oper durch Kaiser's, Händel's, Graupner's und Telemann's Werke eine nationale Zukunft verhieß, prophezeite ihr Mattheson den Untergang, welcher 1738 eintrat, und führt zwölf Gründe dafür an, deren erster in der barocken Sprache der Zeit lautet:

„Es steht dem Aufnehmen der Opern im Wege das Naturell der Einwohner; denn kurz zu sagen: Opern sind mehr für Könige und Fürsten als für Kaufleute und Handelsleute.“

Die Oper des 18. Jahrhunderts bildet in der That eine eigenthümliche Form höfischer Kunst.

Es gibt aber höfische Kunst von zweierlei Art. Wir sprechen von einer höfischen Poesie des Mittelalters, sofern dieselbe von Fürsten, Rittern und Herren, von Leuten des Hofes geübt wurde. Die Zeit der Renaissance bildete dagegen eine engere Art höfischer Kunst aus, insofern dieselbe nur bei Hofe begünstigt ward, bestellt, bezahlt und genossen von der vornehmen Welt. So gestaltete sich also eine Poesie, bildende Kunst und Musik unter dem Patronate des Hofes. Die Dichtkunst, wie die bildenden Künste, emancipirten sich allmählich von diesem fürstlichen Mäcenatenthum. Die Männer der freiesten Kunst, die Dichter, verschmähten den Titel des Hofpoeten und die Hofmaler brauchen wenigstens in der Regel keine „Besoldungsbilder“ mehr zu malen. Auch der „Hofoperncomponist“, der jährlich eine bis zwei neue Besoldungsopern liefern mußte, kam in Abgang, seitdem man „neue“ Opern im Allgemeinen mehr fürchtet als begehrt. Dagegen bilden die Hofbühnen noch immer die Aristokratie der deutschen Theater, weil unser Schauspielwesen der fürstlichen Subvention bedarf und bei höhern Ansprüchen ökonomisch nur selten auf eigenen Füßen stehen kann. Selbst in Großstädten wie Berlin und Wien vermag die größere Bühne auf die Unterstützung des Hofes nicht zu verzichten. Unterscheiden wir in einer großen Residenzstadt zwischen Hof- und Volkstheater, so werden wir die idealere, freilich aber auch die äußerlich prunkhaftere Kunst bei der Hofbühne, die trivialern, niedrigen Gattungen dagegen bei der Volksbühne suchen — ein Zustand, der eigent-

lich unserer modernen Idee von der Freiheit der Kunst, wie dem geläuterten Begriffe des Volkes widerspricht. Und unstreitig wird die künstlerische Tendenz der Hofbühne sehr oft von dem Geschmacke einer socialen Aristokratie abhängig, der nicht immer der lauteste Kunstgeschmack ist, ja von der Laune des Einzelnen. Dies gilt nun freilich nicht blos von der Darstellung der Oper, sondern auch des Schauspiels. Nur darf man nicht vergessen, daß die kostspielige Oper weit mehr der Subvention bedarf als das Drama, und daß die Bühne überhaupt durch die Oper zumeist in diese höfische Abhängigkeit gekommen ist, wie denn auch das Drama, als bloßes Lesestück, eine gewisse Selbständigkeit neben der Bühne behaupten kann, während kein Mensch eine bloße Leseoper componirt. Ja durch ursprünglich als Lesestücke gedachte Dichtungen wie „Götz“ und „Faust“ wurde die Bühne selber mächtig beeinflußt, während die Musikgeschichte von bloßen Partituropern nur als von verunglückten Opern zu erzählen weiß.

Nun zeigt sich aber ein höchst charakteristischer historischer Gegenzug zwischen der Oper und dem Schauspiel in Deutschland während des 18. Jahrhunderts — unter dem Gesichtspunkte von Hofbühne und Stadt= oder Volksbühne. Das Schauspiel begann auf volksthümlichem Boden, oft auf allzu volksthümlichem, weil die Höfe nichts von demselben wissen wollten. Wandernde Komödianten, die auf Jahrmärkten, in Buden und Scheunen spielten, bildeten den Beginn dieser volksthümlichen Darstellungen. Je mehr man einen idealern Aufschwung der Schaubühne anstrebte, um so stärker näherte man sich den Höfen; und so wird es z. B. als ein besonderer Erfolg Gottsched's bezeichnet, daß er das Interesse des dresdener Hofes für die leipziger Schauspielbühne zu erregen vermochte. Zur dortigen Darstellung des ersten Trauerspiels im höhern Stile, des Regulus von Pra=

den, leiht die dresdener Operngarderobe ihre schönen Costüme: dieses Ereigniß gilt für denkwürdig in der Geschichte unsers Theaters. Als Friedrich Wilhelm II. von Preußen die berliner deutsche Schaubühne zu einem sogenannten königlichen Nationaltheater — also in die Sphäre der Hofbühne — erhob, war ein Fortschritt nicht blos in der socialen Stellung, sondern auch in der künstlerischen Verfassung der theatralischen Kunst vollbracht. In Berlin, Weimar und Wien wurden die Hoftheater hohe Schulen der Schauspielkunst, und jeder dieser Namen erinnert an eine classische Blütenperiode. Die dramatische Poesie nimmt jedoch nur ganz mittelbar an dieser Gunst der Höfe theil. Lessing's „Minna" und „Nathan", Goethe's „Götz", Schiller's „Räuber" waren nicht für Fürstenhöfe geschrieben, und unser classisches Drama beginnt, bevor die besten Theater Hofbühnen geworden waren, und trotz allen Dankes, den wir dem weimarischen Musenhofe schulden, fällt es doch Niemand ein, Goethe's und Schiller's reiffste Dramatik eine höfische zu nennen. Die Schauspielkunst dagegen erhob und läuterte sich, als sie in den Kreis der Höfe trat, weil ihre Vertreter dort zuerst eine würdige und freie sociale Stellung fanden.

Zur selben Zeit aber, wo dies dem Schauspiel zuerst gelang, suchte sich die deutsche Oper gegentheils von den Fesseln des Hofes loszuringen. Als Hiller und Weiße in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ihre Operetten, unabhängig vom Hofe für die Koch'sche Truppe zu Leipzig schrieben, eröffneten sie der deutschen Spieloper eine neue Bahn. Solange Dittersdorf überwiegend Hofcomponist war, gewann er keine epochemachende Bedeutung; erst seit sein „Doctor und Apotheker" den Weg über alle Stadtbühnen nahm, kann man ihn den Vater unserer komischen Oper nennen. Mozart schrieb im „Idomeneus" und „Titus" noch echte Hofopern, aber durch die „Entführung", den „Don

Juan" und die „Zauberflöte" brach er die Schranken höfischer Kunst auch für die höchsten Probleme der musikalischen Dramatik. Diese Befreiung gelang allerdings nur vorübergehend. Die Oper, welche nicht den Höfen diente, konnte meist nur über bescheidene darstellende Kräfte verfügen, und wo sie nicht zur volksmäßigen Zauberoper oder zur musikalischen Posse herabsank, da trat alsdann die Ausführung mit den scenischen und musikalischen Anforderungen in argen Widerspruch. Und als nun vollends in der Rossini'schen Periode das Virtuosenthum der Sänger und Sängerinnen wieder hereinbrach und nachgehends durch die französisirende Ausstattungsoper das Virtuosenthum der Orchester, Decorationsmaler, Maschinisten und Regisseure hinzukam, da wurde die Oper auch wieder mehr und mehr abhängig von fürstlicher Geldsubvention und auch die großen Stadttheater mußten fürstlich ausstatten und fürstlich zahlen, wenn sie die Concurrenz behaupten wollten. Die Oper dient heutzutage nicht mehr dem Hofe wie vor hundertundfünzig Jahren, aber als eine Kunstform des Glanzes und Sinnenrausches dient sie einem überreizten und äußerlich verfeinerten Geschmack, der nichts weniger als volksthümlich ist. Mit ganz wenigen Ausnahmen hat die schlichte deutsche Spieloper, wie sie unsere Väter und Großväter erfreute, nur da noch dauernden Erfolg, wo sie als ein historisches Meisterwerk der Musik erscheint. Und auch hier ist es eine Aristokratie im Publikum, welche den Erfolg verbürgt, die Aristokratie der Kennerschaft.

IX.

Man hat den volkthümlichen Ursprung der Oper zu retten gesucht durch eine — antiquarische Illusion.

Die geistlichen Volksschauspiele, die Mysterien des Mittelalters, so sagte man, sind das alte Vorgebilde der Oper gewesen; und insofern wäre dann der erste Anfang des Opernwesens allerdings ein volksthümlicher. Allein, wenn auch der gelehrte Forscher einen Zusammenhang zwischen diesen musikalisch ausgestatteten Volksschauspielen und der spätern Oper nachweisen mag, so ist es doch nur ein dünner Faden, der diese Verbindung bildet, und im Bewußtsein der Künstler, welche seit zwei Jahrhunderten der Oper dienten, war jener Zusammenhang gewiß nicht vorhanden, er ist nur gelehrte Hypothese.

Die Reformation verdrängte die geistlichen Volksschauspiele, und was in katholischen Gegenden vereinzelt davon übrigblieb, das lag weltvergessen, weltweit ab von dem ganzen neuen Kunstgetriebe, bis wir in allerjüngster Zeit diese Reliquien wieder aufspürten, sie zum Object allgemeiner Neugierde und Schaulust machten und dadurch des volksthümlichen Charakters mehr und mehr entkleideten. Denn das bekannteste dieser Volksspiele, das Passionsspiel von Oberammergau, war nur so lange echt und ganz volksthümlich, als kein Publikum vor der Bühne saß, sondern Scharen von bäuerlichen Wallfahrern, die im Schauen und Hören ein frommes Werk zu üben glaubten. Als sich ein genießendes, beobachtendes, kritisirendes und zahlendes Publikum einfand, kamen auch die Theaterregisseure hinter die Coulissen, der städtische Garderobier verbesserte die Costüme, der Architekt die naive Perspective der Decorationen, das Ganze begann opernhaft zu werden, d. h. es verfällt mit jedem Jahrzehnt gründlicher in den Gegensatz des Volksthümlichen.

Die Oper ist eine der schulgelehrten Renaissance entsprungene durchaus moderne Kunstform. Ihre widerstreitenden zwei Grundrichtungen entwickelten sich bereits ganz klar

im Wendepunkte des 17. und 18. Jahrhunderts und tragen den Stempel von nichts weniger als naiven ästhetisch principiellen Gegensätzen an der Stirn.

Als man bei Hofe die alten Carrousels müde geworden war, als man sich gesättigt hatte an den von Musik begleiteten Maskenfesten der sogenannten Wirthschaften, wandten sich die vornehmen Leute zu Allegorien, Schäferspielen und Intermezzos, die mit Gesang und Musik geschmückt wurden, zu den Inventionen, welche schon als ein Vorgebilde der Oper selber erscheinen. Der Geschmack der Zeit, von den Anschauungen der Renaissance zehrend, fand dann an dramatisch-musikalischen Scenen aus dem Stoffkreise der antiken Mythologie und Geschichte ein besonderes Wohlgefallen.

Spüren wir neben diesen äußern Anlässen der Oper noch nach einem tiefern Ursprung, so wird er sich viel mehr im Kreise der Gelehrten als im Volke finden. Die italienischen Humanisten des ausklingenden 16. Jahrhunderts suchten die verlorene griechische Musik wieder zu entdecken und glaubten sie auch entdeckt zu haben. Im Gegensatze zur spät mittelalterlich polyphonen Musik des Kirchenstils erschien ihnen eine einstimmig zur Laute gesungene griechische Scene leidlich griechisch, ein Intermezzo im schulgerechten Drama, von Göttern und Halbgöttern musikalisch recitirt, däuchte ihnen antik. Zur wirklichen Renaissance gesellte sich also hier die Einbildung einer Renaissance. So halfen die Gelehrten auf die erste Spur der Oper.

Man wende nicht ein, daß hiermit dann doch aber auch wieder der Zusammenhang der Renaissance- und Rococooper mit den mittelalterigen Volksschauspielen constatirt sei. Denn dieser lag ja auch eine Nachahmung der griechischen von Chören durchwobenen Tragödie zu Grunde. Das Mittelalter hatte sich seine griechische Scene ganz naiv volksthümlich verdeutscht und verchristlicht und so ist zuletzt vom gelehrten

Ursprung sehr wenig mehr übriggeblieben. Die Oper dagegen ging aus den Händen schulgelehrter Humanisten in die Hände schulgebildeter Musiker über und entfernte sich um so weiter vom Volke und seiner Musik und Poesie, je mehr sie wirkliche Oper wurde.

Darum bietet die ältere Oper neben dem künstlerisch-musikalischen auch nur noch ein gelehrtes und andererseits ein sittengeschichtliches Interesse. Sittengeschichtlich — nicht im Hinblick auf das Volksleben, sondern auf die Sitten und Unsitten der höhern Stände.

Wenn der Culturhistoriker auf die Verschwendung zurückblickt, welche an den Höfen des 18. Jahrhunderts herrschte, wenn er den Zauber der Sinnenlust schildert, der dieselben umgab, dann erwähnt er gewiß das Hofopernwesen in erster Linie. Man rühmt ja sonst die Kunstgönnerschaft der Fürsten. Aber wir nennen doch nicht etwa Kurfürst August III. von Sachsen als einen von der Geschichte gefeierten Mäcen, obgleich er so ungeheuere Summen an seine Oper wendete; wir rechnen es nicht zu den Verdiensten des Herzogs Karl von Würtemberg, daß er Jomelli nach Stuttgart berief und dort eine so berühmte und prächtige Oper unterhielt; wir entschuldigen die Vorliebe Friedrich's des Großen für seine Oper, bei welcher der sonst so sparsame Mann nicht geizte, höchstens mit denselben Gründen, mit welchen wir seine Vorliebe für die französische Literatur entschuldigen. Denn wir wissen, daß in diesen und vielen ähnlichen Fällen das Patronat der Oper entweder der Ausländerei oder gar blos eitler Prunksucht diente. Es gab auch eine edlere fürstliche Pflege der Musik im 18. Jahrhundert, von welcher der Historiker unserer nationalen Concert- und Kammermusik zu erzählen hätte. Die großen deutschen Meister der dramatischen Tonkunst von Händel, Gluck und Mozart bis Weber und Beethoven haben sich des Rückhaltes durch glän-

zend dotirte Hofbühnen wenig genug zu erfreuen gehabt, während viel unbedeutendere Ausländer oder Deutsche, welche ihre vaterländische Kunst verleugneten, in Gunst und Reichthum sich sonnen durften.

Nehmen wir hinzu, daß die ungesunde Pflege der Oper zugleich Mitschuld trug an der Vernachlässigung des deutschnationalen Dramas, wie es eben aufstrebte, so steigert sich das Gefühl berechtigter Bitterkeit. Und so ist denn erklärlich, daß schon die Zeitgenossen, vorab die Dichter und Philosophen jener Periode das Opernwesen geradezu als den Gegensatz einer echten, natürlichen und volksthümlichen Kunst auffaßten und sprichwörtlich machten. Es bedurfte der ganzen Kraft und Reinheit des Genius eines Gluck und Mozart, um dieses Vorurtheil wenigstens in seiner Allgemeinheit zu brechen.

X.

Wir sind gewohnt, in der Poesie das Drama als die gedankenhafteste, erhabenste, idealste Kunstgattung zu betrachten. Gilt nicht dasselbe auch auf musikalischem Gebiete der Oper?

Wenn wir besonders ideale und erhabene Schöpfungen der Musik durch einzelne Typen bezeichnen wollen, so werden wir zunächst uns etwa des Händel'schen „Messias" erinnern, der Bach'schen „Passion" oder der Beethoven'schen Symphonien, wir werden wol auch an „Don Juan" und „Iphigenie" denken. Aber es ist doch nur das rein Musikalische dieser erhabenen Opern, was uns auf gleicher idealer Höhe steht mit jenen großen Werken der Kirchen- und Instrumentalmusik. Das Gesammtgebilde, Text und Musik, die theatralische Aufführung dazu, steht uns nicht gleich hoch. Die Ungleichheit in der Durchführung des ganzen Kunstwerks

läßt die Oper niemals oder doch höchst selten zu jener Reinheit der Vollendung kommen, welche wir bei andern Formen musikalischer Kunst weit öfter anerkennen.

Einige historische Thatsachen mögen veranschaulichen, daß man bei der Oper von Anbeginn das höchste Ziel der Kunst, wie es sonst dem Drama eignet, gar nicht ins Auge gefaßt hat. In Italien, wo die Oper vielleicht am ersten den Anspruch erheben könnte, national und volksthümlich zu sein, und wo die Hofbühnen nicht in der Weise herrschten wie bei uns in Deutschland, konnte doch die Oper den Charakter eines Prunk- und Festspiels niemals verleugnen. Schon im 17. Jahrhundert wurde sie dort ganz besonders zum Hauptschmuck des Carnevals aufgeführt und bis zur Gegenwart ist in Italien der Fasching die eigentliche Opernzeit. Man schrieb die Oper für den Carneval: dieses Wort besagt genug. Ich erinnere hier noch einmal an die Parallele mit den Mysterien des Mittelalters. Diese geistlichen, halb musikalischen Schauspiele waren in ihrer höchsten Form für die ernsteste Zeit des Jahres bestimmt, für die Charwoche. Die Oper dagegen geschrieben für den Carneval, für die Zeit des tollen Vergnügens, der rauschenden Lust.

Wir ahmten dies vor zeiten auch in Deutschland nach. Das Publikum verlangte also auch von vornherein nicht strenge Gedankenarbeit des Dramatikers, es suchte nicht ernste, tiefgreifende künstlerische Erbauung, sondern leichte, heitere, sinnliche Anregung. Eine alte Regel forderte, daß jede, auch die tragisch heroische Oper zuletzt heiter enden solle. So schließt z. B. selbst Lully's „Alceste" mit einem recht lustigen Liede, welches zum Liebesgenuß im Frühling des Lebens auffordert, denn wenn man einmal alt geworden, dann sei es für die Liebe zu spät. Und wie die italienische Oper an den Carneval anknüpft, so sind es bei der deutschen Hofbühne Festlichkeiten, Hochzeiten, Geburtstage, Namenstage

u. dgl. gewesen, die von Beginn den häufigsten Anlaß zu derlei Schöpfungen gaben.

Ganz entsprechend wurde dann schon sehr früh ein besonderes Gewicht darauf gelegt, daß die Oper auch für das Auge glänzend ausgestattet sei. Auge und Ohr sollten gleicherweise schwelgen. Die deutsche Redensart, daß man eine Oper sieht, nicht blos hört, hat ihren guten Sinn. Die französische Hofoper Ludwig's XIV. blendete schon durch reiche Scenerien und Costüme. Und der Deutsche ahmte hier wie in andern Dingen den Franzosen getreulich nach. Graupner's „Dido" (in Hamburg 1707 aufgeführt) wird als einfach bezeichnet. Trotzdem zeigte die erste Scene schon die schwierige Decoration von Nestroy's „Ebener Erde und erster Stock": unten das Schlafgemach der Königin und die Nebengemächer ihrer Staatsdamen, oben einen großen Saal, zu welchem eine Treppe führte. Im dritten Acte sah man den Hafen von Karthago mit der Flotte des Aeneas, der auf einem praktikabeln Schiff davonsegelte. Dido ritt auf einem künstlichen Elefanten, wie heutzutage Felicien David's Lalla Rookh, und die Pferde der stuttgarter Opernbühne waren vor hundert Jahren schon ebenso berühmt wie zu Spontini's Zeit die Pferde der berliner oder heutzutage der münchener Oper. Ueppige Nymphenballete wechselten beim Intermezzo mit tollen Hanswurstiaden. Selbst die kleinern deutschen Opernbühnen des vorigen Jahrhunderts legten auf den Flitter der Ausstattung das größte Gewicht und geriethen dadurch, wie ja auch heute noch, in argen Widerspruch von Wollen und Können.

Das Costüm war glänzend phantastisch. So wird von einer darmstädter Oper im Anfange des vorigen Jahrhunderts berichtet, wo Kaiser Augustus in prächtiger türkischer Tracht aufgetreten sei. Wenn wir alten Bildern trauen dürfen, so war vor 150 Jahren schon die historische Treue

im Costüm der Sänger vergleichsweise größer als der Sängerinnen. Diese ließen sich, wie auch heute, eine gewisse Verschmelzung alterthümlicher Tracht mit der neuesten Mode nicht nehmen. Das Schauspiel nahm den halb historischen, halb willkürlichen Kleiderprunk erst viel später auf, und derselbe Cäsar Augustus, welcher in der Oper mit Kaftan und Turban erschien, würde damals im Drama mit kurzen Hosen, Strümpfen und Schnallenschuhen gekommen sein. Wenn wir heutzutage lesen, wie die antiken Götter und Helden der alten Opern in einem phantastischen Kleide erschienen, welches einer Zeit und Nationalität entlehnt war, die mit dem classischen Alterthume gar keinen Zusammenhang hatte, so kommt uns dies allerdings höchst wunderlich vor. Gerade die Oper hat nun aber auf dem Wege des Contrastes unser ganzes modernes Theater zuletzt zur möglichst pedantisch historischen Costümtreue geführt. Allein wir gerathen dabei in neuen Conflict weniger noch beim Drama als bei der Oper. Denn unsere Opern mit historischen oder sagenhaften Stoffen sind nach Text und Musik doch immer ganz phantastische Gebilde, die uns alles in der Welt eher darstellen als Geist und Sitte einer längstversunkenen Zeit. Jeder historische Stoff wird völlig modernisirt durch die Oper. Statten wir diese nun mit peinlich geschichtsgetreuen Costümen und Decorationen aus, so fallen wir erst recht in einen Widerspruch der innerlich phantastischen Welt und des äußerlichen historischen Realismus. An den Röcken und Hüten der Sänger mancher Hofbühne kann man heutzutage Costümgeschichte studiren, so gut wie in Hefner's Trachtenbuch, aber bei Text und Musik darf man beileibe nicht an den historischen Charakter der Situation denken, wenn man nicht aus allen Himmeln der Täuschung fallen will. Das gehört auch zur innern Kriegsgeschichte der Oper.

XI.

Die phantastisch decorative Ausstattung des 18. Jahrhunderts stand in einer gewissen Harmonie zum decorativen Wesen des ausklingenden Rococo der damaligen bildenden Kunst. Das ganze Schloß des Fürsten war oft ebenso opernhaft decorirt wie die Oper selbst, welche in dessen Theaterräumen gespielt wurde. Der falsche Schein kam erst dann den Gebildeten zum klaren Bewußtsein, als die neue Aesthetik seit Lessing und Winckelmann den Unterschied von Decoration und Stil in der Kunst bloßlegte.

Im 19. Jahrhundert besaßen wir schon längst Stil genug, ja fast zu viel Stil in der deutschen bildenden Kunst, während die malerische Ausstattung der Oper noch immer den ganzen Flitter des blos decorativen, stillosen Schmuckes zeigte. Bei einigen unserer besten Opernbühnen ist dies in neuester Zeit anders geworden. Wir sehen da landschaftliche und architektonische Scenerien, Stimmungsbilder der Farbe und Beleuchtung, welche wirkliche Kunstwerke genannt werden dürfen. Dennoch liegt selbst in diesem Coulissenzauber ein beunruhigender innerer Widerspruch.

Zur Gediegenheit der Kunst gehört auch ein gediegenes und dauerhaftes Material. Das gediegene Material, in welchem der Künstler arbeitet, drängt ihn zu monumentalem Charakter des Werkes, und dieser führt seinerseits wiederum zum großen Stil. Theaterdecorationen im großen Stile gedacht und durchgeführt wirken nicht, weil der Widerspruch der Form mit dem Material die Einfachheit leer und kalt erscheinen läßt. Decorationen sind und bleiben Verzierungen, wie der Wortlaut sagt; und schon darin ist das untergeordnet Dienende, das Vorübergehende, dem Tage Angehörige angedeutet. Der Künstler des großen Stils denkt nicht blos

an die gegenwärtige, sondern auch an die künftige, dauernde Wirkung seines Werks. Gerade dieser Gedanke der Dauer begeistert, hebt und trägt ihn. Er weiß, daß jedes keusche, tiefe Kunstwerk den Beschauer zuerst kühl anmuthet und erst in wiederholter, vertiefter Betrachtung vor seinen Augen wächst. Der Decorationsmaler aber muß auf die Ueberraschung des Moments malen. Wie soll auch der Regisseur, welcher die Gruppen für den Abend ordnet, wie soll der Maler, der diese vergänglichen Vorder- und Hintergründe malt, auf die Dauer des Werkes rechnen, auf die Zukunft arbeiten dürfen? Er muß die höchsten Effecte aufsetzen, um das Auge für flüchtige Minuten an sein Werk zu fesseln, während zugleich das Ohr des Zuschauers noch viel stärker in Anspruch genommen und die ganze geistig-sinnliche Auffassung zerstreut wird. Zum wahren Schauen eines Bildes gehört „Beschaulichkeit", und wer kann in der Oper beschaulich sein? Sind wir also auch günstigenfalls über den alten Flitterkram der Oper hinausgekommen, so bleiben wir doch fürs malerische Auge bei einer flüchtigen, hoch accentuirten Effectkunst stehen. Darum hat der alte Sprachgebrauch noch immer recht, wenn er „opernhaft" setzt, um etwas äußerlich Flitterhaftes, etwas vergänglich Zierendes und Effecthaschendes zu bezeichnen im Gegensatze zu dauerhaft stilvollen Kunstwerken und zum ernstern, tiefern Kunstgenuß.

Wird aber das Auge der Menge erst recht an die blendende Effectkunst der Opernscenerie gewöhnt, dann verlangt es ähnliche Effecte auch bei der selbständigen Malerei, Architektur und Plastik. Die potenzirte Vereinigung der Künste in der Oper, weit entfernt die Reform durch eine „Allkunst" anzubahnen, wirkt darum vielmehr verderblich auf die einzelnen Künste zurück.

Der frühern Zeit erschien der Flitter der Opernausstat-

tung als eine ökonomische Verschwendung. In der modernen bedeutend gehobenen Effectkunst dieser Ausstattung erblicken wir vielmehr eine Verschwendung der künstlerischen Kräfte.

XII.

Man könnte drei Perioden in der Geschichte der Ausstattung unserer deutschen Oper unterscheiden: die barocke, phantastisch reiche, die geschmacklos dürftige und die künstlerisch effectvolle. Diese Perioden entsprechen zugleich drei musikgeschichtlichen Zeitabschnitten: der italienischen Hofoper, der deutsch classischen und endlich der romantisch modernen Oper. Hierbei kommt die classische Zeit — die funfzig Jahre von Gluck bis Weber — ohne Zweifel am schlimmsten weg. Damals wandten sich die größten Meister in jeglicher Richtung epochemachend zur Oper und unter den kleinern herrschte die größte dramatische Vielgeschäftigkeit, das Opernschaffen drängte und steigerte sich qualitativ und quantitativ in einer Fülle und Raschheit wie nie zuvor und niemals nachher. Der musikalisch höchsten und vielseitigsten dramatischen Kunst — „Iphigenia", „Don Juan", „Fidelio", „Freischütz"! — wurde aber gleichzeitig die schlechteste Ausstattung zutheil. Es fehlte an Geld und zugleich an einer bildenden Kunst, welche die rechte Mithülfe zum scenischen Schmuck der Bühne hätte bieten können. Der Barockstil war der alten Hofoper sympathisch gewesen, wie es die moderne coloristische Stimmungsmalerei und der wiedererwachte Renaissancegeschmack der neuesten Oper wurde. Die classische Opernperiode dagegen fällt in das Stadium des altersschwachen Zopfstils der Maler, dann des style de l'empire und der Cornelius'schen Reform, drei sehr verschiedene Richtungen, die aber sämmtlich für decorative Ausstattung der Scene sehr wenig leisten konnten,

ja von denen die letzte und beste kaum irgendwie der Bühne zugewandt war.

So erschienen unsere besten Opern von Anbeginn als die schlechtest ausgestatteten und blieben es auch meist in der Folgezeit; denn die Tradition der ursprünglichen Inscenirung wirkt äußerst nachhaltig. Die nämliche Ungunst verfolgte freilich auch unser gleichzeitiges classisches Drama. Allein beim Schauspiel legte man niemals das große Gewicht auf die Ausstattung wie bei der Oper, man war zufrieden, wenn man den scenischen Hintergrund dem geistigen Auge einbilden konnte, und vergaß dabei das schlechte Coulissenbild. Für die Oper dagegen wurde in der Praxis und zuletzt auch in der Theorie ein energisch ebenmäßiges Zusammenwirken der Künste gefordert und zwar mit gutem Grunde; sie ist ihrer Natur nach eine weit gemischtere Gattung als das Drama. Gerade diese ausgedehnteste Allianz der Künste fördert das rasche Veralten der Oper — ein Veralten, welches stückweise nacheinander eintritt und solchergestalt die ursprüngliche Harmonie des Gesammtwerkes zerreißt und seine erste Gesammtwirkung in Vergessenheit bringt. So ist z. B. die Gluck'sche Scenerie längst vergessen, die Tradition des echt Gluck'schen Gesangvortrages bei unsern Sängern längst verschollen, der Text veraltet und nur der Kern der Musik, wie er sich dem geistigen Ohre des Kenners darstellt, behauptet sich frisch und echt. Es geht bei den Opern wie bei den Fresken im nordischen Klima: rettungslos schlägt der Kalk durch das Bild und die Farben blättern ab; was hilft es da zuletzt, daß die Hand eines unsterblichen Meisters den Carton gezeichnet hat! Glücklich, wenn wenigstens noch dieser Carton — die Partitur — zum Genuß und Studium des Kenners aufbewahrt blieb!

XIII.

Die Oper war nicht volksthümlich nach ihrem Ursprunge, sie war es auch nur ausnahmsweise nach ihrer Wirkung. Denn in doppeltem Sinne können wir von volksthümlichen Kunstwerken sprechen, sofern sie nämlich hervorgegangen sind aus dem Volke oder sofern sie im Volke Wurzel geschlagen haben.

Nun wirkt keineswegs alle höhere Kunst nothwendig volksthümlich; ja ihre edelsten Meisterstücke sind mitunter überhaupt nur einer geistigen Aristokratie zugänglich gewesen. So wird ein Theil der tiefsinnigsten Schöpfungen Beethoven's niemals ganz gemein verständlich, geschweige volksthümlich werden, und fast alles was Sebastian Bach geschrieben, setzt ein feingebildetes Publikum voraus. Dies ist aber kein Vorwurf, denn es liegt im Wesen jener polyphonen Kunst, wie sie Bach, oder jener sublimsten Concert- und Kammermusik, wie sie Beethoven zuletzt ausbildete.

Die ältere Oper war dagegen von Grund aus darauf angelegt, musikalisch gemeinfaßlich und leichtverständlich zu sein, und mit Recht, denn das Theater gehört nicht blos dem Künstler und Kenner, es gehört der Nation und stellt uns schon in den verschiedenen „Rängen" des Hauses gleichsam alle Gruppen der Gesellschaft dar. Der musikalische Opernstil des vorigen Jahrhunderts unterschied sich darum auch von dem Kirchen- und Kammerstil durch seine einfachern, durchsichtigern Formen, er sollte und wollte leicht gehalten sein, um leicht begriffen zu werden. Zahllose einzelne Musikstücke aus guten wie aus schlechten Opern sind auch wahrhaft volksthümlich geworden, ja sie gingen in Liedes- oder Tanzform geradezu in die Volksmusik über, und seit man dies von Hiller und später von Mozart in so hohem

Grade rühmen konnte, erschien es fast als das Wahrzeichen einer erfolggekrönten Oper, daß einzelne Sätze und Motive alsbald auf allen Gassen gesungen und gepfiffen wurden. Insofern hat denn auch die Oper einen unermeßlichen Einfluß auf den populären musikalischen Geschmack geübt. Freilich waren es zumeist die kleinen lyrischen Episoden des Opernsatzes, welche sich so volksthümlichen Ruhmes erfreuten, nicht die eigentlich dramatischen Motive. So hat denn z. B. die Lyrik der „Zauberflöte" oder des „Freischütz" weit reichern Beitrag zu diesem Hausschatze der Opernmelodien geliefert als die Dramatik der „Alceste", des „Fidelio", der „Euryanthe". Schon dies könnte uns stutzig machen. Wo das Drama in der Oper stillstand, wo eine Melodie sprudelte, zu welcher man eigentlich gar keine Oper gebraucht hätte, da begann die volle Popularität.

Ich will jedoch diesen Gedankengang nicht weiter verfolgen, der auch in Betreff der alten höfischen Arienoper wieder bedeutende Einschränkungen finden würde, sondern sehe vielmehr von den aus dem Zusammenhang gerissenen musikalischen Fragmenten der Oper ab und fasse dieselbe als Gesammtkunstwerk ins Auge.

Die Oper als Bühnengebilde konnte schon darum niemals recht volksthümlich werden, weil sie dem größern Theile des Volkes schwer oder gar nicht zugänglich war.

Es gibt zweierlei Aristokratie angesichts solcher Kunstwerke: eine Aristokratie der Bildung und eine Aristokratie des Besitzes. Im günstigen Falle kann der Aristokrat der Bildung auch Aristokrat des Besitzes sein. In Deutschland freilich trifft es sich sehr häufig, daß wir die höchste Bildung, auch die höchste künstlerische, in den Kreisen eines Mittelstandes zu suchen haben, der keineswegs durch Fülle des Reichthums, durch Aristokratie des Besitzes sich auszeichnet. Nun war aber die Oper in ihrer Vollendung, in

ihrem scenischen Pompe ursprünglich gedacht für die vornehmen reichen Leute.

Zu den Hofopern lud sich der Fürst selber das Publikum ein. Im ersten Range und im Parket saßen die vornehmen Gäste, auf den höhern Galerien und im Parterre die geringern. Der Fürst bestritt alle Kosten; die Oper war ein fürstliches Geschenk an begünstigte Leute. Das Land zahlte die Kosten, damit in der Residenz ein paar hundert oder tausend Leuten die Gnade eines solchen Kunstgenusses zutheil werden konnte. Von einer Kritik des Publikums durfte schicklicherweise nicht die Rede sein, und eine Kritik durch die Presse war bei jenen Opern ebenso wenig vorhanden. Dazu kam, daß die alten Opern häufig blos für ein einzelnes Theater geschrieben wurden. Jeder große Herr wollte nicht blos seine eigene Bühne, sondern auch seine eigens dafür componirte Oper haben, seinen eigenen Hofoperncomponisten. Von jener ausgleichenden Kritik, die dadurch entsteht, daß dasselbe Kunstwerk an verschiedenen Orten aufgeführt wird, daß es vor allerlei Volk im Feuer steht, daß allerlei Publikum nah und fern sich darüber austauscht, war wiederum nicht die Rede. Der wahre Künstler arbeitet nicht für sich allein, er läßt das Publikum mitarbeiten, indem er es beobachtet und studirt. Nur dadurch kann er im höchsten Sinne volksthümlich schaffen. Kein Wunder also, daß die alten Hofcomponisten, welche ohne tiefern Rapport mit dem Publikum und vollends mit der Nation waren, in ihrem Arienstile immer weiter abirrten vom volksthümlichen Gesange. Auf der hamburger Stadtbühne zu Kaiser's Zeiten sind verschiedene Opern guter Meister durchgefallen. Gottlob! da war also doch energischer Rapport zwischen Componist und Publikum. Eine rechte Hofoper dagegen konnte nicht einmal durchfallen; wie hätte die Gattung also volksthümlich werden können!

Diese Zustände änderten sich in dem Maße, als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zuerst die deutsche Operette, dann weiter die größere Oper ihren Weg auf die Stadtbühnen fand, und als auch die Höfe genöthigt wurden, das Hoftheater gegen Eintrittsgeld jedem Beliebigen zu öffnen. So kann nun heute von der frühern aristokratischen Ausschließlichkeit nicht mehr die Rede sein. Allein die Sache hat sich denn doch wieder ähnlich gestaltet, nur auf andern Wegen. Die großen Ansprüche, welche unsere Ausstattungs- und Sonntagsoper an kostspieliges Außenwerk macht, die außerordentlich hohen Honorare, welche unsere Sänger und Sängerinnen fordern, haben die Theaterpreise fortwährend in die Höhe getrieben. Sehr charakteristisch unterscheiden wir zwischen Opernpreisen und Schauspielpreisen, wenn wir von hohem und niederm Eintrittsgelde reden. Es ist nachgerade wieder dahin gekommen, daß die große Oper überwiegend nur den Aristokraten des Besitzes offen steht, und daß gerade die Klasse, welche sich durch Bildung, durch Kunstkennerschaft auszeichnet, immer sparsamer im großstädtischen Opernhause vertreten erscheint. Die Elite der musikverständigen Leute gewahren wir überhaupt viel häufiger im Symphonieconcert als in der Oper. Die reichste und vornehmste Gesellschaft suchen wir dagegen in der Oper mit den „großen Preisen". Könnten wir dann das überaus zahlreiche Publikum nicht blos zählen, sondern auch social und künstlerisch wägen, so würden wir finden, es sieht da aus wie in manchen Fabrikstädten: es fehlt der Kern des Mittelstandes.

Der Umstand, daß der Componist die Oper früher zunächst für seinen Herrn und Gönner schrieb und der Kritik des Publikums kaum ausgesetzt war, veräußerlichte sein künstlerisches Schaffen. Der Künstler wird erst frei und herrschgewaltig, indem er der Nation dient. So geschah es, als

die Oper der classischen Periode vor eine immer größere, weiter ausgedehnte Oeffentlichkeit trat. Wir haben das Gleiche in den übrigen Künsten erlebt. Je weiter die Wirksamkeit eines Künstlers Völker und Länder umfaßt, um so unabhängiger wird er persönlich. Wenn ihm von der einen Seite ein verneinendes Urtheil entgegentritt, gleicht sich dies auf der andern wieder aus. Leider konnten sich die Operncomponisten nur vorübergehend und in beschränkterm Maße dieser durch eine nationale Gefolgschaft verbürgten Majestät und Autonomie erfreuen, wie sie den großen Dichtern und Malern neuerer Zeit zutheil geworden ist. Bei dem kostspieligen materiellen Apparat, den die Aufführung einer neuen Oper erfordert, bei der mühseligen Einstudirung stand von alters her der fürstliche Mäcen, der Impresario, dann der moderne Intendant oder Theaterdirector als eine trennende Instanz zwischen Künstler und Publikum. Keinem Künstler wird es schwerer gemacht, sich mit seinem Werke unmittelbar ans Publikum zu wenden, als dem Operncomponisten.

Der dramatische Dichter ist zwar auch durch die Zwischeninstanz der Bühnenvorstände von dem directen Rapport mit dem Publikum geschieden. Allein er kann sich durchs gedruckte Buch vielleicht die Bühne erobern und bei der einfachern Inscenirung des Schauspiels sind hier die Directoren auch viel geneigter, großen und kleinen Experimenten freie Bahn zu schaffen, als bei der Oper. In unserer classischen Musikperiode gab es noch eine kleine und billige Oper neben der großen und theuern. Diese kleine Spieloper und Operette, die ehemalige Schule der dramatischen Componisten, ist gegenwärtig fast verdrängt durch die große Ausstattungsoper. Und so vollzog sich der merkwürdige Proceß, daß die Oper neuerdings in demselben Maße abhängiger wurde von der Zwischenperson ökonomischer Unternehmer, als alle übrige

Kunst und Literatur von denselben unabhängiger geworden ist. Ein culturgeschichtlicher Gegenzug, der in seinen Folgen zu weitgreifendem Nachdenken reizt! Berührt von dem Mislichen dieser Lage, hat bekanntlich Richard Wagner den Gedanken gefaßt, eine Opernbühne zu gründen, bei welcher der Componist gar nicht mehr von Direction und Intendanz abhängig sei; aber freilich auch nicht von einem wechselnden launischen Publikum verschiedener Städte. Bei seinem Theater in Baireuth ist es der Künstler selbst vielmehr, der sich sein eigenes Publikum einlädt. Die Patrone aber, welche durch ihr Geld das Unternehmen erst möglich machen, sind von vornherein seine Freunde und Anhänger, und die etwa zu ladenden Gäste würden selbstverständlich gleichfalls Verehrer sein. Dies ist eine ganz neue historische Phase, nicht blos in Sachen der Opernbühne, sondern im Punkte der socialen Stellung von Künstler und Publikum überhaupt. Der Künstler würde aus jener alten Dienstbarkeit der Unternehmer allerdings heraustreten, er würde zugleich als Dictator seines eigenen Publikums erscheinen. Volksthümlicher aber würde dadurch die Oper doch nicht werden. Denn sie tritt nur in eine neue Form aristokratischer Abschließung, indem es nun der Künstler ist, der sein Publikum sich wählt, dasselbe an einem einzelnen Orte sammelt und die individuelle Gegenwirkung der verschiedensten örtlichen und Bildungskreise auf sein Werk beseitigt. Denn statt daß das nationale und internationale Gesammtpublikum mitarbeitete an dem Schaffen des Künstlers, würde es nunmehr blos der Künstler gewesen sein, welcher ein abgeschlossenes Specialpublikum bearbeitete. Der Conflict wäre also nicht gelöst, sondern nur zu einem neuen Extrem gesteigert.

XIV.

Die deutsche Oper fand ihre Heimat anfangs in den Residenzstädten, dann überhaupt in der größern Stadt. Eine kleinere Stadt, welche noch ein anständiges Schauspiel besitzen könnte, vermag keine ebenbürtige Oper aufrecht zu erhalten; da aber das schaulustige Publikum lieber eine schlechte Oper haben will als gar keine, so theilt man die Mittel, und das Schauspiel wird nun auch schlechter, als es sein könnte. Je reicher die Oper sich äußerlich entwickelt, um so ausschließender gehört sie den städtischen Metropolen des Reichthums.

Nun hat aber jede Kunstgattung die Tendenz, sich geographisch über alles Land auszubreiten; denn hierin liegt doch zuletzt der Nerv ihres volksthümlichen und volksbeherrschenden Einflusses. Der monumentalen bildenden Kunst und der Bühnenkunst fällt diese Ausbreitung am schwersten. Jene suchte und fand Hülfe in der Technik der sogenannten vervielfältigenden Künste, und ein Schauspiel kann wenigstens überall gelesen werden.

Die Oper dagegen will viel unbedingter gesehen und gehört sein, nur Wenige besitzen die Fähigkeit, eine Partitur zu lesen, und selbst dann gibt doch die Partitur nicht entfernt in dem Maße das Bild einer Oper, wie das gedruckte Buch das Bild eines Dramas.

Die Arienoper der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war noch vergleichsweise günstig daran. Ihre Einzelnummern bildeten für sich bestehende kleine Kunstwerke und die Theile waren wichtiger als das Ganze. Aber die vereinzelte Opernarie hatte im Hause und im Concert anfangs eine schwere Concurrenz zu bestehen mit der Cantata a voce

sola, mit der musikalisch noch breiter ausgesponnenen Concertarie. Allmählich wird dieselbe von der Opernarie verdrängt. Die vor 150 Jahren noch so viel beschäftigte Zunft der Notenschreiber copirte ganze Opernpartituren auf den allgemeinen Verkauf, mit Hinweglassung der Recitative, Ensembles und Chöre, das heißt zum Concertgebrauch. Gegen Ende des Jahrhunderts bestand dann der gesangliche Theil der damals so beliebten Symphonieconcerte fast nur noch aus Opernarien. So ist es geblieben bis gegen die neueste Zeit, wo die Opernfragmente durch Lieder und andere Gesangvorträge größtentheils, wenn auch nicht ganz aus den Concerten verdrängt wurden.

Diese einseitige Popularität des Arienwesens wirkte nicht günstig. Ein großes Publikum gewöhnte sich daran, die Oper nach den sogenannten „Favoritarien" zu schätzen, welche doch häufig der am mindesten dramatische Theil des Gesammtwerkes waren. Dazu litt unsere Liedercomposition, wie überhaupt die feinere vocale Technik ganz entschieden unter dem populären Einfluß der Arienschablone.

Ein anderes Mittel, und wol das wichtigste, zur Verbreitung einer allgemeinern Kenntniß der Opern war und ist der Klavierauszug — natürlich mit Singstimmen und Text. Erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts scheinen solche Klavierauszüge in Deutschland ein allgemeineres Bedürfniß geworden zu sein. Sie bezeugen, daß man die Oper zum privaten Genuß und Studium in das Gebiet der Hausmusik zog. Darum begreift sich's auch, daß die Operette mit ihren volksthümlichen Liedern anfangs weit öfter des Klavierauszuges gewürdigt wurde als die große Oper. Und da bei jenen Liederspielen, wie beim ältern Liede selber viel Text auf wenige Noten kam, so bediente man sich zum Klavierauszuge gern des Typendruckes. Solche

Ausgaben sind noch unzählige vorhanden, was die Popularität der kleinen, halbwüchsigen Schauspieloperette beweist. Auffallend ist, daß von den entsprechenden französischen Operetten zwar noch sehr viele gestochene Partituren mit vollständigem Dialog in Deutschland existiren, während mir niemals ein gedruckter Klavierauszug zu Gesicht gekommen ist, woraus man wol folgern dürfte, daß diese französischen Werke bei uns zwar häufig auf kleinen Local- und Privatbühnen gespielt, aber selten als Hausmusik benutzt worden sind.

Die alten Klavierauszüge waren sehr roh und unvollständig und konnten schon um deswillen doch nur ganz von fern das Studium der Partitur oder gar das Anhören einer Aufführung ersetzen. Zu Hasse's Zeiten gab man blos den Baß und die Singstimme, sodaß ein solcher Klavierauszug aufs Haar den Rollen gleicht, wie sie heutzutage für die Bühnensänger ausgeschrieben werden. Die alten Auszüge von Hiller's und Dittersdorf's wie von Mozart's frühesten Opern sind schon vollgriffiger; aber erst mit der Einbürgerung der Mozart'schen Klaviertechnik kamen Opernauszüge, welche ein annäherndes Bild der Orchestrirung geben; der moderne Klavierauszug, der das Klavier selbst orchestral behandelt, beginnt erst mit K. M. von Weber. Dieser Fortschritt bedingt jedoch zugleich einen Rückschritt im Punkte der volksthümlichen Verbreitung. Denn je zusammengesetzter und dramatischer die moderne Oper wird und je vollständiger der Auszug, um so weniger kann der Dilettant ihn lesen. Der Gebildete liest ein Hebbel'sches Drama so leicht wie ein Lessing'sches; aber den Klavierauszug des „Tristan“ können tausend Musikfreunde nicht spielen, welche mit dem „Don Juan“ ganz gut fertig werden. Infolge dessen sind viele Opern unserer classischen Periode weit länger auf dem Klavier lebendig geblieben als auf der Bühne, und der all-

gemeinern Verbreitung der neuesten Partituren droht hier eine schwer zu besiegende Schranke.

Als die instrumentale Hausmusik durch die ältere wiener Tonschule zur Herrschaft kam, begann man ganze Opern ohne Text für Instrumente umzuschreiben, wie etwa die „Zauberflöte" für Violine und Klavier, den „Figaro" für zwei Flöten, oder den „Don Juan" für Streichquartett. Diese Bearbeitungen gestalteten sich in unserer klavierspielenden Zeit zu den zweihändigen und nachgerade auch vierhändigen Klavierauszügen ohne Text. Hierdurch dringt die vollständige Musik einer Oper in Kreise, welche dieselbe außerdem niemals hören würden. Allein eine solche textlose Oper ist doch immer eine Monstrosität; denn die Musik erscheint da um so sinnloser, je dramatischer sie ist, das heißt je unlösbarer mit Gedicht und Handlung verschmolzen. Bei der alten Arienoper waren dergleichen Auszüge noch erträglich; die Arie selber ist ja eine Art gesungenen Sonatensatzes; bei der modernen Declamationsoper dagegen scheidet sich der Vocalsatz immer schärfer vom instrumentalen; wie will man da eine ganze Oper instrumental vortragen? Kein Wunder, daß denkende Operncomponisten sich selbst aufs bestimmteste verwahrten gegen solche Verketzerung ihrer dramatischen Tongebilde; — und dennoch waren dieselben Componisten vielleicht hinterher froh, wenn ihre Opern in textlosem Klavierauszuge erschienen, ja sie selbst bearbeiten wol gar einen solchen. Denn von der Höhe des Princips zur praktischen Erwägung herabgestiegen, erkannten sie, daß eine Oper, welche nur vollständig ausgeführt vors Publikum tritt, niemals ein nationales, geschweige ein Weltpublikum gewinnen kann. So verachtet der Meister wol auch jene abgerissenen Sätze aus seinen Opern, die in „Transscriptionen" für alle möglichen Instrumente im Salon, auf der Wacht=

parade und zuletzt im Biergarten gespielt werden; ist aber bei kühlerm Blute doch recht dankbar dafür, daß sich solchergestalt wenigstens seine Rhythmen, Melodien und Harmonien unvermerkt in alle Ohren schleichen. Je echter seine Oper war, um so ironischer wird er sich freilich über diesen Erfolg beglückwünschen.

Nur indem die Oper als dramatisches Gesammtbild zerstört und parodirt wird, kann sie sich eine durchschlagende Popularität, die weiteste geographische Verbreitung erringen. Stellen wir einstweilen diesen innern Widerspruch zu den andern Widersprüchen.

XV.

Die Oper redet eine ideale Sprache; ihr Gesang ist, noch viel mehr als der Vers des Poeten, der Prosa des wirklichen Lebens entrückt. Bei einer Handlung, welche in der Gegenwart spielt und realistisch behandelt werden muß, berührt es uns widerspruchsvoll, daß alle Personen singen statt zu sprechen. Es war darum durchaus naturgemäß, daß die Oper von jeher ihre Stoffe in vergangener Zeit gesucht hat; nur bei der komischen Operette, zumal wenn sie Spieloper ist, halb Lustspiel, halb Oper, vermögen wir uns mit der Gegenwart der Handlung auszusöhnen.

So war es denn ein günstiger Zufall für die Entstehungsgeschichte der Oper, daß damals der allgemeine Zeitgeschmack antiken Stoffen zuneigte. Und durch mehr als hundert Jahre behauptet sich diese überwiegende Begünstigung der antiken Fabel in den Opernbüchern. Der classische Held war von vornherein eine solche Idealgestalt, daß ihm die Göttersprache des Gesanges weit besser zu eignen schien als das gesprochene Wort der heutigen gewöhnlichen Menschen.

Außerdem bot aber gerade der antike Stoff noch einen zwiefachen unschätzbaren Vortheil. Die Fabel der Handlung war dem Zuhörer in der Regel bekannt und geläufig. Während nämlich beim gesprochenen Drama der Reiz der Neuheit des Gegenstandes wirkt und unsere Spannung von Act zu Act lebendig erhält, vermögen wir der musikalischen Entwickelung sicherer, ungetheilter zu folgen, wenn wir mit der Fabel der Handlung bereits vertraut sind. Hierin steht also die Oper in vollkommenem Gegensatze zum Drama; ja die Librettodichter bearbeiteten neuerdings sogar mit Erfolg weltbekannte Dramen wie „Romeo und Julie", „Othello", „Faust", „Macbeth" als Operntexte, während es doch keinem guten Schauspieldichter einfällt, bekannte originale Operntexte, etwa den „Freischütz" oder „Fidelio", als Dramen noch einmal auf die Bühne zu bringen. Es ist daher auch durchaus nicht so widersinnig, wie manche heutzutage meinen, daß viele Meister der Oper im 18. Jahrhundert ein und denselben Text componirten, oder auch daß einzelne Tondichter den nämlichen Text mehrmals in Musik gesetzt haben. Auf spannende Handlung kam es ihnen nicht an, sondern auf spannende Musik.

Der andere Vortheil antiker Stoffe lag in ihrer Einfachheit. Die antike Fabel ermöglichte einen schlichten Aufbau des Buches in großen Gruppen, wie es der Musiker liebt, und ein mäßiges Personal mit typischen Charakteren, die sich nun musikalisch um so leichter individualisiren ließen, je weniger der Dichter individualisirt hatte. Daneben war dann doch Anlaß gegeben zu einer glänzenden, mit dem Zauber des Fremdartigen ausgestatteten Scenerie, welche dem antikisirenden Zeitgeschmacke der bildenden Kunst entsprach.

Diese einfache, dem antiken Stoffe zugewandte Oper vollendet sich in Gluck, und man darf wol sagen, Gluck's

eigenste Größe hängt mit seinen antiken Sujets innig zusammen; „Orpheus", „Iphigenie", „Alceste" sind gluckischer als seine „Armida". Es hat aber das Vorherrschen des antiken Stoffes beim musikalischen Drama viel länger gedauert als beim Schauspiel, und vorab bei den Italiern und Franzosen behaupten sich die classischen Opernhelden noch lange über Gluck hinaus. Durch Mozart trat für Deutschland der Umschwung ein, daß neben den antiken Stoffen, die er ja auch anfangs wählte, nun eine ganze Fülle anderer Gegenstände in der Oper zu epochemachender Geltung kam. Man hat Mozart im Anfange unsers Jahrhunderts als den Begründer der dramatischen Romantik gefeiert, mit besonderm Hinblicke auf den „Don Juan", wol auch auf die „Zauberflöte". Der Romanticismus gewann durch Beethoven's Instrumentalmusik seine höchsten und reinsten musikalischen Triumphe; die Poeten der romantischen Schule erstreckten ihren Einfluß auch auf die Textbücher der Opern; die classischen Stoffe, erschienen akademisch, farblos und langweilig, sie machten den romantischen Platz.

Wenn darum während des 18. Jahrhunderts die antike Fabel in der Oper herrschte, so kommt im 19. die romantische überwiegend zur Geltung. Und wir können sagen: in der großen Oper gibt es überhaupt nur zwei dominirende Stoffgebiete: das antike für die ältere, das romantische für die neue Zeit.

Es war aber nicht sowol die Geschichte als wiederum die Sagenwelt des Mittelalters, welche nun das Material zu zahllosen Operntexten lieferte. In Versuchen aller Art hatte man diesen Uebergang gewonnen. Schon zur Zeit der alten Götter- und Heldenoper wurden zur Abwechselung wol Motive aus Tasso und Ariost, also aus italienischen Dichtern, entlehnt, welche diesen Uebergang andeuten. Dann wandten sich französische und deutsche Componisten Ossian'schen

Stoffen zu. Man griff in die Märchenwelt des Orients — (die sogenannte Türkenoper behauptete sich längere Zeit auf unsern Bretern, anfangs mehr in ernsthafter, dann überwiegend in burlesker Gestalt) — verfiel zuletzt aber immer ausschließender auf die Sagenkreise des romanischen Mittelalters und auf anekdotisch-mythische Episoden der italienischen und spanischen Renaissance.

Auf mythischem Gebiete berührt sich solchergestalt Anfang und Ende, von der „Daphne" des Peri und Rinuccini bis zu Richard Wagner's „Nibelungen".

Der Dämmerschein des Mythus reizt ganz besonders zur musikalischen Behandlung. Und es ist oft genug, und auch in der Gegenwart, behauptet worden: daß gerade im Lande der Sage und des Märchens die eigensten Fundgruben der Operntexte lägen, während das Drama vielmehr aus der Geschichte schöpfen solle.

In der That hat dieser Satz mancherlei für sich. Lassen wir doch schon beim Märchenschauspiel gern etwas Musik zwischendurchklingen, vorab bei Scenen, wo die Geisterwelt handelnd eingreift in menschliche Schicksale. Denn Geister ohne Musikbegleitung erscheinen uns auf der Bühne selten recht geisterhaft.

Treten aber auch in einer Sage blos wirkliche Menschen auf, so sind diese doch anders geartet wie wir. Sie empfinden stärker, reflectiren aber weniger. Darum stilisirt der Maler die Figur des Sagenhelden, während er den historischen Helden individualisirt. Nun vermag aber die Musik dunklere und hellere Stimmungen so unmittelbar auszusprechen, wie es die Poesie niemals fertig bringt; der Musiker kann unsere Leidenschaften und Empfindungen mit einer Tiefe und Sättigung des Colorits malen, an welche die Poesie nicht heranreicht, aber den Gedanken folgt er nur von ferne. Dieser Vorzug sammt dem entsprechenden Mangel

der musikalischen Charakteristik befähigt die Oper ganz besonders, das traumhafte Walten der Sagenwelt zu verkörpern und zu verklären; während ihr die gedankenerfüllte That und der Seelenkampf der Gedanken im durchgebildet charakterisirten Individuum weit weniger eignet.

Also hat der musikalische Dramatiker ein Deficit der gedankenhaften Motivirung und Charakterzeichnung zu decken durch einen Ueberschuß der Empfindung und Stimmung. Beides gelang auch annähernd; den ältern Meistern, wo sie zu antiken, den neuern, wo sie zu romantischen Sagenstoffen griffen. Sie bedienten sich dabei entsprechend verschiedener Mittel, die ältern, indem sie uns durch die Schönheit der Melodie und den architektonischen Reiz des Arienbaues hinweggehoben über unsere dramatischen Bedenken, die neuern, indem sie das Gleiche durch die leidenschaftliche Energie von Modulation und Rhythmik erstreben.

Insofern wäre also gegen die Bevorzugung sagenhafter Opernstoffe nicht das mindeste einzuwenden. Im Gegentheil, sie dürfte dem Wesen der musikalischen Dramatik vorzüglich entsprechen. Allein dennoch regt sich hier ein großes Bedenken anderer Art. Die Sage ist ihrer Natur nach episch, nicht dramatisch. Die tiefste und harmonischste Behandlung der Sagenkreise und Sagenstoffe ist immer der erzählenden Dichtung gelungen oder einer überwiegend epischen Vortragsweise in andern Künsten. Die erzählende Poesie kann sich mit Göttern und Halbgöttern, mit einer zwischen Himmel und Erde schwebenden Geisterwelt befassen: das Bühnendrama dagegen, welches uns leibhaftige Menschen vor Augen führt, fordert im Grunde überall auch den wirklichen Menschen. Es wird also in der Oper, die sich mit sagenhaften Stoffen beschäftigt, ein der Natur nach epischer Gegenstand auf die Bühne gezogen: dies ist ein Widerspruch

in sich, und also kommen wir auch hier schon wieder zu einer Kriegsfrage.

Ein größeres Bedenken gesellt sich hinzu. Die Sagenwelt gehört kindlich primitiven Stufen der Cultur. Sie wirkt auf uns in vollem künstlerischen Reize; aber sie wirkt auch nur, wenn sie sich in den Formen kindlich einfacher, naiver Darstellung bewegt. Mitunter gelingt der entwickelten Kunst dieser naive Ton des Vortrags, wie wir's etwa von Goethe's „Erlkönig" oder von einigen der besten Balladen Uhland's rühmen können, oder in der bildenden Kunst von Moritz von Schwind's Märchen- und Sagenbildern. Es ist aber unendlich schwierig, solch schlicht naiven Ton auf der Bühne zu treffen, und vollends gar auf der Opernbühne. Hier muß der Textdichter und Componist nothgedrungen starke Drucker aufsetzen und in derben Farbencontrasten malen, beide dürfen nicht im schlichten Tone des Volksliedes dichten und singen, der vortragende Sänger selbst muß hochpathetisch accentuiren, und je höher Decorations- und Costümwesen ausgebildet ist, um so gewisser reißt es uns aus der Illusion der dämmernden Sage, die eben nur in der eigenen Phantasie Leben gewinnen kann, wenn dieselbe einem einfach erzählenden Vortrage folgt, der uns gar keine Zeit und Stimmung läßt zur realistischen Kritik. Alle unsere romantischen Opern — auch die besten nicht ausgenommen —, verfallen dem Fluche des Theatralischen, sowie sich die Hauptpersonen im Zauberkreise der Sagenwelt bewegen. Ich erinnere nur an die öftere Behandlung des „Aschenbrödel" durch Niccolo Isouard, Rossini und andere, an Boieldieu's „Rothkäppchen", an Marschner's „Hans Heiling", Spohr's „Faust", Weber's „Oberon", wie nicht minder an die von Wagner behandelten größern Stoffe der mittelalterigen Sagenkreise. Wer mit unserer mittelalterigen Volksepik vertraut ist, wer den echten

reinen Stil der Volkssage und des Volksliedes in der Poesie kennt, der weiß auch, wie wenig hier von der Naivetät des Sagentones im großen oder kleinen Stile zu finden ist. Das Wesen der Oper widerspricht eben diesem Tone.

Darum war es denn auch bei jener classischen Heldenoper, die sich im Gebiete der altgriechischen Götter- und Heldensage bewegte, fast ebenso schwer, den naiven Ton zu treffen, obgleich der antike Gegenstand an sich schon zu einer leichter erreichbaren äußern Einfalt und Größe der musikalischen Architektonik leitete. Die griechischen Heroen Händel's, Scarlatti's, Hasse's sind nicht griechisch, sie sind eben doch auch wieder theatralisch im Sinn und Geiste des vorigen Jahrhunderts. Und vielleicht fand nur Gluck in seinen beiden „Iphigenien" so einfache, keusche und erhabene Formen, daß wir bei denselben das Theater und die Oper vergessen, und sagen: hier muthet uns die Musik hellenisch an. Allein wie vereinzelt steht dieser gelungene Versuch! Als Mendelssohn seine Musik zur „Antigone" und dem „Oedipus" componirte, wagte er's schon nicht mehr, den Hellenismus Gluck's wieder aufzunehmen; denn die modernen Musiker haben höchstens noch ein historisches Verständniß für das einfach Große und einfach Schöne, sie fürchten sich, dasselbe praktisch zu verwerthen. So griff Mendelssohn zu einem Chorstil voll Geist und Kraft, der aber viel mehr an alte Kirchenmusik als an die selig heitere Kunst der Antike erinnert. Eine Zeit, die sich nicht mehr getraut, Gluck's Vorbild in der Oper und Haydn's Vorbild in der Symphonie wieder aufzunehmen, kann auch keinen antiken Sagenstoff musikalisch naiv und doch edel und groß behandeln.

Weit leichter als bei der reinen Sagenoper gestaltete sich die Lösung des schwierigen Problems, wenn die Sage nur im Hintergrunde spielt, während wir im Vordergrunde der Handlung leibhaftige moderne Menschen erblicken. Das ist

der große Vortheil beim „Don Juan" und „Freischütz". Die handelnden Figuren sind Fleisch von unserm Fleisch und Geist von unserm Geiste, und nur von ferne ragt eine Dämonenwelt der Sage in die rein menschliche Handlung herein. Shakspeare's „Hamlet" und „Macbeth" bilden hier die Parallele zum „Don Juan", sie sind vollauf bühnenwirksam, was sich dagegen vom „Sturm" und dem „Sommernachtstraum" mit ihren in den Vordergrund geschobenen Märchengestalten viel weniger sagen läßt. Und doch hat der Dichter den großen Vorsprung vor dem Musiker, daß er auf der Bühne eine weit naivere Sprache reden darf. Der antike Heros, der germanische Recke der Urzeit in der Gestalt eines Tenoristen oder Baritonisten der modernen Bühne hat immer schon einen verzweifelt harten Stand. Kommen aber gar Götter und Göttinnen, möge es nun Jupiter sein oder Mars, der Amor oder die Diana Gluck's, der Brahma Auber's oder der Wotan Wagner's, mögen sie Arien singen oder Recitative, endliche oder endlose Melodie, so fallen wir vollends aus aller Täuschung. Denn die reine und echte dramatische Illusion gewährt uns auf der Bühne doch nur der leibhafte Mensch, weil wir eben leibhafte Menschen vor uns sehen und hören. Im Epos ist es anders, da schließen wir die Augen und sehen, was sich die Phantasie nur immer zu gestalten vermag.

XVI.

Neben einer Oper, die ganz oder theilweise auf sagenhaften Motiven ruht, versuchten es dann namentlich deutsche und französische Romantiker einen novellistischen Stoff, wie er sonst nur der komischen Oper eignete, im Stile der ernsthaften, ja der hochpathetischen Oper zu behandeln. Hier

stehen wir auf rein menschlichem Boden, und die Oper tritt in unmittelbarsten Wettkampf mit dem gesprochenen Drama. Das Meisterwerk dieser Gattung ist ohne Zweifel Beethoven's „Fidelio". Die Hauptwirkung der Musik sammelt sich in der Darstellung leidenschaftsvoller Seelenkämpfe. Und diese musikalischen Stimmungsbilder, die Charakteristik des bangenden und verzweifelnden Schmerzes, der hingebenden Treue, der Hoffnung, des Erwartens, des Jubels sind mit einer Kraft und Unmittelbarkeit gegeben, die keinem Poeten erreichbar wäre. In ihrer einfachen innerlichen Größe nähert sich diese Oper, welche gar keines Bühnenprunkes bedarf, dem Oratorium. Warum hat diese, unserm modernen Geiste doch so sehr zusagende Gattung keinen allgemeinern Anbau gefunden, warum sind wir dennoch wieder rasch zur Geschichts- und Sagenoper zurückgekehrt? Mir dünkt, aus zwei Gründen. Erstlich ist der Kreis der Stimmungen, Gefühle und Leidenschaften, welche die Musik mit höchster Naturgewalt darstellen kann, vergleichsweise beschränkt. Denn sie vermag nicht, gleich der Poesie, die Conflicte des Gefühls durch Conflicte des Gedankens ins unendlich Mannichfaltige zu nuanciren. Zweitens aber konnte selbst Beethoven die ungeheuere Wirkung doch nur erreichen auf Grund der so höchst einfachen Handlung seines „Fidelio". Diese Oper gibt vielmehr eine große dramatische Situation als ein vollständiges Drama, und es gehörte das ganze Genie eines Beethoven dazu, um dennoch den dauernd durchschlagenden Bühnenerfolg zu gewinnen. Das gelang, wie bekannt, auch nur sehr allmählich, nicht weil Beethoven, wie man jetzt mythisch zu dichten beliebt, ein von seiner Zeit verkanntes Genie gewesen wäre, sondern weil das Publikum über der Tiefe und Majestät seiner Musik erst die Ansprüche vergessen mußte, welche man herkömmlicherweise an eine Oper stellte, weil es sich gewöhnen mußte, den „Fidelio" als eine Gattung für sich

gelten zu lassen. Kleinere Meister konnten und durften weder auf solche persönliche Kraft, noch auf solches Entgegenkommen des Publikums rechnen. Sie suchten durch den Reiz novellistisch spannender und verwickelter Handlung zu ersetzen, was ihnen an hinreißender Kraft musikalischer Seelenmalerei versagt war. Allein wenn schon ein Drama mit novellistischem Aufbau fehlerhaft, dann ist vollends eine novellistisch durchgeführte Oper unerträglich. Höchstens ließe sich dieser Satz zu Gunsten des Lustspiels und der komischen Spieloper einschränken. Die ernste Oper verlangt einfach große Gruppen und breite Formen; je verwickelter und spannender die Handlung wird, je wechselnder Personal und Scenerie, um so dürftiger und conventioneller wird die Musik. An diesem Conflict ist die Mehrzahl der neuen deutschen Opern zu Grunde gegangen.

XVII.

Noch blieben uns historische Stoffe übrig. Selten entlehnte die ältere Oper ihren Vorwurf aus der Geschichte, und selbst dann versuchten die Musiker kaum, die großen Gegensätze des Völkerschicksals neben und mit dem Schicksale des Einzelhelden musikalisch dramatisch zu erfassen, oder die individuelle Charakteristik durch die Farbe der culturpolitischen Gegensätze des Völkerlebens zu steigern. Dies überließ man dem gesprochenen Drama, welches bei uns Deutschen, vorab seit Schiller's „Wallenstein", einem solchen Ideale mit unverdrossenem Eifer nachrang.

Für das politische, religiöse und sociale Pathos findet die Musik der Bühne nur in Ausnahmefällen den vollgültigen Ausdruck. Derjenige neuere Meister, welcher sich in dieser Richtung besonders versucht, aber nach guten Anläufen

doch immer nur ein höchst bedenkliches Gesammtresultat erreicht hat, ist Meyerbeer. In seinen „Hugenotten" und im „Propheten" soll das religiös-politische, dann das socialpolitische Pathos, den musikalischen Grundton der Oper geben. Es gelingt auch dem Componisten, den Gegensatz der Hugenotten und Katholiken, oder das Wiedertäuferwesen musikalisch zu symbolisiren. Allein die privaten Empfindungen der Hauptpersonen überwuchern daneben. Die novellistische Episode vom Liebeskampf Valentinens wird musikalisch bedeutender und fesselnder als der historische Kampf der Hugenotten, welcher zuletzt im reinen Theatereffect verpufft. Umgekehrt steht die Sache im „Wallenstein", wo Thekla und Max nahezu als eine Concession fürs Theater erscheinen, während der große historische Conflict poetisch die Hauptsache bleibt. Hätte Meyerbeer Aehnliches versucht, hätte er's mit der künstlerisch reinen Hand eines Schiller durchführen können, so würde er vielmehr zum Oratorium als zur Oper gekommen sein, wovon er dann freilich himmelweit entfernt war.

Wir besitzen auch Opern, die man politische nennen könnte, insofern sie einen tiefen politischen Eindruck hervorgebracht, ja aneifernd in die Zeitereignisse eingegriffen haben und deshalb sogar in der politischen Geschichte genannt werden. Ich meine Rossini's „Tell" und Auber's „Stumme" wegen ihres Zusammenhanges mit den Bewegungen der Julirevolution. Allein, wenn auch die aufregende politische Wirkung dieser Opern zu jener Zeit nicht zu leugnen ist, so lag der letzte Grund doch vielmehr in Einzelheiten und Aeußerlichkeiten. Trotz der zündenden Kraft der Aufruhrscene in der „Stummen" wird doch niemand die Oper heutzutage mehr eine politische nennen, weil die novellistisch opernhaften Charaktere Masaniello's, Fenella's u. s. w. musikalisch soviel stärker in den Vordergrund treten als das

politische Pathos. Man braucht übrigens nur Schiller's „Tell", der ein wirkliches politisches Drama ist, mit Rossini's „Tell" zu vergleichen, der blos zufällig eine politische Oper wurde, dauernd aber eine effectvolle Sonntagsoper geblieben ist, um des vollen Gegensatzes inne zu werden. Der politische Nerv eines Dramas liegt nicht in der Naturgewalt einzelner Aufruhrscenen, sondern in der Entwickelung nationaler und politischer Gedankenkämpfe, welche vorausgegangen sind. Diese müssen wir auf der Bühne miterlebt haben, verkörpert durch die handelnden Personen. Dergleichen voll und tief darzustellen, ist wol dem echten dramatischen Dichter möglich, dem Operncomponisten aber wird es versagt sein.

Viel eher ließe sich ein politisches Oratorium denken. Hier kann man weit gedankenhafter motivirend vorbereiten als auf der Bühne. Die unentbehrliche Episode einer Liebesgeschichte fällt von selber hinweg. Das Volk wird in den Chören zur mithandelnden Person, ja diese Chöre überwiegen wol gar musikalisch, was in der Oper nicht angehen würde. Große politische, religiöse und sociale Gegensätze lassen sich musikalisch überhaupt sicherer in Chormassen zeichnen als im Sologesange. Händel gibt uns hundertfach den Beweis und wirkt in den Chören seiner Oratorien eben darum meist soviel tiefer als in den Arien. Nicht weil er etwa jene musikalisch allezeit reicher und sorgsamer durchgebildet hätte als diese, sondern weil er im Chore Raum, Zeit und Stoff gewinnt, ein vertieftes Bild der nationalen und religiösen Motive auszuführen, sodaß wir den Eindruck bekommen, als sei der religiöse und politische Gedankengehalt vielmehr dem vielstimmigen Satze vorbehalten, die individuelle Stimmung dagegen der Arienmelodie. Bei dem gesprochenen Drama politischen oder religiösen Inhalts wird es umgekehrt sein. Der Dichter wird die bewegenden politischen Gedanken

Einzelpersonen zutheilen müssen, durch Volksscenen kann er nur noch ein allgemeines Stimmungsbild hinzufügen. Im Oratorium denkt die Masse politisch, das Individuum empfindet; im politischen Drama entwickelt das Individuum den Gedankenkampf eines Volkes, welches im Hintergrunde bleibt. Darum gehört das politische, sociale, religiöse Drama auf die Bühne, die entsprechende Oper in den Concertsaal.

So ist es nun gekommen, daß wir uns dem Ziele einer wirklichen historischen Oper immer nur in kleinen Versuchen von fern her genährt haben, dagegen stets wieder zurückgekehrt sind zu den im engern Sinne romantischen, sagenhaften Opernstoffen. Der Conflict zwischen Epik und Dramatik, der Gegensatz einer theatralisch-opernhaften Behandlung und eines seiner Natur nach naiven Gegenstandes geht durch unsere ganze neuere und neueste Opernwelt, wie ein ähnlicher Conflict auch der ältern antikisirenden Oper nicht erspart war. Und während wir uns im Drama bestrebten, zu einem tiefern Gedankeninhalt, zu großen politischen und nationalen Stoffen aufzusteigen, sind wir bei der Oper in der romantischen Zauberwelt befangen geblieben. Dadurch steht aber die moderne Oper im vollen Gegensatze zu unserer übrigen modernen Cultur, im Widerstreit mit unserer neuern und neuesten poetischen und kritischen Entwickelung. Dem stimmungsreichen, aber gedankenarmen theatralischen Romanticismus sind wir in den übrigen Künsten entronnen und die Kritik hat sich überall mit den schärfsten Waffen gegen denselben gewendet; in der Oper dagegen blieben wir, schaffend oder genießend, die alten Romantiker bis auf diesen Tag; nicht weil wir es wollten, sondern weil es die Oper gewollt hat.

XVIII.

Man sieht: die Summe der innern und äußern Widersprüche häuft und steigert sich, je weiter wir in einer historisch-kritischen Analyse der Oper vorrücken.

Ich wende mich nun aber zu zwei Gebieten, auf welchen diese Widersprüche noch viel greller hervortreten. Das eine umfaßt den Operntext in seinem Zusammenhange mit der Musik, das andere die Doppelaufgabe der Musik, dramatische Bewegung in voller Energie darzustellen und dennoch Musik zu bleiben. Ich fasse zunächst den ersten Punkt ins Auge.

Bei der Oper wirken allemal zwei schaffende Künstler zusammen: der Poet und der Musiker. Sollte nun die Oper ein harmonisch vollendetes Kunstwerk sein, so müßte Text und Musik die gleiche Vortrefflichkeit haben. Dies ist kaum jemals der Fall gewesen; häufiger kam es allerdings vor, daß beide gleich schlecht waren.

Die Stellung des Textdichters zum Componisten war nach Zeit und Land vielfach verschieden. Bei den ältesten Opern vertrat der Poet die reifere, der Musiker die noch unreife Kunst, und so beginnt die Geschichte der Oper mit der Ueberlegenheit des Dichters, ähnlich wie unsere lyrische Poesie geraume Zeit der Liedercomposition überlegen war. Allein die jugendliche dramatische Musik wuchs rasch empor, die Partitur wurde bald dem Libretto ebenbürtig. Metastasio repräsentirt diese Epoche bei den Italienern, Quinault bei den Franzosen. Damals vermochte man noch als Operndichter selbständigen und dauernden Ruhm in der Literaturgeschichte zu gewinnen. Quinault konnte durch seine Operntexte dagegen [illegible] wieder gut machen, welche ihm Boileau's politischen oder seiner mittelmäßigen Tragödien beigebracht Der Dichter wird [illegible] lasen noch die artigen Verse seiner

Librettos, als sie die dazu componirte Musik Lully's bereits vergessen hatten. Apostolo Zeno und Metastasio übten durch ihre Texte einen mitbestimmenden Einfluß auf den Entwickelungsgang der italienischen Oper, und man kann die Leistungen der letztern im zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts gar nicht charakterisiren ohne fortlaufenden Hinblick auf Metastasio. Er diente nicht blos den Componisten, sondern er belehrte auch einen Hasse, wie nicht minder die Sänger und Sängerinnen. Gleich manchen seiner Genossen konnte er als „Hofoperndichter" leben und bezog in dieser Eigenschaft zu Wien das damals enorme Gehalt von 4000 Gulden. Seine Texte erschienen noch am Schlusse des Jahrhunderts in einer Gesammtausgabe, während die meisten der zahllosen Compositionen derselben längst in den Bibliotheken begraben lagen. Wilhelm Heinse, der uns nicht blos die italienische Opernmusik jener Periode so begeistert analysirt, sondern auch ihre Schätzung durch die Zeitgenossen dargestellt, wendet diesen Texten eine Theilnahme neben den berühmten Compositionen zu, die wir für moderne Librettos nicht mehr aufwenden. Selbst in späterer Zeit konnte sich da Ponte, der Dichter der „Danaiden", des „Baum der Diana", des „Figaro" und des „Don Juan", durch seine Librettos einen bedeutenden poetischen Namen machen, obgleich er schon nicht mehr die musikalische Poesie als Lebensberuf zu behaupten vermochte.

Bei den Deutschen stand es freilich anders im 18. Jahrhundert. Die Musik überflügelte anfangs weitaus unsere tiefgesunkene Poesie, die Vorliebe der Musiker für die italienische Sprache reizte ohnedies die deutschen Dichter nicht zum Wettkampfe mit den Componisten, und als unsere classische Literaturperiode anbrach, war das frühere Gleichgewicht von Partitur und Libretto schon zerstört, der Text galt bereits als das Untergeordnete, Handwerksmäßige, die Musik

als das künstlerische Hauptstück der Oper. Wir besitzen zwar einzelne sonst unbedeutende Dichter, welche durch große Tonmeister, denen sie mit einzelnen Operntexten trefflich dienten, einen dauernden Namen gewonnen haben, wie Bretzner, Treitschke, Kind; — aber einen deutschen Textdichter, der als solcher epochemachend in der Literatur- und Musikgeschichte geworden wäre, gibt es nicht. Dazu kommt, daß wir fortwährend mit den elendesten Uebersetzungen italienischer und französischer Textbücher überschwemmt wurden. Hier haben wir eine chronische Mishandlung der Sprache und des gesunden Menschenverstandes aufzuweisen, wie auf gar keinem andern literarischen Gebiete, nicht einmal der Romanübersetzungen. Das ungeheuere Uebergewicht der Partitur über das Buch entschied sich aber gerade in unserer classischen Musikperiode: als wir uns eben der herrlichsten Bühnenmusik erfreuten, faßte das Vorurtheil Wurzel, daß der Text ziemlich gleichgültig, ja daß zu einer Oper auch der schlechteste Text gut genug sei.

Während vordem in Italien und Frankreich die Partitur mitunter früher veraltet war als das Textbuch, so veraltete bei unsern meisten Opern der Text früher als die Musik. Wo aber dies geschieht, da ist eben das innere Gleichgewicht, die volle Harmonie des ganzen Kunstwerkes gestört, und wenn auch die Musik an sich von unvergänglicher Schönheit wäre.

Nun könnte man sagen: dieselbe Gefahr droht bei aller Vocalmusik. Ohne Zweifel ist sie hier auch überall vorhanden, und jedenfalls die reine Lösung der Aufgabe nicht so sicher in des Musikers Hand gelegt wie bei der rein instrumentalen Kunst. Allein, man muß doch unterscheiden. Nehmen wir die Liedercomposition. Hier ist das Gedicht ein für sich selbständiges, fertiges Kunstwerk, welches vom Dichter geschaffen wurde, ohne die nothwendige Voraussetzung der musikalischen Composition. Es ist ein Glück

oder Unglück, wenn sich ein Musiker des Textes bemächtigt; eine Nothwendigkeit ist es nicht. Der Liedercomponist wird sich, wenn er seine Aufgabe richtig faßt, dem Dichter unterordnen müssen und wird dies um so mehr thun, je bedeutender das Gedicht, je mehr es bereits übergegangen ist in das Bewußtsein der Nation. Wer z. B. ein Goethe'sches oder Heine'sches Lied ganz frei, ohne Rücksicht auf den Charakter des Dichters componiren, wer es als bloßen „Text" nehmen wollte, der würde schon dadurch einen künstlerischen Fehler begehen. Der Musiker hat es dann aber auch in der Hand, sich die besten Gedichte zu wählen. Ist er so unbesonnen, daß er fehlgreift, so wird geschehen, was bei den meisten Opern geschah, es wird seine Musik, und wäre sie auch noch so trefflich, zu Grunde gehen mit dem Veralten des Textes. Das sehen wir leider nur allzu oft. Sind doch so viele Mozart'sche Lieder uns kaum genießbar wegen der schlechten Texte, droht doch so mancher herrlichen Schubert'schen Melodie ein rasches Verschwinden wegen des unglücklich gewählten Gedichtes. Solche Misgriffe mögen gerade dem eifrigsten, dem absoluten Musiker leicht begegnen, und Reichardt, der halb Literat, halb Musiker war, hat seinerzeit seine Liederdichter weit vorsichtiger gewählt als Mozart und Haydn; allein wo ein solcher Misgriff eintritt, da bleibt er doch subjectiv und trifft nicht, wie mit Nothwendigkeit, die ganze Gattung.

Günstiger als der Liedercomponist ist der Kirchenmusiker gestellt, welcher in den typischen Texten des Rituals und der Bibel eine gleichsam eherne Grundlage seiner Musik findet, die vielleicht nicht allen Anforderungen moderner Aesthetik entspricht, aber doch schon durch ihren typischen Charakter dem Wechsel des Geschmackes entrückt ist. Dagegen wird der Oratoriencomponist fast so schlimm daran sein wie der

Operncomponist; und doch — lange nicht ganz so schlimm! Denn bei der Oper, welche auf der Bühne wirken soll, ist der dramatische Aufbau unendlich entscheidender und rächt sich folglich jeder Fehler gegen die gesunden Grundsätze der Dramatik weit härter als bei der mehr erzählenden und lyrischen Anlage des Oratoriums.

Aus den vorangestellten historischen Notizen ergibt sich nun für die deutsche Oper folgendes wunderliche und wenig trostreiche Resultat.

Daß die Franzosen und Italiener vor zeiten ein leidliches Gleichmaß von Buch und Partitur besessen hatten, berührt uns nur mittelbar; die gleichzeitige deutsche Oper — ich denke an Kaiser und seine Genossen — wurde dieses Vorzugs nicht theilhaftig.

Wenn noch früher Heinrich Schütz einen Textdichter wie Opitz fand, und also ein bedeutender Poet neben einem bedeutenden Musiker an den Pforten der deutschen Oper im 17. Jahrhundert steht, so hat dies für uns nur den Werth einer glückverheißenden Sage, denn die Musik von Schütz ist verloren gegangen.

Als Hiller Texte von Chr. F. Weiße, Benda Gotter'sche Texte componirte, standen Musiker und Dichter wol ebenbürtig nebeneinander; nur war die Gattung jener Opern leider eine kleine und die Gesammtwerke verfielen rasch der Geschichte. Dasselbe gilt auch von den Kotzebue'schen Texten, welche späterhin Himmel, Weigl, B. A. Weber und andere in Musik setzten.

Bei Wieland's „Alceste“, componirt von Schweitzer, und bei Goethe's Operetten, an welchen sich Reichardt und zahllose Spätere versuchten, überragt zwar der Name des Dichters weitaus die Namen der Musiker und die Texte blieben theilweise in der Literatur lebendig, während die Musik vergessen wurde. Allein weder für die Geschichte der Oper

noch auch des bloßen Operntextes gewannen trotzdem Wieland oder Goethe epochemachende Bedeutung.

Als sich unsere Oper musikalisch immer höher hob, verfiel der deutsche Text mehr und mehr dem literarischen Handwerk. Und wenn z. B. Weber beim „Freischütz" ein wirklich höchst wirksames Buch fand, — wie schwer mußte er für diesen Glücksfall bei den Texten der „Euryanthe" und des „Oberon" wieder Sühne zahlen! Wenn Spohr beim Texte seiner „Jessonda" Glück hatte, wie unglücklich traf er's beim „Faust"! Es ging selbst den besten Meistern mit guten oder schlechten Operntexten ziemlich genau wie mit den Treffern und Nieten in einer Lotterie.

Gluck's auf ein deutsches Buch componirte Oper, seine „Mekkapilger", ist uns heute textlich ungenießbar, während uns seine italienischen und französischen Texte noch immer erträglich oder auch ganz gut erscheinen. Mozart hatte mit seinen italienischen Texten einen entschiedenen Vorsprung vor den deutschen. Wenn wir uns lange genug ärgerten über die schlechten Uebersetzungen seines „Idomeneo", „Figaro" und „Don Juan", so können wir jetzt wenigstens durch verbesserte Uebertragung den Urtext unter der Hand gleich mit verbessern und bei „Così fan tutte" das schlimme Original völlig umgestalten. So besitzen wir jetzt bereits bessere deutsche „Don Juan"-Texte, als sie zu Mozart's Zeit jemals geschrieben worden wären, lediglich weil der Urtext kein deutscher war! Ging es doch auch ähnlich bei Händel's englischen und italienischen Cantaten- und Oratorientexten, die in der sorgsamen Uebersetzung von Gervinus so bedeutend gewannen und nun einen weit günstigern Eindruck machen als so viele Cantatentexte Sebastian Bach's, von denen wir leider sagen müssen, daß sie ursprünglich deutsch gedichtet sind, und also der kritischen Feile weit schwerer zugänglich! Denn auch hier lehrt nur die Noth beten.

Mit unserer gesteigerten literarisch-kritischen Bildung, mit den erhöhten dramatischen Ansprüchen nahmen auch die Anforderungen an den Text der Oper zu. Die Periode ist vorbei, wo man überwiegend die Musik hörte und den Text darüber vergaß. Der theoretische Satz, daß Text und Musik sich decken und in künstlerischer Tüchtigkeit entsprechen sollen, ist heutzutage selbstverständlich. Allein sind schon die Operncomponisten dermalen weit seltener geworden wie vorher, so findet sich vollends nur ganz ausnahmsweise noch ein wirklicher Poet bereit, Operntexte zu dichten. Die gebildeten Musiker wissen oft recht gut, wie schwach das Buch ist, welches sie componiren: im reinen Nothstand greifen sie dennoch zum schlechten Text. Fällt aber eine Oper durch — wie es gegenwärtig bei der Mehrzahl der neuen Werke zu geschehen pflegt — dann schiebt der Componist dem Dichter und der Dichter dem Componisten den Miserfolg in die Schuhe.

XIX.

Woher kommt es übrigens, daß so selten ein guter deutscher Dichter sich entschloß, Operntexte zu dichten, und, daß, wenn es ja geschah, dieser Text in der Regel den Erwartungen, die man von seinem Autor hegte, nicht entsprach? Warum sind etwa Goethe's und Wieland's Texte keineswegs ebenbürtig den bedeutendern übrigen Dichtungen dieser Meister? Auch in neuester Zeit haben treffliche Poeten (ich erinnere an Geibel's „Lorelei") gelegentlich einen Operntext gedichtet, ohne daß man einen tiefern Einfluß auf das Problem der Textreform verspüren konnte. Nicht der Zufall hat jenes Problem zu einem bisjetzt unlösbaren gemacht; der Grund liegt wiederum in der Natur der Sache.

Wenn ein Dichter einen echt dramatischen Stoff gefunden

hat, so wird er ihn gewiß nicht als Operntext bearbeiten. Man kann vielmehr annehmen, daß es die unbedeutendern, wenigstens die dramatisch nicht vollwichtigen Stoffe sind, welche er allenfalls zu einem Operntext verwenden wird. Allein, nähme er auch das Beste, um das Beste zu geben, so stellt sich ihm doch eine Schwierigkeit entgegen, welche in dem Maße wächst, je mehr der Poet ein ganzer Dichter ist; und das sehen wir gerade bei Goethe. Der Dichter eines Textbuches soll blos den Rahmen geben, die Grundlinien der Charaktere und der Handlung. Je weniger er ausführt, desto besser für den Componisten. Der Operntext soll kein für sich allein lebensfähiges Kunstwerk sein, wie etwa das Lied, welches nachher zufällig seine Melodie findet. Es müßte also der berufenste Dichter eines Operntextes die ganze Kraft seines Talents auf Erfinden, Gruppiren und Andeuten wenden, das heißt, der Poet müßte gerade da aufhören, wo er eigentlich anfangen möchte. Wenn in älterer Zeit italienischen und französischen Dichtern dieses Problem weit besser gelungen ist als viel höher begabten deutschen Kunstgenossen, so rührt dies wol daher, daß bei den deutschen Dramatikern die Gabe der Erfindung und des Aufbaues in der Regel zurücksteht hinter dem Talente der Charakteristik und der Motivirung in der Dialektik der Gedanken und Gefühle. Goethe war nicht so ganz Dramatiker wie Schiller, drum konnte er noch Operntexte schreiben, für welche Schiller nicht entfernt die nöthige Selbstentäußerung gefunden hätte. Es erschiene aber vollends barock und komisch, wollten wir uns den dramatischsten aller Dramatiker, wollten wir uns Shakspeare als Operndichter denken. Was er so überreich besaß, das würde ihn und den Componisten gehemmt haben, und was er zum Libretto am meisten bedurft hätte, das fehlte ihm. Der Conflict des Poeten mit sich selber und dann weiter sein nicht minder unvermeidlicher

Conflict mit dem Musiker ließ die Deutschen so selten zu erträglichen, ich will nicht sagen ausgezeichneten, Operntexten gelangen und schreckte die begabtesten Dramatiker von solcher Sisyphusarbeit zurück.

Da wäre es denn wol das Richtigste, wenn der Componist seinen Text sich selbst dichtete? Im Princip ohne allen Zweifel, wie überhaupt jedes harmonische Kunstwerk nur Einen Meister haben kann. Man sollte auch meinen, in ihrer ursprünglichen Einfachheit hätte die Oper eigentlich mit einem einzigen Dichter-Componisten beginnen müssen. Doch war dies gerade umgekehrt, und erst die neueste Zeit brachte uns mehrfache Beispiele, daß der Componist sein eigener Dichter gewesen ist, und zwar ermuthigende Beispiele. Ich brauche nur an Lortzing und Richard Wagner zu erinnern. Der Letztere erhob die einheitliche Abfassung der Oper durch Eine Hand vollends zum Princip.

Uebrigens ist es charakteristisch, daß diese Versuche gerade in Deutschland vorkommen, während sich die Franzosen und Italiener bei der herkömmlichen Arbeitstheilung beruhigen; ja viele französische Librettos haben sogar mehrere Verfasser.

Von den altitalienischen Operndichtern forderte man musikalische Kenntnisse und Fertigkeiten. Metastasio, der Typus dieser Poeten, war zugleich Musiker und verstand eine Arie nicht blos zu dichten, sondern auch zu componiren. Umgekehrt fordern wir Deutsche jetzt, daß der Operncomponist dichten könne. Vor hundert Jahren würde man einen Fachmusiker, der Verse gemacht, einen poetischen Dilettanten genannt haben; heutzutage würde man gegentheils einem Poeten, der gleich Metastasio seine eigenen Verse componirte, einen musikalischen Dilettanten nennen.

Nun unterliegt es wol keinem Zweifel, daß ein moderner Musiker, welcher befähigt ist, Opern zu componiren, in der Regel so viel formale poetische Technik besitzen wird, daß er

leidliche Verse machen kann. Allein gute Verse machen noch lange keine gute Oper. Wir haben wirksame Operntexte mit sehr schwachen Versen, und wirkungslose mit glänzender Diction. Das Wichtigste ist die Erfindung des Stoffes und der knappe musikalisch-dramatische Aufbau des Textes. Sehr selten wird aber ein Musiker gerade diese Specialität poetischer Befähigung besitzen. Denn die eigenthümlichste Gabe des Musikers bleibt es doch immer, Stimmungen in ihrer größten Tiefe und Mannichfaltigkeit auszusprechen, Gefühle in ihre feinste Verzweigung zu verfolgen, sie zielt also nach einer von den Vorzügen des guten Librettodichters völlig abgewandten Seite. Der Sprachgebrauch nimmt zwar das Wort „Composition" doppelsinnig und redet von der Composition des Dichters wie des Musikers. Allein beide sind grundverschieden. In der poetischen Composition erwächst der Aufbau aus den Gedanken, in der musikalischen ranken sich die Gedanken an den symmetrischen Bau der Form. Letzteres gilt freilich im strengsten Sinne nur von der ganz selbständigen, rein instrumentalen Kunst; allein je genauer die musikalische Architektonik dem Worte des Dichters folgt, um so unmusikalischer wird sie eben auch. Die musikalisch günstigsten Texte werden darum diejenigen sein, welche gar keinen Gedankengang, gar keine poetische Composition in sich schließen, wie Kyrie eleison, Halleluja und Amen; denn mit ihnen kann der Musiker machen, was er will.

Wenn sich der Musiker seinen eigenen Operntext dichtet, so ist doch das Gelingen immer problematisch; und bisjetzt hat sich auch noch kein Musiker gefunden, dessen Textbuch nach Form und Gehalt ebenbürtig seiner musikalischen Leistung gewesen wäre. Man mag dies bestreiten. Allein, auch zugegeben, das Problem sei einem oder dem andern Componisten wirklich geglückt, so wäre dies doch nur eine sehr seltene

Ausnahme, die sich in langem Zeitraume nicht wiederholen wird. Nun bleibt es aber denn doch höchst bedenklich, das ganze Gelingen einer Kunstgattung, die Harmonie und Vollendung derselben, auf eine seltene Ausnahme zu gründen.

XX.

Die dramatische Form und der dramatische Geist ist es, was die moderne Kunst wesentlich von der mittelalterlichen unterscheidet. Im Centrum der neuern Poesie steht das Drama. Die Tragödie bildet seit Shakspeare den Höhepunkt der englischen, seit Corneille der französischen, seit Schiller und Goethe der deutschen Dichtung. Es ist ein Zeichen unsers poetischen Epigonenthums, daß nach Goethe's Tode vielmehr die Lyrik und Novellistik in den Vordergrund getreten ist, allein auch im Liede und der Erzählung weht trotzdem der dramatische Geist.

Steht in ähnlicher Weise die Oper etwa im Centrum der neuern Musik?

Ohne Zweifel war es auch in der Tonkunst das Streben nach Dramatik des Ausdrucks, was die neuere Epoche von der mittelalterlichen der Palestrina-Periode abhob. Palestrina ist kein Dramatiker gewesen; in Orlando Lasso glimmt leise der dramatische Funke; ungleich stärker dramatisirt Heinrich Schütz in seinen Psalmen; Händel und Bach konnten schon darum nicht mehr vorwiegend a capella, sie konnten keine bloße Vocalmusik für die Kirche schreiben, weil sie des Orchesters, des Recitativs, der Arie zur energisch dramatischen Wirkung selbst im Kirchensatze bedurften. Die höhere Instrumentalmusik wird in ähnlichem Maße fortschreitend dramatischer, wie die Malerei von Leonardo bis Rubens. Unsere Sonate ist zuletzt so dramatisch geworden, daß sie aufhörte, Sonate

zu sein. Trotzdem hat die Oper nicht jene maßgebende Stellung im Mittelpunkte der deutschen Tonkunst wie das Drama inmitten der Poesie.

Bach und Händel wandten sich vielmehr ab von der Oper, um ihr Bestes zu leisten. Sie suchten den tiefsten dramatischen Ausdruck nicht auf der Bühne, sondern in der Kirche, in der Cantate und im Oratorium. Die große Epoche der neuern Tonkunst, welche mit Haydn beginnt, hat ihren Schwerpunkt vielmehr in der reinen Instrumentalmusik als in der Oper gefunden. In jener classischen Zeit bis zum Abschlusse der Beethoven'schen Periode herrschte die Symphonie und Sonate, obgleich Mozart damals die Oper so hoch erhob. Die alten Italiener hatten die Opernarie selbst in die musikalische Messe verpflanzt; Mozart impfte den Symphoniesatz auf die Arie; ohne Zweifel zum Vortheil der Arie. Ob aber zum Vortheile der Oper?

Die Gegenwart steht noch immer unter dem überwältigenden Einflusse Beethoven's. Er war ein geborener Dramatiker; dennoch entfaltete er die höchste Kraft dramatischen Ausdrucks lieber in Symphonien und Quartetten, als daß er den einmal betretenen Weg der Oper weiter verfolgt hätte. Die deutsche romantische Schule hat in der Oper eigenthümliche und schöne Blüten getrieben; aber die Reform der formlos verwildernden Romantik war zweien Meistern vorbehalten, die sich wieder von der Oper abwandten: Mendelssohn und Schumann. Beide ließen sich's am Bühnenversuche genügen, ihren eigentlichen Wirkungskreis fanden auch sie wieder im Concertsaale.

Von unsern bahnbrechenden Meistern der vorclassischen, classischen und romantischen Zeit stehen und fallen überhaupt nur zwei mit der Oper: Gluck und Weber. Alle andern, selbst Mozart, würden Größen ersten Ranges bleiben, auch wenn sie niemals eine Oper geschrieben hätten. Die für die

formelle Ausprägung der deutschen Schreibart zumeist maßgebenden Tonsetzer: Bach, Haydn und Beethoven, entfernten sich auch am meisten vom bewegenden Centrum der Oper.

Nun scheint es aber Vielen, als ob dieses Verhältniß gegenwärtig sich anders gestaltet habe, als ob durch Richard Wagner die Oper wirklich in den Mittelpunkt der neuesten deutschen Musik gekommen sei. Diese Frage ist noch keine historische, sie wird erst von kommenden Geschlechtern beantwortet werden können. Nur eine Thatsache steht wol heute schon fest: Gerade der neueste Versuch, die Oper zum Ausgangspunkte der musikalischen Bewegung, zum Grundstein einer neuen Epoche zu machen, bildet den Quell des heftigen Kampfes, der sich gegen Wagner erhoben hat. Denn indem Wagner die Oper ins Centrum der Musik stellte, war er zugleich genöthigt, angriffsweise gegen die Theorie und Praxis unserer größten ältern Meister vorzugehen, gegen die eigensten Traditionen unsers nationalen Stiles. So gestaltet sich auch hier die Gegenwart der Oper, welche noch nicht Geschichte ist, dennoch bereits zu einer Kriegsgeschichte. Und es dürfte dann doch Bedenken erregen, eine Kunstform, die von jeher im Kampfe mit sich selber lag, und in Widerspruch tritt mit jenen Grundformen musikalischer Architektonik, die wir vorab deutsche nennen, zum Ausgangspunkte einer reformatorisch-nationalen Bewegung zu machen.

XXI.

Ich habe von verschiedenen Seiten her gezeigt, wie die Oper mit sich selbst im innern Widerstreit befangen war und ist. Ich will jetzt diesen Kampf da verfolgen, wo er am tiefsten und heftigsten geschlagen wird. Und da behaupte ich: die für die Bühne bestimmte dramatische Musik geräth

in Conflict entweder mit dem Wesen der Musik oder mit den obersten Anforderungen der Bühne.

Auch diesmal suche ich meinen Satz historisch zu erhärten.

Die italienische Götter- und Heldenoper, wie sie in Deutschland bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschte, gab nicht sowol eine fortlaufende dramatische Entwickelung als eine Zusammenstellung scenischer und musikalischer Bilder. Die einfachen Stoffe und die bescheidenern Ansprüche an die musikalische Dramatik ermöglichten und entschuldigten dies in einer Zeit, wo man überhaupt über der Musik den Text, über dem Gesang die Bühne vergaß. Nun ist es aber das Wesen des Bühnendramas, daß eine stetig und rasch vorschreitende Handlung vor unsern Augen sich entfalte. Diese Handlung bewegt sich zunächst in einem fortlaufenden Dialog. Es mußte für die Oper eine eigene Form solch fortlaufender musikalischer Rede erfunden werden, und wir können dieselbe bis in die ältesten Anfänge dieser Kunstgattung verfolgen. Es ist das Recitativ, wie es schon in Peri's und Rinuccini's „Daphne" angewendet wurde, und man kann sagen, das Recitativ hat überhaupt erst die Oper ermöglicht.

Nun ist aber das Recitativ unorganische Musik. Es sind nur einzelne musikalische Elemente in ihm enthalten, aber nicht zu einem selbständig lebensvollen Ganzen verwoben. Statt des taktmäßigen musikalischen Rhythmus hat es den accentuirten rhetorischen, statt der Melodie bloße Declamation, statt der Contrapunktik formlose Modulationen. Als ein primitives Vorgebilde der wirklichen Musik ist das Recitativ uralt. Lange bevor man an eine Oper dachte, besaß die mittelalterige Kirche dasselbe in ihren Antiphonien und Litaneien. Allein bezeichnend genug sind es in der Kirche nicht sowol die Musiker, die Sänger des Chores,

als die Nichtmusiker, die Priester und die Gemeinde, welche das Recitativ ausführen. Es gehört vielmehr dem Cultus als der Kunst.

Auf der Bühne ist nun der Hauptzweck dieses halbmusikalischen Recitativs, einen vom Sänger im Vortrage frei zu gestaltenden Dialog zu ermöglichen. Durchgebildete Melodie und Harmonie würde da zu einer beschwerenden Last werden und die freie Bewegung des Darstellers hemmen. Darum war es ein äußerst zweckmäßiger Brauch, daß in der altitalienischen Oper nicht das Orchester die Recitative begleitete, sondern der Kapellmeister, welcher mit der Allongeperrüke und im rothen Mantel am Klavier saß. Ihm war die Möglichkeit gegeben, jedem raschern oder langsamern Tempo und Einsatze des vortragenden Sängers zu folgen; der Sänger konnte gleichsam musikalisch frei sprechen, während er bei durchgebildet mehrstimmiger Instrumentalbegleitung durch Takt und Tempo gebunden gewesen wäre. Da aber bei dieser trockenen und dürftigen Form des Recitativs (treffend nennt man es „Seccorecitativ") die Beweglichkeit des Vortrags allerdings den höchsten Grad erreichen kann, andererseits dagegen ein tieferer musikalischer Ausdruck nicht zu gewinnen ist, so verband man mit dem Seccorecitativ das sogenannte obligate Recitativ, das heißt, man fügte ausgeführtere, von Instrumenten begleitete, halbmelodische Episoden dazwischen.

Ist nun aber das Recitativ halbfertige, elementare Musik, so wirkt es unter Umständen auch mit elementarer Kraft; die Naturgewalt des rednerischen Rhythmus und der Modulation kann hier in einer Unmittelbarkeit zur Geltung gebracht werden, welche von der durchgebildetern Musik kaum erreicht wird. Allein dieser große, weil einfachste Effect behauptet sich nur bei sparsamster Anwendung und durch den Contrast gegen vollgültige Musikformen. Häufige und lange

Recitative verfallen dem Fluch der Langeweile. Darum wurde das langgedehnte Recitativ, wie man's in den Kirchen hörte, die „Litanei", schon seit unvordenklicher Zeit zum Sprichwort für langweilige Musik. Je mehr das Recitativ in Oratorien und Opern herrscht, um so gewisser droht es zur Litanei zu werden. Lully's fortlaufende rhetorische Recitative erschienen den Zeitgenossen erhaben; dann imponirten sie wol noch durch die Erhabenheit der Langeweile, zuletzt wurden sie schlechthin langweilig, und als man sie längst nicht mehr hören mochte, wurden noch die Ouverturen, Märsche und Tänze der Lully'schen Opern gespielt, welche ihnen zur Folie gedient hatten. Das heißt der undramatischste Theil der Oper veraltete weit später als der dramatischste.

Es liegt in der geschilderten Natur des Recitativs, daß es sich mit der Zeit weit weniger verändert hat als die durchgebildete Musik. Aus einem bloßen Recitativ die Epoche, die Schule, den Meister zu errathen ist meist sehr schwer, nicht selten unmöglich; denn nur wenige Componisten haben ausgesprochen originelle Recitativformen erfunden. Zur ästhetischen Monotonie gesellt sich die historische.

Unter den ältern deutschen Meistern gibt es zwei, welche ganz besonders durch weise Sparsamkeit in der Anwendung des Recitativs hervorleuchten: Bach und Mozart. Bach erreicht durch das knappe Maß und den gutgewählten Platz seiner obligaten Recitative oft ganz überwältigende Wirkung, während Händel, trotz einzelner den Bach'schen ebenbürtiger Recitativsätze, doch gar manchmal durch das Uebermaß des Recitativs ermüdet. Allein Bach's Cantaten und Passionswerke sind eben auch keine Dramen, folglich war es ihm weit leichter gemacht, die rechte Oekonomie des Recitativs zu treffen. Bei Mozart rühmt man den sparsamen und eben darum höchst drastischen Gebrauch ganz kurzer Recita-

tive in der „Zauberflöte". Allein diese Oper hat daneben gesprochenen Dialog im Uebermaße, sie ist ein wunderbar einsames Gebilde, welches in keine gangbare Gattung paßt, und jedenfalls kein eigentliches musikalisches Drama. Im „Don Juan" hebt sich das sparsame obligate Recitativ wahrhaft imposant über die fortlaufenden Seccorecitative empor. Nur wurde diese weise Sparsamkeit erst ermöglicht durch ein Uebermaß von Arien, an welchem „Don Juan" als dramatisches Gesammtwerk ohne Zweifel leidet.

Man könnte die niemals vollauf geglückten Versuche mit der Oekonomie des Recitativs folgendermaßen nach Epochen ordnen. Beim altfranzösischen Musikdrama überwuchert das Recitativ, fortwährend mit einem fragmentarischen Arioso vermengt in ermüdender Weise und erstickt die organische Musik. Bei der altitalienischen Oper ermüdet das Recitativ als trockenes Nebenwerk zwischen den überwuchernden Arien. Die französische und deutsche Dialogoper umgeht die Klippe der recitativischen Langeweile auf Kosten der musikalischen Einheit. Die modernen Componisten schwächen den Effect ihrer gearbeiteten Solo- und Ensemblesätze durch das Uebermaß des obligaten Recitativs. Das rechte Maß erscheint überall nur als Ausnahme, und so wird man sich vermuthlich auch in Zukunft von einem Extrem zum andern stürzen, wie man's in der Vergangenheit gethan. Denn dies liegt in der Natur der Sache.

Da nun aber beim Recitativ das bei weitem größere Gewicht dem ausführenden und nicht dem schaffenden Künstler beigelegt ist, so dürfen wir uns nicht wundern, daß die alten Componisten namentlich ihren Seccorecitativen keine große Bedeutung gaben. Dieselben ziehen sich mehr wie ein nothwendiges Uebel durch die alten Opernpartituren, in vielen Handschriften, die nicht gerade für die Ausführung im Theater abgeschrieben waren, fehlen sie sogar gänzlich.

Von manchen Meistern wissen wir auch, daß sie jene Recitative nicht einmal selber componirt haben, sondern von Schülern und musikalischen Handlangern nach bestimmter Schablone ausarbeiten ließen. Es ist höchst charakteristisch, daß hier also der Theil der Oper, welcher die fortlaufende dramatische Rede gab, von vornherein als Nebenwerk erschien, während dieser fortlaufende Dialog im gesprochenen Drama, wie sich auch von selbst versteht, doch immer als Hauptheil in den Vordergrund treten wird.

XXII.

Den Gegensatz zur dramatischen Rede des Recitativs bildet die Arie. Wenn das Recitativ den Dialog musikalisch potenzirt, so bezeichnet die Arie den Monolog. Sie ist vollgültige architektonische Musik, und die ganze Kunst der Melodiebildung, der Harmonie, der Rhythmik soll sich in ihrem Aufbau entfalten. Nach Masse und Gehalt überwiegt die Arie in der alten Oper italienischen Stils, das heißt, es wurde der dramatische Fluß der Handlung der Entfaltung musikalischer Kunst geopfert. Ein Drama, in welchem die Monologe überwiegen, ist aber doch ein Widerspruch in sich selber, und ein Drama, in welchem diese herrschenden Monologe obendrein lyrisch sind — und das waren jene Arien fast durchweg — hört vollends auf, überhaupt ein Drama zu sein. Darum nennt man die ältere Oper im italienischen Stil, der wir den Charakter eines rein musikalischen Werkes nicht abstreiten können, eine Concertoper auf der Bühne, und dies ist eben, wie schon das Wort besagt, ein Zwitterding. Zur Arie gesellten sich allerdings wol ein oder zwei Duette, die aber meist wieder nur zweistimmige Arien waren, oder ein Chor von liedartiger Form, höchst selten ein eigent=

lich dramatisches Ensemblestück. Man setzte sich vor die Bühne, um musikalische Lyrik zu hören, und zwar in der Form von zwei Dutzend und mehr Monologen.

Es bezeichnet die große Meisterschaft Gluck's, daß er den Monolog der Arie zu dramatischem Gehalte zu steigern wußte, daß er die Lyrik der Arie nicht aufgab und sie dennoch in dramatischen Fluß brachte, wie andererseits Mozart selbst seine bewegtesten Ensemblestücke aus den Grundformen der Arie zu bilden verstand. Beide Meister ließen uns, wie auch andere geniale Dramatiker nach ihnen, die Kluft vergessen, welche die Musik vom Bühnendrama trennt, aber dauernd überbrückt haben sie dieselbe nicht.

Die Musik ist ihrem innersten Gehalte nach überwiegend lyrisch. Bezeichnen wir doch die am meisten musikalische Gattung der Poesie, welche aber vom Drama am weitesten abliegt, mit diesem von einem Musikinstrument entlehnten Namen. Ihrer Form nach aber ist die Musik architektonisch. Und dieses Wort entleihen wir von einer Kunst, bei welcher von dramatischem Gehalte gar nicht geredet wird.

Die Musik ist formell architektonisch. Das heißt damit sie sich schön, verständlich klar und nach ihrem ganzen Reichthume entfalten könne, muß sie Parallelen und Gegensätze der Rhythmik, der Melodie, der Harmonisirung aufbauen. Der musikalische Bau liebt Symmetrie, Ebenmaß und Wiederholung der gegeneinander gestellten Theile. Wie die Symmetrie in der Baukunst darauf hinausläuft, daß gleichartige oder ähnliche Theile in geschickter Proportion wiederholt werden, so ist es die Rückkehr zum Anfang, die Rückkehr zu verwandten, abgeleiteten Formen in neuer Beziehung, was die musikalische Symmetrie ausmacht, jene Wiederholung und Contrastirung der Glieder, Perioden und Sätze, jene Verbindung von Anfang und Ende, die wir das „musikalische Rondo" im weitern Sinne des Wortes nennen. Eine un=

symmetrisch fortlaufende Melodie oder, wie man heutzutage sagt, eine endlose Melodie, ist eben gar keine Melodie.

Der architektonisch-symmetrische Charakter findet sich überall, wo wir eine vollgültige Musik hören. Wir gewahren ihn in der Fuge so gut wie in der Tanzmusik, im vielverschlungenen Satze der Symphonie wie im einfachsten Liede.

Beim Gesange widerspricht nun aber ein rastlos fortschreitender Text diesem symmetrischen Wesen des musikalischen Aufbaues und namentlich dem Bedürfnisse einer parallelisirenden Wiederholung der musikalischen Grundform, des sogenanten Motivs. Daher trat schon frühe das Bedürfniß der Textwiederholungen im Vocalsatze hervor. Das Volk in seinen Liedern wiederholt naiv die Schlußzeilen der Verse, es kommt von selbst zum volksthümlichen Refrain; ebenso gut wie der kunstreichste contrapunktische Componist zu steten Textwiederholungen genöthigt ist, nicht blos um Zeit und Raum zum musikalischen Aufbau zu gewinnen, sondern auch um den Parallelismus, die Symmetrie, das Rondo seiner einzelnen musikalischen Periodentheile herzustellen und in den wiederholten Textesworten auch sprachlich schon anzudeuten. Das heißt die Musik hält den Text auf, zumeist schon durch Takt und Tempo, aber viel mehr noch durch ihren symmetrischen Periodenbau, und im höchsten Sinne musikalisch ist eigentlich nur das Strophengedicht, also der undramatischste Versbau. Mit Strophen kann man im Drama nicht viel anfangen; trotzdem zwang der Musiker den Textdichter zum Strophenbau.

Die Arientexte der alten Opern nach italienischem Schnitt sind darum strophisch, die Strophen selbst aber äußerst kurz und einfach in den Worten, damit der Componist Gelegenheit finde, diese einfachen Sätze und Worte beliebig oft auch in wechselnder Umstellung zu wiederholen, und damit er

dann durch diese Textwiederholung die Freiheit gewönne, seinen musikalischen Aufbau zu ordnen und zu entfalten. Man denke nur an die endlosen Wiederholungen der knappen Arientexte in Händel's Oratorien; sie geben uns das getreue Bild des Verfahrens, welches man in der gleichzeitigen italienischen und deutschen Oper verfolgte. Es war aber keineswegs Wort- oder Gedankenarmuth des Textdichters, die hierzu führte, sondern die Absicht, durch knappe Worte dem Componisten freien Raum zu schaffen. Wortkarge Poesie war musikalische Poesie.

Selbst Lully und Gluck, die den musikalischen Monolog zum Dialog zu gestalten suchten, konnten sich der Textwiederholungen nicht entschlagen, obgleich sie dieselben nicht so häufig anbringen wie die gleichzeitige italienische Schule. Im Allgemeinen aber waren die deutschen Librettodichter von Anbeginn zu längern Verszeilen, größern, wortreichern Strophen geneigter als die italienischen. Schon die weitschweifige Schreibart unserer vorlessing'schen Poesie drängte dazu, und diese dem Musiker lästige Unbeholfenheit steigerte das Vorurtheil gegen den musikalischen Gebrauch der deutschen Sprache überhaupt. Bezeichnend ist dagegen die außerordentliche Kürze in Wort und Vers, deren sich Goethe bei seinen Operntexten befleißigt. Zu seiner Zeit beschränkten auch schon die deutschen Musiker die allzu häufigen Textwiederholungen. Wer diesen Fortgang statistisch darstellen wollte, der fände in den Partituren Gluck's, Mozart's und Weber's, verglichen mit den Partituren Händel's, Hasse's und Graun's ein ganz ziffernmäßiges Material. Allein die Textwiederholungen blieben darum doch die Regel.

Nun tritt aber ein fortwährend sich wiederholender Text in schroffen Gegensatz zu der stetig fortschreitenden Handlung. Hier liegt ein innerer Widerspruch. Vor unsern Augen soll sich das rascheste Ineinandergreifen von Gedanke

und That vollziehen und die Personen, denen dies obliegt, wiederholen sich andererseits beständig in ihren Worten, damit die Musik Zeit habe zu ihrem architektonischen Aufbau. Die Erkenntniß dieses Misstandes hat dann die modernen Meister den Textwiederholungen immer abholder gemacht und Richard Wagner zuletzt dahin geführt, daß er sie als einen dramatischen Misgriff völlig verschwinden ließ. Allein, da auch Wagner Zeit braucht und viele Worte, um seine musikalischen Perioden zu entwickeln, so wiederholt er im Texte zwar nicht die Worte, wohl aber die Gedanken in wechselnder Einkleidung. Sagte man nun vor hundert Jahren, musikalische Poesie ist wortkarg, so müßten wir jetzt sagen: musikalische Poesie darf wortreich sein, wenn sie nur gedankenarm ist. Denn würden die Gedanken ebenso rasch sich drängen wie die Worte, so könnte der Musiker schlechterdings nicht folgen, weil der musikalische Gedanke mehr Zeit und folglich eine breitere Wortgrundlage braucht als der poetische. Nun ist es aber für einen an gedankenhafte Sprache gewöhnten Zuhörer unendlich viel störender, dieselben Gedanken in immer andern Worten wiederholt zu hören als dieselben Worte. Wenn wir Gedankenwiederholungen statt der Wiederholung der Worte setzen, so wird auch der Gang des Stückes keineswegs rascher. Man meidet nur den Schein, bleibt aber doch in einem Widerspruche mit der Natur des Bühnendramas stecken, der eben durch die Natur der Tonkunst bedingt ist.

XXIII.

Schon in der frühesten Zeit des vorigen Jahrhunderts war es üblich, den Zuschauern Textbücher der Opern in die Hände zu geben. Auf unsern Bibliotheken finden sich ab

und zu noch ganze Convolute derselben; sie haben sich besser erhalten als manche einst berühmte Opernpartitur. Die Sitte der Vertheilung dieser Bücher hatte aber früher ohne Zweifel einen andern Grund als gegenwärtig.

Wir sollen in der Oper sehen und hören zugleich, den Fortgang der Handlung mit dem Auge ununterbrochen verfolgen, den Fortgang der Worte im Gesange nicht minder mit dem Ohre. Das alte Seccorecitativ war leicht verständlich, auch ohne Textbuch, weil es eben die bloße musikalisch-rhetorische Accentuirung des Wortes in sich schloß, getragen von einer magern Begleitung des Klaviers. So waren auch die Worte der alten Arie mit ihren vielen Textwiederholungen leicht zu verstehen, eben weil dieselben Sätze und Worte immer wiederkehrten. Man konnte also sehen und hören zugleich und eines Textbuches zum Verständniß der Handlung füglich entbehren. Allein ein solches Buch war damals dennoch ein angenehmer Luxus. Der Anblick des Textes erleichterte die Orientirung in Aufbau und Reihenfolge der Arien, und der musikalische Genuß wird behaglicher, wenn wir über Anfang, Mitte und Ende der Architektonik von vornherein Bescheid wissen. Uebrigens scheinen jene ältesten Textbücher auch mehr eine Ehrengabe für die vornehmern geladenen Gäste der Hofoper als im allgemeinen Gebrauch des Publikums gewesen zu sein.

Ganz anders bei der modernen Oper.

Ueberwiegt nämlich, wie es jetzt geschieht, das obligate Recitativ mit starker Instrumentation, überwiegt ein stets fortlaufender Text mit der sogenannten endlosen, immer weiter sich entwickelnden Melodie, überwiegen durchgebildete Ensembles, in welchen verschiedene Personen verschiedene Worte zu gleicher Zeit gegeneinander singen, dann ist es selbst dem geübten Hörer nicht möglich, dem Gange des Textes genau zu folgen. Man mag das etwas ganz Aeußer-

liches nennen; allein Genuß und Verständniß eines Kunstwerkes ist überall mitbedingt durch Aeußerlichkeiten.

So ist das Textbuch, welches früher ein Luxus war, den man sich zur Steigerung des behaglichen rein musikalischen Genusses gönnte, für den modernen Opernbesucher ein nothwendiges Uebel geworden. Nothwendig: denn ohne den Ariadnefaden des Buches würden wir bei einer complicirten neuen Oper kaum dem Gange der Handlung in großen Zügen folgen, geschweige denn die Einzelheiten und Feinheiten des dramatischen Dialogs verstehen können. Ein Uebel: denn wie kann ich zu gleicher Zeit im Textbuche lesen und mein Auge gerichtet halten auf die fortschreitende, mimisch-plastische Darstellung, die sich auf der Bühne vollzieht? Je dramatischer die moderne Oper wird, um so wichtiger wird diese Mimik sein und um so mehr bin ich andererseits genöthigt, beständig im Textbuche zu lesen. Das ist wieder ein unlösbarer Conflict. Zu einer richtigen Oper muß der Hörer keines Textbuches bedürfen. Dadurch aber ist allerdings dem Componisten die Anwendung gar manchen Mittels dramatischer Wirkung abgeschnitten, welches ihm bei Lektüre des Textbuches noch möglich ist — freilich auf Kosten eines klaren, einheitlichen, harmonischen Genusses.

XXIV.

Alle die vorgedachten Misverhältnisse führten schon frühe dazu, daß man das Recitativ ganz aufgab oder auf ein geringes Maß beschränkte, und statt seiner den gesprochenen Dialog mit Musikstücken wechseln ließ. Diese Dialogoper eroberte sich zunächst bei den Franzosen weittragende Geltung; allein auch die Deutschen, der italienischen Concertoper überdrüßig, wandten sich nicht zunächst zum Musik-

drama, sondern zur Dialogoper. Sie ist für uns um so wichtiger, da sie die herrschende Opernform unserer classischen Musikperiode und der ältern romantischen Schule wurde und zugleich unsere vollendete nationale Selbstbefreiung von der italienischen Vormundschaft bezeichnet.

Das unbestrittenste Recht räumte man dieser Mischgattung wol bei der komischen Oper ein. In der Komödie ist die rasch sprudelnde, andererseits die witzig verständige Rede von größter Bedeutung, und beide widerstreben ihrer Natur nach den Fesseln der Musik. Behandelte doch auch die italienische opera buffa ihre Seccorecitative so leicht und frei, daß das gesungene Wort oft nahezu ins gesprochene überging. Warum sollte man also nicht ganz und ehrlich sprechen, was sich zum Singen gar nicht eignete?

Die Dialogoper hat große Vorzüge vor der Recitativoper. Wir bedürfen bei ihr des Textbuches nicht, und werden durch das gesprochene Wort im fortlaufenden klaren Verständniß der Handlung gehalten. Es ist dem Dichter möglich, eine verstandesmäßige Entwickelung der Conflicte zu geben, die sich musikalisch kaum würde ausdrücken lassen. Dazu wirken die eingewobenen Musikstücke weit frischer, weil wir nicht ununterbrochen Musik hören, während bei der ganz gesungenen Oper das obligate Recitativ und die durchgearbeiteten Sätze sich in ihrem Effecte gegenseitig abschwächen und drücken. Man unterschätze diesen Umstand nicht. Das menschliche Ohr besitzt die wunderbare Eigenschaft, daß es allerdings außerordentlich rasch die verschiedenartigsten Tongebilde fassen kann. Wir hören gar geschwind und glauben, lange Zeit zugehört zu haben, während ein Blick auf die Uhr uns zeigt, daß die wirkliche Zeitdauer eines Musikstückes doch immer vergleichsweise nur sehr kurz war. Aber das musikalische Ohr ermüdet in demselben Maße rasch, als es rasch auffaßt. Sowie jedoch die Musik eine Weile

schweigt, erfrischt sich auch das Ohr wieder in höchster Geschwindigkeit und ein neuer Satz übt wieder unmittelbar neuen Reiz.

All diesem Gewinst der Dialogoper hält aber ein entsprechender Verlust die Wage. Denn da der vorwärts drängende Dialog überwiegend gesprochen wird, die zurückhaltenden lyrischen Monologe dagegen gesungen, so geschieht es nur allzu leicht, daß das dramatisch Bedeutungslosere dem farbenreichen Gesang, das Bedeutsamere dagegen der farblosen Rede zufällt, während es doch der Natur der Sache nach umgekehrt sein sollte. Durch weise Oekonomie ist dieser Uebelstand wol ausnahmsweise vermieden worden, allein die Ausnahmen sind hier ebenso selten wie die weise Sparsamkeit des Recitativs in der ganz gesungenen Oper. Und überdies — mag man sich drehen wie man will — die Dialogoper bleibt einmal doch von Haus aus ein Zwitterding. Dichter und Componist reden nebeneinander in zwei verschiedenen Sprachen, und der darstellende Künstler wird in der Regel vergebens gesucht, welcher dieser zwei Sprachen gleich mächtig wäre.

So urtheilen wir jetzt. Vor funfzig und vor hundert Jahren dachte man kaum an dergleichen Scrupel. Ganz naiv ließ man singen, was eben singbar war, und sprechen, was sich der Melodie nicht fügen mochte. Die Oper als Gattung setzt überhaupt ein gutes Maß ästhetischer Naivetät voraus, beim schaffenden Künstler so gut wie beim genießenden Publikum, und es ist gewiß kein Zufall, daß der im höchsten Sinne naivste unter den deutschen Großmeistern der Tonkunst — Mozart — zugleich unser universell größter Operncomponist gewesen ist.

Die deutsche Dialogoper blühte am reichsten in der Periode unserer classischen Instrumentalmusik, das heißt von 1780—1827. Die zwei volksthümlichsten Opern dieser

Epoche — „Zauberflöte“ und „Freischütz“ — sind Dialog-opern, die zwei erhabensten — „Don Juan“ und „Fidelio“ — gesellen sich hinzu. Denn wenn auch „Don Juan“ ursprünglich mit Seccorecitativen gesetzt war, so vertauschte man dieselben bei der Verdeutschung des Textes doch rasch und allgemein mit dem gesprochenen Dialog. Schien es doch den Leuten damals, als ob eine Oper gar nicht recht deutsch sei, wenn sie durchaus Recitative habe! Wir kehren jetzt wieder mit gesteigertem Genuß zu jenen Seccorecitativen des „Don Juan“ zurück. Welche Wandlungen des Geschmackes liegen hier vor! Cherubini setzte seine „Medea“ trotz des großartigen antiken Stoffes mit Dialogen; dagegen hat Lachner neuerdings Recitative hinzucomponirt, um die Oper wieder aufführbar zu machen. Cimarosa's „Heimliche Ehe“ hat ursprünglich Seccorecitative; man verwandelte sie nachgehends bei der deutschen Aufführung in Dialog; dann warf Lindpaintner vor fünfundzwanzig Jahren den gesprochenen Text wieder heraus und ersetzte ihn durch modern obligate Recitative; unlängst griff man dagegen in München nicht nur wieder zu den ursprünglichen Seccorecitativen Cimarosa's zurück, sondern der Kapellmeister begleitete dieselben auch nach altitalienischer Weise am Klavier — und die Wirkung war überraschend günstig. Man könnte einen tiefgreifenden Commentar schreiben über diesen Wechsel des Geschmacks auf so engem Gebiete.

Wenn es dem Seccorecitativ vor zeiten schlimm genug erging, indem es als Nebensache von den Componisten vernachlässigt und von den Dirigenten und Sängern willkürlich behandelt wurde, so ist es dem gesprochenen Operndialog noch schlimmer ergangen. Er war ja auch Nebensache. Darf es aber in einem harmonischen Kunstwerk überhaupt eine Nebensache geben? Die Sänger und Regisseure stutzten sich den gesprochenen Text nach Belieben zurecht, oder er-

weiterten und verzerrten ihn, und da zuletzt Niemand mehr das ursprüngliche Buch in Händen hatte, so erwuchsen endlich oft wahre Monstra des Unsinns, wie wir's bei ganzen Scenen des „Don Juan" und der „Zauberflöte" erlebt haben.

Vergleichen wir die deutsche Dialogoper mit der Recitativoper, so ergeben sich noch folgende historische Gegenzüge: Die Recitativoper entstammte der Hofbühne, sie war aristokratisch, verfiel aber im Extrem dem Erbfluch aller Aristokratie, der Langeweile. Die Dialogoper wurzelte anfangs vielmehr bei den Stadtbühnen, sie war volksthümlich und sank im Extrem zur Gemeinheit herab, zur musikalischen Posse. Die erstere lehnte sich anfangs an italienische Vorbilder, die andere an französische. Beide verdeutschten sich. Vor sechzig Jahren behauptete man, daß die Dialogoper vorzugsweise die national-deutsche Form sei, heutzutage behaupten Viele das Nämliche im Gegentheil von der neuesten Phase der Recitativoper. Die letztere stand dem deutschen Schauspiel anfangs als überlegene Nebenbuhlerin hemmend und feindlich gegenüber; die Dialogoper ist aus dem Schauspiel erwachsen und schuf eine Art Verbrüderung zwischen Sängern und Schauspielern; sie machte das Schauspielhaus zugleich zur Opernbühne. Im vorigen Jahrhundert und im Anfang des gegenwärtigen war es bei den deutschen Theatern noch üblich, daß Schauspieler die leichtern Rollen dieser Dialogopern sangen; die musikalische Ausführung mag darunter gelitten haben, während die mimisch-dramatische gewann. Gegenwärtig nehmen wir Sänger und Sängerinnen zu jenen Schauspielopern, die des gesprochenen Wortes wenig mächtig sind, bei denen das Musikalische überwiegt zum Nachtheile der eigentlichen Schauspielkunst. Wir mögen uns also wenden, wohin wir wollen, so gerathen wir auch hier wiederum zwischen zwei Stühle — wie überall bei der Oper.

XXV.

Die Musik braucht zur Aussprache ihrer Gedanken weit mehr Zeit als die Poesie im gesprochenen Worte. Ein musikalischer Gedanke, der nur aus wenigen Takten besteht, wirkt nicht, selbst wenn die energischsten Mittel in diesem kleinen Rahmen aufgewendet sein sollten; denn nur durch thematischen Aufbau wird der musikalische Gedanke Musik, die „Phrase" zum „Satze". Beim gesprochenen Wort ist dies anders. Der Poet hat es besser. Er kann in wenigen Versen eine ganze Situation, er kann einen höchsten dramatischen Effect in Epigrammen des Dialogs geben. Die Musik widerstrebt dem Epigramm, vorab die Musik im großen Raum, die Musik der Bühne. Wäre es bloßer Zufall, daß unsere Opern immer länger werden? Sie werden länger, weil man dramatisch immer schärfer motiviren will, äußerlich aber widerspricht dieser breite Bau der Bühnendramatik. Das ist ein böser Cirkel. Die moderne Oper wird zuletzt an der Breite ihrer dramatischen Motivirung ersticken, wie die altitalienische an ihren Arien erstickt ist. Dagegen dichten wir jetzt keine Bühnendramen mehr von der Länge des „Hamlet", des „Don Carlos" oder „Götz". Die modernen Schauspiele sind um deswillen nicht poetischer geworden als jene alten, aber sicher bühnenmäßiger.

Auf der Bühne soll es Schlag auf Schlag gehen. Der Zuschauer soll niemals zu Athem kommen, er soll mit der rastlos sich bewegenden Handlung gleichfalls in steter Bewegung gehalten werden. Demnach könnte man meinen, der dramatische Geist widerspreche überhaupt der Musik. Das ist aber keineswegs der Fall. Es sind dramatische Stimmungen musikalisch darstellbar mit einer Naturgewalt des Ausdrucks, an welche die Poesie nicht heranreicht; und wir

würden Vieles des Besten und Wunderbarsten verloren geben, was überhaupt die musikalische Kunst geschaffen hat, wenn wir auf die dramatische Musik verzichten wollten. Aber es ist ein Unterschied zwischen dramatischem Geiste und zwischen der allerdings vollkommensten, der buchstäblichen Dramatik der Bühne.

Dies sehen wir schon in der Poesie. Es gibt dramatische Momente im lyrischen Gedicht und noch mehr im epischen. Der Erzähler versetzt uns oft mitten in eine energisch bewegte Handlung; allein er nimmt sich hierzu einen Aufwand von Zeit, welchen die Bühne nicht gewähren kann. Wie oft bekennt der Romandichter, die Situation, welche er schildernd erzählt, sei viel rascher in Wirklichkeit verlaufen, als er Zeit bedurft habe, um sie in Worte zu fassen, oder der Leser, um dieselben zu lesen. Dennoch kann eine solche geschilderte Situation von tiefem dramatischen Geiste erfüllt sein.

Aehnlich steht es mit der Musik. Sie ist ihrer eigensten Natur nach lyrisch und braucht mehrentheils größere Zeit zum Aufbau ihrer Formen, als der rasche Gang einer echten Bühnenhandlung gestattet. Die Musik kann etwa so viel volle Dramatik geben wie der Epiker in einem erzählenden Gedicht, aber keineswegs die rastlos schlaghaft vorschreitende Dramatik des Schauspieldichters. Im Nibelungenliede und der „Göttlichen Komödie" finden sich Stellen, welche als erläuternde Seitenstücke der musikalischen Dramatik gelten können, nicht aber im eigensten Gange einer Shakspeare'schen Tragödie. Unsere großen Oratorien lassen sich aber vielmehr mit den auch dramatisch gehaltvollen Epen vergleichen als unsere Opern. Auch im Oratorium werden dramatische Conflicte geschlungen und gelöst, allein der Hörer steht da gleichsam einem erzählenden Sänger gegenüber, welchem Zeit gegönnt ist, die Situation zu entfalten. Auf der Bühne

dagegen sehen wir die handelnden Personen selbst und haben niemals Zeit.

Man könnte die ganze Geschichte unserer Oper gliedern unter dem Gesichtspunkte, inwieweit sich der Componist Zeit und Raum gönnte, seine musikalische Architektonik zu entwickeln.

Die Meister der Arienoper nahmen sich arglos Zeit, Musik zu machen, sie gaben derselben mitunter einen mächtigen Accent, aber sie verzichteten auf die Illusion einer stetig rasch vorschreitenden Handlung.

Die Dialogoper mißt mit doppeltem Maße, sie verfuhr auch bei der Oekonomie der Zeit dualistisch. Das gesprochene Wort führt uns ohne Aufenhalt von Scene zu Scene, plötzlich aber tönt das Ritornell des Orchesters dazwischen, eine Arie, ein Lied, einen Chor ankündigend, und bittet uns gleichsam, daß wir uns eine Weile Zeit gönnen möchten, um einer Stimmungsmalerei zu lauschen, welche den Gang der Handlung stillstellt.

In der altfranzösischen Recitativoper, welche im Gesange das musikalisch Schöne dem Drastischen opferte, verfuhr man dennoch ähnlich: die Intermezzi zwischen den Acten, die zahlreichen Märsche, Ballete, Chöre und ariosen Instrumentalsätze stellten die Handlung still und schoben musikalisch colorirte lebende Bilder mitten in das Vorschreiten des Dramas.

Auch Gluck verschmähte diese Hülfsmittel keineswegs, wenn auch in geläuterter Form und mit weisem Maße, um den Musiker neben dem Dramatiker geltend zu machen. Bei der Einfachheit seiner Stoffe, bei der Natur der antiken Fabel, die überhaupt langsamern Schrittes einhergeht als eine romantische oder moderne, und bei der gedrängten Knappheit seiner musikalischen Formen vergessen wir dann freilich den Conflict zwischen dem Dramatiker, welcher niemals Zeit hat, und dem Musiker, der immer Zeit braucht.

Anders liegt die Sache bei Mozart. Kraft der unvergleichlichen Unmittelbarkeit seiner dramatischen Inspirationen und der hohen Formvollendung seiner Musik läßt auch er uns gar oft vergessen, daß wir eigentlich forteilen sollten, während wir stillstehen. Allein er täuscht uns durch seinen Reichthum wie Gluck durch seine weise Sparsamkeit. Sowie wir aber kritisch streng prüfen, werden wir gestehen müssen, daß selbst „Don Juan" unter einem Uebermaß von Arien leidet, die den Gang der Handlung verschleppen; daß das herrliche Mozart'sche Orchester mit seiner durch die Symphonie gebildeten und bereicherten Instrumentation den dramatischen Ausdruck zwar steigert, aber auch den Fortgang verzögert, daß überhaupt zu viel gesungen und musicirt wird, angesichts der Conflicte, welche Schlag auf Schlag zur Lösung drängen. Aber wir hören dieses Singen und Musiciren so gern! Ohne Zweifel hat Mozart sein Eigenstes und Gewaltigstes in der Oper gegeben. Allein seine reinsten und harmonischsten Gesammtwerke sind dennoch seine Opern nicht, sondern die vorzüglichsten Symphonien, Quintette und Quartette. Da konnte er einig mit sich selbst, da konnte er ganz Musiker sein; es war ihm Zeit vergönnt, die Musik sich vollkommen ausreden zu lassen in ihrer eigenen Sprache.

Der geschilderte Conflict, mit halber oder verhüllter Lösung, zieht sich dann in stetem Kreislaufe fort auch durch die Geschichte der romantischen und modernen Oper. Neuerdings hat ihn die Wagner'sche Schule mit rückschauender Kritik besonders scharf gezeichnet, und die Streitfrage über die Grenzen der dramatischen Musik und der dramatischen Poesie gewann dadurch ein tiefgreifendes Interesse. Das Bewußtsein des Ungenügens der ältern Opern jeglicher Art wurde durch die hieran geknüpfte Debatte gesteigert. Inwiefern es aber Wagner selbst gelang eine neue und befriedigende Lösung des alten Conflictes zu finden, das ist dann

freilich eine andere Frage, die ich hier nicht zu erörtern habe. Denn meine Aufgabe zielt nur darauf, den historischen Proceß der Kriegsgeschichte unserer Oper darzustellen, und die Kämpfe der Gegenwart berühren diese Darstellung nur insoweit, als sie etwa ein erhellendes Schlaglicht auf die Vergangenheit werfen. Da habe ich denn nur zu verzeichnen, daß auch die Lösung Wagner's zur Zeit noch ebenso stark bestritten wird, wie er seinerseits die frühern Versuche bestreitet. Und also ist auch hier des Krieges sicherlich noch kein Ende.

XXVI.

Die Gegenwart ist keine Zeit der überströmenden oder gar der naiven musikalischen Productivität. Die Zahl der Operncomponisten und der neuen Opern ist kleiner als jemals im ganzen 18. und 19. Jahrhundert, die Zahl der von dauerndem Erfolg gekrönten Novitäten verschwindend klein. Die absolute Musik herrscht nicht mehr, dagegen herrscht die ästhetische Reflexion. Man sucht vielmehr Poesie, Stimmungsmalerei, Gedankensymbolik in der Musik als die reine musikalische Schönheit. Die Musiker wollen Tondichter heißen. Also ist es auch kein Wunder, daß unsere Operncomponisten die vollgültige, selbstherrliche Entfaltung der Musik, die musikalische Architektonik, leichten Herzens dem poetisch Charakteristischen opfern.

Die Geschichte der Kunst, wie die politische Geschichte bewegt sich in einem steten Drängen und Treiben der Extreme. Auf die gesteigerte Action folgt die Reaction — und so weiter in stets aufstrebendem Wechsel. Es fragt sich: wie wird dieses Gesetz sich weiter in der Oper entfalten? Wir sind in Deutschland bei einem Extrem angekommen, welches freilich nicht neu ist, und von den Franzosen schon vor

fast zweihundert Jahren geltend gemacht wurde. Wird unsere Oper demnächst wieder umkehren zur vollgültigen Entfaltung der Musik, in einem edlern und höhern Sinne, als es die alten Italiener gethan haben, — allein abermals auf Kosten der Dramatik, oder werden wir die Musik noch mehr in ihre Elemente auflösen zu Gunsten der dramatischen Darstellung? Ich glaube weder das Eine noch das Andere; weit näher scheint mir ein Drittes zu liegen. Gerade dieser Kampf der Gegensätze, der früher ein naiver war und vorzugsweise auf dem Boden der künstlerischen Praxis gefochten wurde, jetzt aber ein praktisch-theoretischer geworden ist, wird uns mehr und mehr ablenken von der Oper überhaupt. Und zuletzt wird es die Frucht der modernen Bewegung auf diesem Gebiete sein, daß das ästhetisch Zwitterhafte und Unhaltbare der Oper als Gattung immer allgemeiner erkannt werden wird. Die großartigen Versuche zur Oper, in welchen unsere besten Meister sich tragisch abmühten, sind darum doch nicht verloren. Aber die Kriegsgeschichte der Oper wird zuletzt die Oper selber zerstören.

Indem ich an der Oper verzweifle, gebe ich jedoch die dramatische Musik durchaus nicht auf. Denn dies hieße, die moderne Entwickelung unserer Musik von Grund aus verneinen und ihren ganzen Gang seit Händel und Bach für einen Irrgang ansehen. Allein die reinen Ideale der dramatischen Tonkunst führen eben nicht zur Bühnenoper. Wir sollen nicht da wieder anknüpfen, wo Lully roh und unreif oder wo Gluck und Mozart vollendend und entsagend aufgehört haben, sondern, wo Händel begonnen hat, beim Oratorium.

Diese Kunstform ist nach ihrer Grundlage episch. Der Dichter erzählt, aber im Fortgange durchwebt sich der erzählende Vortrag mit lyrischen Episoden, er steigert sich zu dramatischen Scenen, er schließt ab mit betrachtenden Versen,

mit Gedankenpoesie. Dadurch ist dem Musiker Anlaß gegeben, die volle Kraft seiner Kunst breit und allseitig zu entfalten.

Denken wir uns eine neue Epoche dieser Gattung, erfüllt von neuem Geiste. Den Sängern wäre es wieder gestattet singen zu lernen, während über dem declamatorischen Bühnenvortrage die echte Gesangskunst nachgerade verloren gegangen ist. Der Zwiespalt zwischen dem lyrischen und architektonischen Grundwesen der Musik und der Bühnendramatik wäre beseitigt, während die dramatischen Accente des musikalischen Vortrages dennoch zur vollen Geltung kämen. Dadurch daß sich eine Handlung nicht vor den Augen des Zuschauers durch wirkliche Schauspieler, sondern blos vor dem Geiste des Hörers durch gedachte Personen vollzöge, würde die Musik Zeit gewinnen, sich zu entfalten und in ihrer vollen Architektonik aufzubauen. Das Recitativ könnte wieder auf ein bescheidenes Maß beschränkt werden, und würde dadurch seine elementare Kraft der freien Declamation und Modulation um so schlaghafter entfalten. Der Uebergang von der Oper zum Oratorium war bei Händel selbst ein vielfach vermittelter; wie denn seine antiken Cantatenstoffe, „Herakles", „Semele", „Acis und Galathea" halb zur Oper, halb zum Oratorium zählen. Wir müssen nur von dem Gedanken absehen, als ob das Oratorium schlechthin geistliche Musik sei, und müßten schon zur Vermeidung dieses Misverständnisses einen neuen Namen prägen für die auf so gediegener alter Grundlage neu zu gestaltende Gattung. Uebrigens hat uns beispielsweise Schumann mit „Paradies und Peri", Bruch mit seinem „Odysseus" schon den Weg angedeutet. Statt der biblischen Stoffe Händel's und neben denselben müßten Geschichte und Sage wie das individuelle Menschenschicksal die unerschöpfliche Fundgrube bedeutender Stoffe werden. Der Form nach wäre die neue Gattung

von Haus aus deutsch national, sie fände auch nationale Themen des Gedichtes in Fülle. Vorab könnten unsere Sagenkreise mit jener einzig entsprechenden Schlichtheit des musikalischen Vortrags dargestellt werden, wie sie aufs Theater nicht paßt, und die mythische Illusion, welche allezeit vor dem Lampenlicht der Bühne verschwindet, bliebe dem geistigen Schauen des Zuhörers gewahrt. Der äußerliche Sinnenreiz und die Effecthascherei, die immer untrennbar mit der Oper verbunden war, das „Opernhafte", welches wir nur bei den Werken der reinsten und größten Tonmeister ausnahmsweise vergessen, wäre hier endgültig beseitigt, und die Oper würde nach dieser Seite nicht mehr verführend und überreizend auf das echte Bühnendrama wirken. Ein ideales Kunstwerk würde sich entfalten, zunächst allerdings vor einem sehr gewählten, vor einem bildungs-aristokratischen Publikum; die große Masse, welche sich aus Schaulust zur Oper drängt, bliebe unbefriedigt. Aber jenes aristokratische Publikum könnte dennoch mehr und mehr ein volksthümliches werden im edelsten Sinne der Wortes. Denn einmal brauchte sich jenes neue weltliche Oratorium ja durchaus nicht blos in den höchsten Sphären der großen, ernsten Stoffe zu bewegen; auch das Reich der heitern, der humoristischen Muse stünde ihm offen, und neben der heroischen Gattung fände auch die volksthümlich-genrehafte ihr Recht. Das Oratorium ist viel weniger an die Residenz- und Großstädte gebunden wie die Oper; es setzt weniger Unternehmerkapital voraus, aber mehr Kunstsinn und Kunstpflege im Publikum. Und heute schon blühen und wirken tüchtige Oratorienvereine in sehr vielen kleinen Städten, die keine Opernbühne oder höchstens die Caricatur einer solchen erhalten können.

Da in dem neuen Oratorium die dramatische Musik befreit würde von der scenischen Darstellung, so wäre es auch viel leichter, Texte zu gewinnen, die einigermaßen in

Harmonie ständen mit den Leistungen der Composition, und es würde, wie dies uns ja auch die Händel'schen Oratorien bezeugen, selbst der veraltende Text einer jungen Musik nicht in der Weise gefährlich sein, wie es auf der Bühne nothwendig geschehen muß. Der Oratorientext ist an sich schon der Musik untergeordneter als der Operntext; der Dualismus des Dichters und Musikers tritt dort weit seltener störend hervor, weil der Musiker herrscht, und übrigens finden sich allezeit leichter zehn Poeten, die ein erträgliches erzählendes Gedicht mit lyrischen und dramatischen Episoden zu entwerfen vermögen, als ein einziger, welcher ein wirksames Bühnenstück erfinden und theatergerecht durchführen kann.

Die Oper setzt fast alle Künste in Thätigkeit, um sie nicht selten in innern Widerstreit zu bringen; beim Oratorium verbinden sich nur Poesie und Musik, jene als dienende, diese als herrschende Kunst; allein die Musik kann sich dafür in einer Vielseitigkeit und Freiheit entfalten, welche auf der Bühne unmöglich bleibt.

Es ist das große Resultat des Kampfes, den Lessing, Winckelmann und Herder in ihrer Zeit wider die Zopfkunst geführt haben, daß wir damals auf dem Gebiete der bildenden Künste und der Poesie streng unterscheiden lernten zwischen den Aufgaben, Zielen und Mitteln der einen und andern Kunst wie ihrer verschiedenen Gattungen. In dieser Scheidung der Künste lag eine befreiende, reformatorische That. Wir haben in der Musik keinen Lessing und Winckelmann besessen. Darum ward eine Verwirrung aller Grundbegriffe der musikalischen Aesthetik möglich, welche durch die Mischgattung, durch das zwitterhafte Wesen der Oper vollends zu einer babylonischen gesteigert wurde. Und wenn unsere großen Classiker in der Instrumentalmusik trotzdem zu einer so reinen Verwirklichung des Schönheitsideals emporstiegen,

wie sie seit den Tagen der hellenischen Plastik nicht wieder erreicht worden war, so geschah dies auf jenem Gebiete nur, weil sie sich überhaupt um gar keine Aesthetik kümmerten.

Erst mit dem Verschwinden der Theateroper kann die endlose theoretische Confusion verschwinden, welche schon so manchen hochbegabten, denkenden Musiker in die Irre geführt hat. Es würde dann die Möglichkeit gegeben sein, zu einer klaren Würdigung, zu einer Verständigung über die Ziele, Zwecke und Mittel der Tonkunst zu gelangen, und die Musiker würden nicht mehr ihre ganz aparte Aesthetik haben wollen, allen andern Künsten und der Geschichte wie der modernen Wissenschaft zum Trotz.

Die Kriegsgeschichte der Oper ist eben zugleich die Kriegsgeschichte der musikalischen Aesthetik, und der Friede wird erst kommen, wenn einmal die Oper der Geschichte verfallen ist.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.